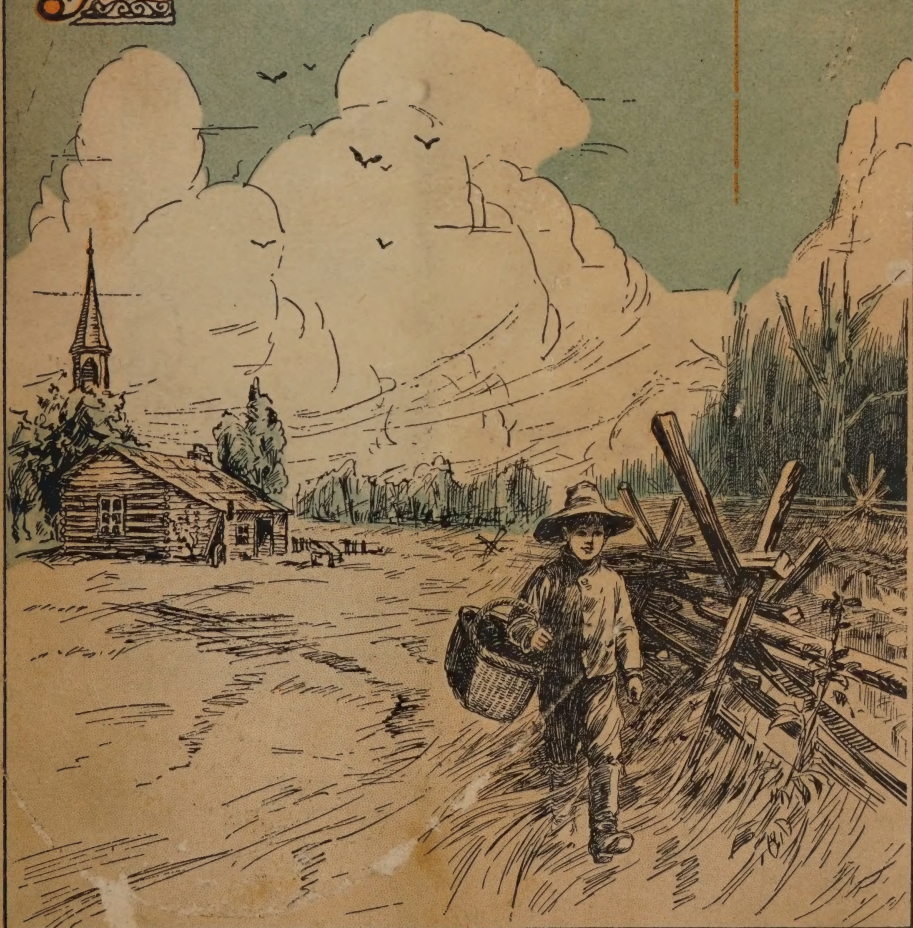
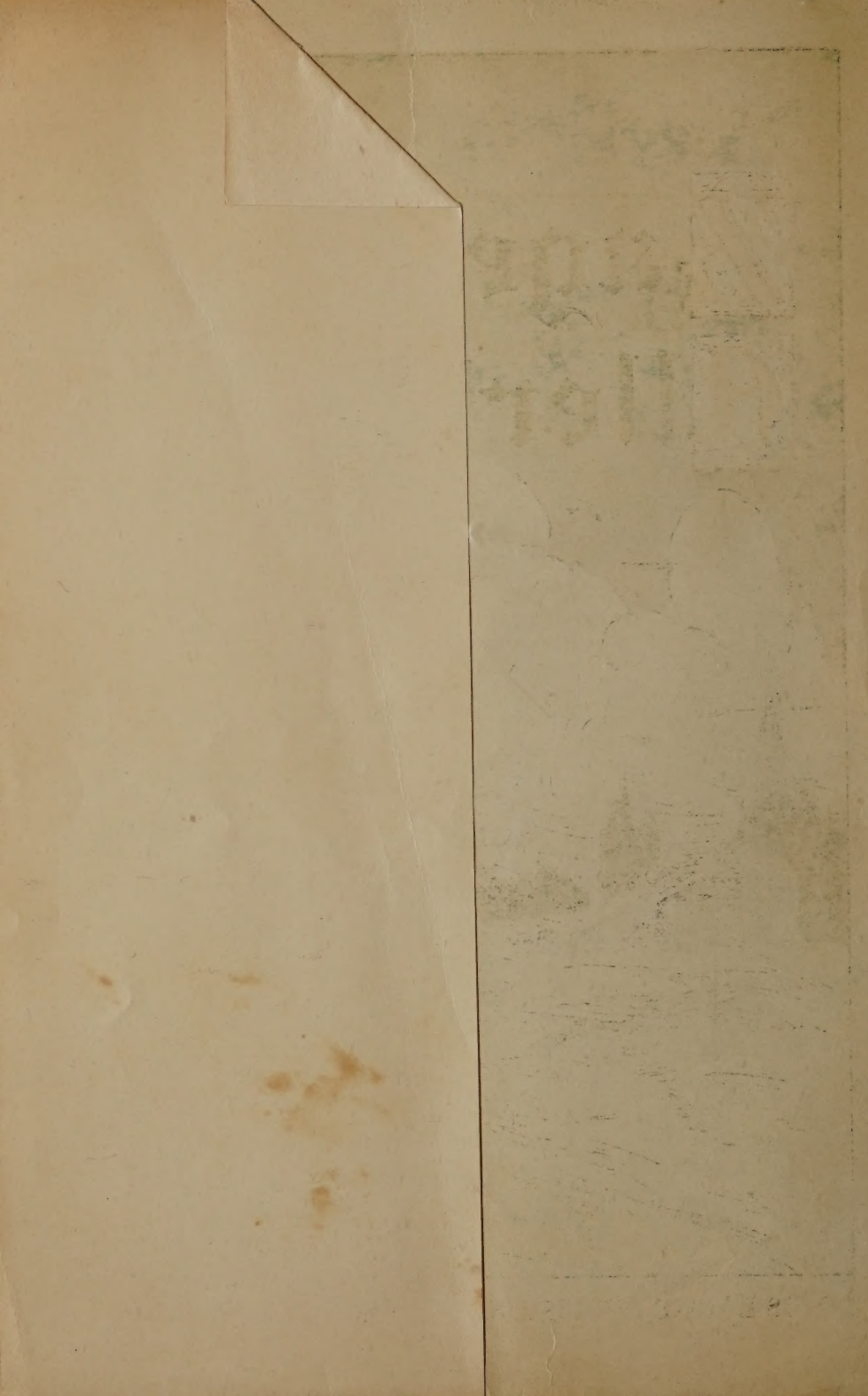


# **Z**agels **A**llerlei

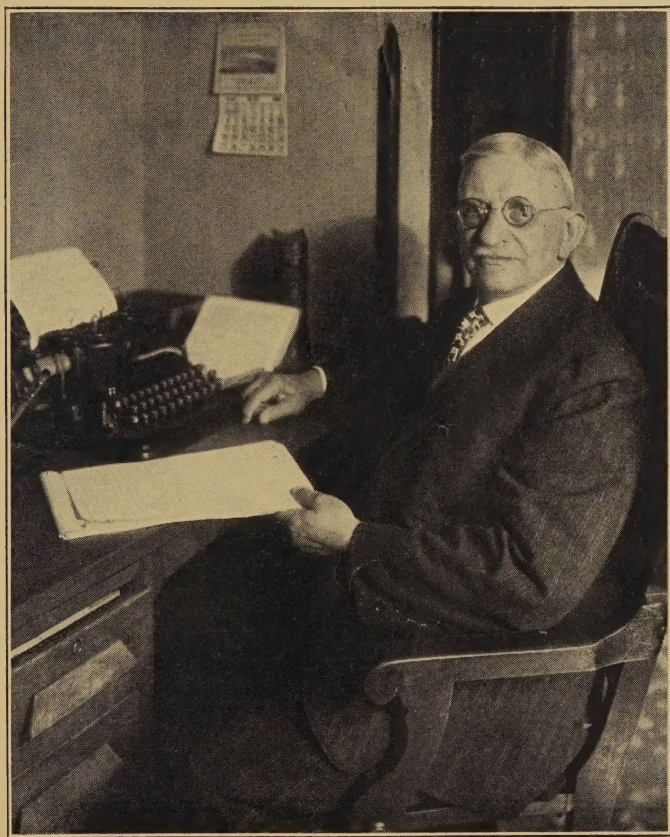


LOUIS LANGE PUBLISHING CO., ST. LOUIS, MO., U. S. A.

*P. Flecher*











# Zagels Allerlei

Eine Serie von Plaudereien

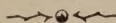
von

Germann H. Zagel.



Zagel ist der Verfasser von folgenden Schriften:

Jack Noostand, Dies und Das und noch Etwas, Aus Frühlingstagen,  
Reisebilder aus den Vereinigten Staaten.



Preis: \$1.00.

Louis Lange Publishing Company  
St. Louis, Mo., U. S. A.

---

---

Copyright  
1930

---

---



## Wie die Post ins Pfarrhaus an der Piqua Road kam.

**W**ar ich da vor einiger Zeit einmal draußen in Nebraska auf Besuch. Es war dies nicht so ganz weit draußen, wo noch die Coyotes um die Erdhütten schleichen und wo man vor Heimweh nach Menschen umkommen zu müssen meint, aber so ganz ohne war es da auch nicht. Waren es auch nicht Coyotes, was da nächtlicherweise unter der Veranda des Hauses umherrummorte, so waren es doch Stinkfäzen, und wenn es zwischen diesen beiden lieblichen Tieren auf die Wahl ankommt, so, denke ich, zieht man im allgemeinen doch den Coyote vor—des Wohlgeruchs wegen.

Die Welt ist dort draußen nicht mit Brettern vernagelt, wie man zu sagen pflegt, schon aus dem guten Grunde, weil es dort wenig Bretter gibt; aber verbaut ist sie doch, und zwar mit Kornstauden. Korn, Korn, Korn! — es ist nicht auszusagen! Korn von Horizont zu Horizont und darüber Gottes schöner, blauer Himmel. Wer dort wohnt, findet dies auch alles wunderschön, und nicht mit Unrecht. Schön ist es auch, wenn's dort nur nicht so einsam wäre!

In jenem einsamen Lande also war ich auf Besuch, und da ich Mütterchen unterwegs in einer großen Stadt zurückgelassen hatte und selbiges Mütterchen mir das Versprechen abgenommen hatte, baldigst Nachricht über mein Verbleiben zu geben, so schrieb ich gleich nach meiner Ankunft im Kornlande einen Brief. Als er fertig, kubertiert und frankiert war, hielt meines leutseligen Wirts leutseliges Söhnlein seine Hand her: „Gib mir den Brief, Onkel, ich bringe ihn in die Box.“

„Box?“ rief ich, „Junge, wo willst du hier in der Gegend einen Briefkasten finden?“

„Dort an der Road! Siehst du nicht den Pfosten?“

Ja, ja, es hatte alles seine Richtigkeit. Der Pfosten war da, und der metallene Briefkasten war daran befestigt. Das Bublein war damit wohl vertraut; er erhielt den Brief, und derselbe ging seine Wege. Ich aber setzte mich auf die Kirchhofstreppe, sah der scheidenden Sonne nach, die eben in das Meer von Kornstauden hinabtauchte, und gedachte vergangener Zeiten.

Wie hatte sich die Welt verändert, seitdem ich selber solch ein barfüßiger Junge war, wie der kleine Martin! Wie war es doch so ganz anders geworden! Im Geiste wanderte ich zurück, durch all die Jahre, zurück nach Osten, hinweg über zahllose Myriaden von Kornstauden, über die Lincoln Creek, den Missouri-Fluß, den Mississippi und noch viel weiter, bis an die alte Piqua Road. Dort im alten Block-Pfarrhause lange ich ja fast immer an, wenn ich ins Träumen gerate. Dort wohnt die Erinnerung. Und wenn auch das alte Pfarrhaus längst von der Erde verschwunden ist, wenn auch das ihm folgende neue jetzt längst ebenfalls ein altes Pfarrhaus geworden ist, wenn auch heute flache Getreidefelder sich ausdehnen, wo einst der Ur=

wald murmelte und rauschte, wenn auch heute in der glatten Landstraße, auf der sogar eine „Elektrische“ ihre Geleise gezogen, niemand die gute, alte Piqua Road erkennen würde: die Erinnerung wohnt doch noch dort; sie wandert auf dem alten Kirchhof umher und liest die alten Namen auf den alten Grabsteinen und wischt sich die Augen und schleicht durch den dünn gewordenen Wald und freut sich, noch ab und zu einen Baum zu finden, der vor—o, so langer Zeit schon stand und seine Zweige gen Himmel streckte. Ab und zu sucht sie mich auf in der Ferne, wandert mir nach, wohin ich auch gehe, und setzt sich zu mir und sagt leise: „Weißt du noch? Erinnerst du dich noch?“ Und dann beginnt sie zu erzählen aus alter Zeit. Und dann sitzen wir zusammen und lachen zusammen, und mitunter stiehlt sich uns eine Träne über die Wangen, und doch freuen wir uns und werden ganz lebendig.

Dort auf der Kirchhofstreppe im fernen Nebraska saß sie auch neben mir und erzählte Hiftörchen aus alter Zeit, und was sie erzählte, will ich nun wieder erzählen.

Wer das Leben in einem Landpfarrhause kennt, namentlich in einem solchen, das rings umgeben ist von Urwäldern — es dürfen auch Kornfelder sein —, dessen einzige Verbindung mit der Welt, der großen, weiten Welt, nur die holprige Landstraße ist, die sich im Sommer über die Mäßen staubig, im Winter eisig und tiefverschneit, im Frühling aber namenlos schmutzig am einsamen Hause vorbeizieht, der weiß, daß in demselben Leben betrübt wenig von dem zu finden ist, was man gewöhnlich Vergnügen nennt. Vater und Mutter haben gar keins, die Töchter aus verschiedenen Gründen blutwenig, und die Pfarrbuben — ja, die hätten eben auch keins, wenn sie es sich nicht selber schafften. Daß sie dies denn auch nach besten Kräften tun, ist ihnen wohl kaum zu verargen; denn sie sind meistens intelligente, gesunde Rangen. Daß sie dann aber, da ihnen mitunter das richtige Urteil abgeht, hie und da auf Einfälle geraten, die anderen Leuten, die nicht Pfarrbuben sind, nicht wie Vergnügen, sondern wie Bubenstreiche vorkommen, und daß sie dann oftmals als böse Buben gelten müssen, was sie oft weder sind noch sein wollen, das ist eine spezielle Pfarrbubenheimsuchung, eine injuria atrox, die sie im späteren Leben, wenn aus ihnen tüchtige Menschen geworden sind, vergessen. Doch dies nur nebenbei.

Das Pfarrhaus an der Piqua Road war ein solch waldbumhülltes, einjames Pfarrhaus, also gab's auch blutwenig Vergnügen daselbst. Diesen Mangel ersetzten wir Pfarrleute hauptsächlich durch Lesen. Welche ungeheuren Massen von Lesestoff haben wir damals verschlungen! Der Vater hielt eine Menge amerikanischer wie europäischer Zeitschriften und Monatshefte, und da er zugleich Agent und gewissermaßen Postmeister für die Gemeinde war, so bekamen wir fast sämtliche Blätter, die die Gemeindeglieder lasen, ins Haus, bis sie weiterbefördert werden konnten.

Wie nun gelangte der Lesestoff ins Pfarrhaus?

Es kam damals nicht morgens gegen zehn Uhr der „H. F. D.-Onkel“ vor's Haus gefahren, wie das in den jetzigen greulich verwöhnten Zeiten der Fall ist, da jeder Farmer, mag er wohnen, wo er will, nach dem Mit-



tagessen seine tägliche Zeitung draußen unterm Apfelbaum lesen und dabei einschlafen kann. Bewahre! Die brillianteste Phantasie hätte sich solche Korruption der Piqua Roaders Einfachheit nicht vorzustellen vermocht. Nein, die guten Leute zügelten damals demütig ihre Lese lust und knebelten sie die Woche hindurch bis zum Sonntag, da dann der Pastor verkündete: „Lutheraner, Abendschule, Germania, Weltbote u. s. w. sind entgegenzunehmen!“ und jeder Farmer darauf mit seinen Geistes schätzen heimfuhr. Wie es der Pastor möglich gemacht hatte, daß die Sachen wirklich entgegenzunehmen waren, darüber haben wohl die wenigsten je nachgedacht. Aber das war gerade das Kunststück.

Waren die Wege gut und der Pastor gesund und er konnte abkommen,



Es hat dazumal viel Seufzen der Kreatur gegeben.

dann ging alles gut. Es ging aber nicht immer alles gut, und daran war vor allen Dingen die gute, alte Piqua Road schuld, die sich nie nach den Wünschen ihrer Anwohner richtete, sondern stets tat, was sie wollte. Im Winter lag der Schnee — man mag dagegen sagen, was man will, es schneite vor vierzig Jahren bedeutend mehr als heutzutage — oft und auch lange fußtief auf ihr, so daß sie unpasseierbar war und sich oft tagelang kein Mensch auf ihr sehen ließ. Da konnte der Vater die Post weder selber holen noch jemand beauftragen, sie mitzubringen. Das waren dann hungrige Zeiten, und wir waren genötigt, längst gelesene Sachen noch einmal zu genießen, was wir wiederkäuen nannten.

Trat darauf Tauwetter und Regen ein, so schmolz der Schnee, und da das Wasser, dank dem famosen „Roadmachen“ damaliger Zeit, nicht ablaufen konnte, so blieb es auf der Straße stehen, weichte den Lehm auf und bildete an der Oberfläche eine gelbbraune Suppe, die in der Sonne glänzte.



Solange der Frost noch unter der Suppe im Boden saß, fuhr'n die Farmer hindurch, daß der Schmutz rechts und links durch die Luft flog und Pferde, Geschirr und Wagen mit Lehm überzogen waren. Da gab's eine Zeitlang wieder Post. Wenn aber das Frühjahr kam, die schöne Passionszeit, und der Frost aus der Erde wich, dann erschien die Piqua Road erst in ihrer ganzen Glorie; denn dann war sie unergründlich. Es verwandelte sich dann die gelbe Suppe in einen gelben Teig und der Teig sich allmählich in Pech, zähes Pech.

Solange es noch irgend möglich war, trieben die Farmer, die in der Stadt gerade in dieser Jahreszeit in Folge der schlechten Wege die höchsten Preise für ihre Produkte erzielten, ihre armen Pferde mit Rufen und Peitschenhieben durch den Kot, und hat es dazumal viel Seufzen der Kreatur gegeben.

Konnten die Tiere trotz aller Anstrengung nicht mehr vier Räder ziehen, so nahm man den Wagen auseinander, befestigte die Deichsel an die Hinterräder, nagelte einen Kasten aus rohen Brettern zusammen und brachte ihn zwischen den Rädern auf irgendeine Weise an, so daß er fest saß, spannte zwei, auch wohl drei und sogar vier Pferde davor, kletterte hinauf in den Kasten und tauchte mit dem ganzen „Outfit“ hinab in die Tiefen der Straße. Von den Speichen war schon nach wenig Schritten nichts mehr zu sehen; der Lehm hatte sie nicht nur ganz eingehüllt, sondern auch den Raum zwischen den Speichen von der Nabe bis an die Felgen so vollständig ausgefüllt, daß die Räder aussahen wie die aus Scheiben von Baumstämmen hergestellten Räder der Mexitaner. Das Rollen besorgten nicht die Felgen mit den eisernen Reifen, sondern die Naben (hubs), und der Wagentasten erhob sich nur wenig über den Kot, so daß es fast schien, als schleiften die Pferde einen Schlitten über den Schmutz. Wie zerrissen die Straße selbst war und wochenlang blieb, davon macht sich der Leser wohl kaum einen richtigen Begriff.

Der Kot wurde täglich zäher und steifer, so daß endlich der Verkehr auf der Straße ganz eingestellt werden mußte. Das einzige Behülfel, das noch auf ihr hätte fortkommen können, wäre ein Luftballon gewesen. Da wir nun einen solchen nicht hatten, so blieben wir zu Hause, Pastor, Farmer und Pferde.

Der freundliche Leser merkt schon, wie es da um die Post aussah, und versteht, warum der Vater nicht jeden Sonntag vermelden konnte, daß die Abendsschule u.s.w. entgegenzunehmen sei. Wenn er aber selber auch ein tüchtiger Leser ist, so wird er gleicherweise verstehen, wie hungrig wir nach neuem Lesestoff waren in unserer Gefangenschaft, welche Tantalusqualen wir erduldeten, wissend, daß sich die Postzüge auf den Eisenbahnen um keinen Schmutz der Piqua Road kümmerten, sondern die Post pünktlich einlieferten, wissend, daß der Postmeister die schönen Sachen aufhäufte, — und nicht hinkommen können, sie zu holen! Man wird verstehen, wie gar wenig das Wiedererkäuen schmeckte, und welche Anstrengungen wir machten, den geliebten Lesestoff zu erlangen.

Am liebsten besorgte dies der Vater selbst.



Montags, Dienstags und Mittwochs war es nicht schlimm. Wir wußten, da gab es noch nicht viel zu holen — möglicherweise einen Brief, doch war dies eben bloß möglich, nicht wahrscheinlich; denn wir waren keine eifrigen Brieffschreiber. Und wenn auch einer angekommen war, so mochte er auf der Post liegenbleiben bis zum Ende der Woche. An eine tägliche Zeitung dachte damals kein Landbewohner.

Am Donnerstag aber ließ sich viel Post erwarten, und der Donnerstag war, wie der Samstag, bei vielen Farmern der Stadtfahrtag. Da machte sich unser Vater, dessen Gehalt ihm nicht gestattete, eigenes Fuhrwerk zu



Nach dem Frühstück folgte immer eine Morgenandacht.

halten, auch fertig zur Stadtfahrt, um die Post zu holen und die nötigen Einkäufe zu besorgen, und wir Kinder erhielten den Auftrag: „Paßt auf und schaut fleißig zu, ob nicht ein Wagen kommt!“

Das war schon vor dem Frühstück. Natürlich fuhr der Vater ohne ein solches nicht fort. Nach dem Frühstück aber folgte bei uns immer eine Morgenandacht, die uns Kindern schon unter normalen Verhältnissen immer zu lange vorkam, am Stadtgehtag aber geradezu grausam erschien. Doch im Andachthalten war der Vater unerbittlich, jedes Buch, jedes Gebet kam an die Reihe wie an anderen Tagen auch. Wir Kinder schielten dabei fleißig zum Fenster hinaus auf die Straße, und der Segen, den uns die Andacht brachte, war nicht von Bedeutung. Auch der Vater selbst konnte es nicht

unterlassen, des öftern vom Buche auf und zum Fenster hinauszusehen; und dann konnte es passieren, daß er las: „Ist's nicht besser, wir ziehen wieder in Aegypten? Und einer sprach zu dem andern: — Guck, da fährt gerade der George Lührmann vorbei! Das ist doch ärgerlich! Wie schön hätt' ich da mitfahren können! Na, ich denke, der Onkel Franz fährt heute auch hin. — Laßt uns einen Hauptmann aufwerfen, und wieder in Aegypten ziehen.“ —

Ich sehe noch heute des Vaters vergnügtes, zufriedenes Gesicht, mit dem er zu einem vorbeifahrenden Farmer auf den Wagen stieg.

Konnte er wirklich einmal am Donnerstag nicht abkommen, sei es, daß er Amtshandlungen zu verrichten hatte, oder daß sonst etwas dazwischen kam, dann mußten wir Buben gleichwohl „aufpassen“; denn die Post mußte herbei. Da saßen wir, Bruder Hen und der Schreiber, — wir beide taten alles gemeinsam — wie ein paar Geier oben auf dem Gostor oder erkletterten den hohen Holzstall, von dessen Dachfirst wir, wie einst die Raubritter von den Zinnen ihrer Burgen, hinausspähten gen Süden, von wo wir die Wagen erwarteten. Mitunter dauerte uns das Warten und Aufpassen doch allzulang, und wir fingen an, uns nach amüsanterer Beschäftigung umzusehen, gerieten hinter die Hummelnester unter den Grabsteinen auf dem nahen Kirchhof oder bombardierten einander mit grünen Äpfeln, vergaßen unseres Wächteramtes und ließen vorbeifahren, wer da wollte. Die Tracht Prügel, die es dann setzte, richtete sich in bezug auf ihre Tüchtigkeit nach der Person des Vorbeigefahrenen, ob dieselbe bekannt oder unbekannt war, ob man ihr also das Postholen anvertrauen konnte oder nicht. Jedenfalls aber gab's Prügel, die dazu dienten, uns zu neuem Wächtereifer anzuspornen.

Im Winter war das „Aufpassen“ mit viel Unannehmlichkeiten verbunden. Da lagen Hof, Holzhaus und Tor meistens unter Eis und Schnee; doch der Befehl: „Paßt auf, ob nicht ein Wagen kommt!“ erscholl doch, und wir Buben mußten hinaus. Da war's denn gut, daß der Holzstall unzählige Ritzen zwischen den Brettern, aus denen er erbaut war, aufwies. Wir erkletterten die innen an den Wänden aufgeschichteten Holzhausen, saßen dort oben mit blaugefrorenen Ohren und Nasen und spähten durch die Ritzen. Meistens hatten wir auch Glück: es kam jemand gefahren, den man zur Post schicken konnte.

Als der Vater noch jünger war, machte er sich nicht so viel daraus, wenn niemand gefahren kam; dann ergriff er seinen Spazierstock und ging raschen Schrittes zu Fuß zur Stadt. Er trug nie einen Korb, sondern eine moderne, lederne Reisetasche. Er war nämlich ein Nürnberger Stadtkind, ein Enkel des Viederdichters Joh. G. Schöner, Dekans am Sankt Lorenz-Dom, und das vergaß der gute Mann nie. Wir aber, seine Söhne, waren Urwaldsbuben von der Piqua Road, „wußten nichts mehr von Joseph“, und der Sankt Lorenz-Dom war uns ein böhmisch Dorf; als wir etwas herangewachsen waren und in der Stadt uns zurechtzufinden gelernt hatten, händigte man uns einen handfesten Korb ein, schrieb uns auf einen Zettel, was wir besorgen sollten, und los trabten wir. Zuerst nur, wenn Wetter und Weg gut waren, später, wenn es irgend möglich war. O, wie oft sind wir



zwei — später, als Hen konfirmiert war und das Vaterhaus verlassen hatte, der Schreiber dieses mit seinen elf, zwölf Jahren allein — den über fünf Meilen langen Weg gewandert, und wenn die Straße nicht passierbar war, quer durch die Felder, oder an den Kieglenszen entlang, ja, streckenweise auf den Fenzen selbst! Fast nur, um die Postsachen zu holen.

Der Vater hatte auf dem Postamt eine „Vog“ gemietet. Nummer 1387. Diese Nummer vergesse ich mein Leben lang nicht. Diese „Vog“ war für das Quantum Postsachen, das sie wöchentlich aufnehmen mußte, viel zu klein, und der Herr Postmeister mag sich oft genug geärgert haben, wenn er die großen runden Rollen Abendschule, Lutheraner, Weltbote, Germania u. s. w. in der Nähe derselben aufhäufen mußte, zumal wenn die Post zwei Wochen lang nicht abgeholt wurde. Doch auch die Herren Postmeister waren damals



Da saßen wir wie ein paar Geier oben auf dem Holzstall.

noch nicht so verwöhnt und auch nicht so allgewaltig wie heutzutage; sie kannten die Leute rings um die Stadt her und auch ihre Vermögensverhältnisse und drückten ein Auge zu, wenn's fein mußte, zumal bei einem Landpastor. So habe ich noch heute den starken Verdacht, daß die „Voges“ rechts und links von Nummer 1387 gar nicht vermietet wurden, damit sie im Notfall Nummer 1387 aushelfen konnten; doch ist dies bloß Verdacht.

Die jeweiligen Postmeister wie auch ihre Gehilfen kannten sehr bald die Leute, die meistens unsere Post holten. Wenn einer von ihnen keinen Schlüssel zur „Vog“ mitbrachte, so brauchte er bloß an den Schalter zu treten und den Namen unseres Vaters zu nennen, so bekam er, was er wollte. Ja, bei manchen bedurfte es dessen nicht einmal, sondern sowie das Gesicht des Postheischenden am Schalter erschien, wurde unsere ganze Post herbeigeholt und eingehändigt. Einst aber hat in dieser Beziehung der Postmeister sein „Postmeisterstück“ gemacht. Das ging so zu.

Wir Buben kamen von den „Zinnen unserer Burgen“ zurück ins Haus,

froh, daß des Wartens ein Ende geworden war. Wir hatten die gute Mutter X, die allerdings an der Erfindung des Schießpulvers völlig unschuldig war, mit der hohen Mission, unsere Post zu holen, betraut.

„Habt ihr jemand den Auftrag gegeben?“ fragte der Vater.

„Ja,“ kam die fröhliche Antwort, „wir haben's der Frau X gesagt.“

„Ach Jungs, Jungs,“ rief der Vater ärgerlich, „die Frau versteht das ja nicht. Die kann sich die Nummer der ‚Box‘ nicht merken, selbst wenn



sie dafür bezahlt würdel! Ach, mit euch Buben ist's doch rein gar nichts!“

Da hatten wir's. Doch der gute Vater hatte die Intelligenz seiner Buben wieder, wie so oft, weit unterschätzt und das Können der Mutter X ebenfalls. Schon am frühen Nachmittag erschien diese strahlenden Antlitzes und brachte einen ganzen Marktkorb voll Postfächchen ins Haus, und unsere geschmähte Pfarrbubenflugheit stand aufs glänzendste gerechtfertigt da und belächelte von ihrer Höhe herab die Schmähungen mit stolzer Ruhe. Wir hatten es ja gewußt, Mutter X könne 'was.

Wie aber hatte es die kleine Frau auf dem Postamt gemacht?



Schon am nächsten Tag, wenn ich nicht irre, kamen wir dahinter. Ein junger Mann aus der Gemeinde hatte sie dabei beobachtet und erzählte uns den Hergang. Die brave, kleine Frau war, eilig wie immer, an den Schalter im Postamt getreten und hatte mit ihrer hellen, durchdringenden Stimme hineingeschrien: „De Abendshol will ic herwonen!“ Und siehe da, der Postmeister hatte nicht lange gefragt, wer sie sei oder aus was Macht sie solches fordere, oder wessen Abendshule sie begehre, sondern war stillschweigend an Boy 1387 getreten, hatte nicht bloß die Abendshule, sondern den ganzen Wust von Postsachen herausgezogen, alles das, was vor und hinter, über und unter Nummer 1387 aufgehäuft lag, hinzugefügt und den ganzen Plunder dem Frauchen durch den Schalter zugeschoben. Sie aber hatte alles in ihren großen Korb gepackt und war, froh, ihren Auftrag aufs beste ausgerichtet zu haben, heimgefahren; und der Pastor konnte tags darauf verkündigen, daß Abendshule, Weltbote u.s.w. entgegenzunehmen seien.

\* \* \*

Das ist, was mir die Erinnerung dort auf der Kirchhofstreppe im fernen Nebraska erzählt hat. Sie hat sich dann mit dem Ärmel ihres alten, fadenscheinigen Kleides ein paar große Tränen aus den lieben, alten Augen gewischt und ist fortgefahren: Ach Jung', es ist dort nicht mehr so. Die Piqua Road ist glatt und eben. Guter, echter, zäher Schmutz ist nicht mehr auf ihr zu finden, und der dicke weiche Staub, in dem wir einst im Sommer barfuß umherpatschten und der abends und morgens, wenn wir die Kühe trieben, so kühl und wonnig über unseren Füßen zusammenschlug, ist auch verschwunden. Kein Mensch fährt mehr zweirädrig. Jede Stunde donnert ein gewaltiger, eleganter elektrischer Bahnwagen am alten Pfarrhof vorüber. Das Postholen wäre heute keine Kunst mehr wie einst; in dreiviertel Stunde könnte es abgemacht werden, aber selbst das ist nicht mehr nötig; denn die Post kommt jetzt selbst heraus zu den Leuten. Und die lieben Leute, denen wir vor so langen Jahren vom Tore und dem Holzstall aus — auch Tor und Holzstall sind längst nicht mehr — so sehnsüchtig entgegenschauten und die dann freundlich das Holen der Post besorgten — sie liegen fast ohne Ausnahme neben dem eigenen seligen Mütterlein auf dem alten Friedhof. — Jung', das ist einmal auf dieser Welt nicht anders: es bleibt nichts. Auch ich selber kann nicht bei dir bleiben, muß wieder heim an die Piqua Road zu meinen schwindenden Wäldern und zu meinen Toten.

## Wie der Fritz zu seinem Hunde kam.



Neg.

**W**ie wir zu dem Hunde kamen? Wir kamen gar nicht zu ihm. Der Hund kam zu uns. Das ist eigentlich auch nicht richtig; denn der Fritz hat ihn hergebracht. Uebrigens ist der Umstand, daß er zu uns kam, nicht die Hauptsache; viel wichtiger ist, daß er bei uns blieb — bleiben durfte. Wie das kam, will ich hier erzählen.

Kam da eines Tages gegen Abend der Fritz nach Hause mit einem winzigkleinen Hunde auf dem Arm. Der Fritz ist unser einziger Junge und steht eben jetzt in dem Alter, in welchem sich ein Knabe von allen Herrlichkeiten, die die Welt bietet, eigentlich nur zwei Dinge wünscht, nämlich etwas Gutes zu essen und einen Hund.

Jemand weiter draußen an unserer Straße, der den Fritz liebhat, seinen Eltern jedoch scheinbar übelwill, hatte dem Jungen das Hündlein, das damals etwa drei Wochen alt sein mochte, geschenkt. Mutter und ich hatten bisher allen Hundegelüsten unseres Söhnleins stets ein strenges Veto entgegengesetzt. Was sollten wir auch bei diesen teuren Zeiten [1917] mit einem weiteren Mitesser anfangen? Als jedoch Fritz mit dem weichen Ball aus gelber und weißer Wolle im Arm ankam und uns abwechselnd förmlich flehend mit seinen schönen Augen ansah und uns dabei erzählte, daß dieser „noch ganz gute und wun—wun—wunderschöne“ Hund dazu bestimmt sei, elendiglich im Flusse ersäuft zu werden, wenn sich nicht jemand über ihn erbarmte, erweichten wir unsern harten Sinn, und der Junge würde wahr—scheinlich auf der Stelle seinen Wunsch erfüllt gesehen haben, wenn er nicht auch zum Preise des Tierleins erwähnt hätte, daß es den ebenfalls wunder—schönen Namen Neg trage. Das war denn aber doch zu viel. Das setzte allen Verhandlungen vorderhand ein Ziel; denn Mutter und ich waren vor Schrecken sprachlos.

„Neg?“ rief ich in Entsetzen, als ich wieder ordentlich zu mir selbst gekommen war. „Neg? Mein Sohn, du weißt offenbar gar nicht, was du vorhast! Neg ist ein lateinisches Wort und bedeutet König. Denke dir, Fritz, — König! Du, der du als Demokrat auf die Welt kamst, und den wir so—weit auch, so gut wir konnten, zum Demokraten erzogen haben, du bringst in dieses demokratische Haus und in diese demokratische Familie einen Hund mit dem Namen König! Ich kann dich nicht begreifen; ja, Fritz, was mehr ist: ich schäme mich deiner!“

Der Junge ließ seinen Kopf hängen, und Neg versteckte sein Gesicht unter des Knaben Arm. Das Hündlein, das sich der Beanstandung seines königlichen Daseins bewußt war, auch wohl die Schändlichkeit seines Eindringens in eine demokratische Familie fühlen mochte (wiewohl man, so viel Barmherzigkeit bei einem Monarchen zu suchen, kaum berechtigt ist) — das



Blindlein also wußte freilich recht gut, warum es sein Gesicht versteckte; beim Fritz stand's aber anders. Es wollte mir scheinen, als ob er die Größe seines Vergehens nicht recht erkannte. Ich hielt es daher für angebracht, ihn darüber weiter zu belehren.

„Mein Sohn,“ fuhr ich also fort, „deine Mutter und ich sind viel zu sehr beschäftigt — sie mit ihren gesellschaftlichen Pflichten, ich mit Geldmachen —, als daß wir deine Erziehung und Ausbildung beaufsichtigen könnten; man darf also nicht von uns erwarten, daß wir wissen, was du in der Schule lernst; aber wenn deine Lehrer ihre Pflicht gegen dich mit derselben Gewissenhaftigkeit ausrichten wie deine Eltern, dann solltest du gelernt haben, daß wir hier eine demokratische Republik sind und in einer Republik leben. Eine Republik aber hat mit einem König nichts zu tun, beugt sich nicht unter daszepter eines Königs, sondern verabscheut Könige, ja, bei manchen Republikanern sträubt sich, wenn nur Könige erwähnt werden, förmlich das Haar empor wie bei einer Katze, die der Hund auf die Fenz gejagt hat.“

„Aber, Papa,“ unterbrach mich hier der Knabe, „tun wir denn nicht . . .?“

„Ja, ja, hast recht, freilich tun wir. Ich weiß, was du sagen wolltest. Allerdings ist's wahr: wenn wir guten Demokraten nach Europa hinüberkommen, wo die Mehrzahl der Nationen in ihrer — ja, nennens wir's nur beim rechten Namen — in ihrer Verblendung noch Potentaten anerkennen und Könige oder gar Kaiser haben, und es wird uns angesagt, daß um die und die Stunde der König durch die und die Straße passieren wird, dann fahren wir, wenn es sein muß, schon vor Tag aus den Betten und fallen übereinander und über unsere eigenen Füße in unserer Eile, jene Straße zeitig genug zu erreichen. Und dort angekommen, umgeben von einer immer größer werdenden Menschenmenge (denn es tut jedemann gut, einen Potentaten bloß zu Gesicht zu bekommen — trägt zu unserer eigenen Ehre und Herrlichkeit bei, verstehst du?) — dort stehen wir im glühenden Sonnenbrand oder auch im heulenden Schneesturm stundenlang, bald auf dem einen Fuß, bald auf dem anderen, und warten mit Sehnsucht; unsere demokratischen Herzen klopfen im Vorgefühl der Wonne, die uns bevorsteht. Müde? Nein, mein Sohn, wenn man auf die gloriose Erscheinung eines Monarchen wartet, gibt's kein Müdewerden.“

„Und wenn dann jemand aus der Menge plötzlich ausruft, daß das königliche Automobil soeben um eine ferne Straßenecke heranbiegt, dann klappen wir hastig unsern Schirm zu, wenn wir einen mitgebracht haben, und lassen das miserable Ding darum, daß es statt eines Weines nicht vier hat, so daß wir hinaufklettern, darauf stehen und somit besser sehen könnten. Weil dies aber nicht möglich ist, machen wir's, so gut wir können: wir stehen auf den Zehen und strecken den Hals, bis er knackt. Wir bekommen den Krampf in den Waden und im Genick, man trampelt uns auf den Zehen herum, wir atmen den Atem und sämtliche Gerüche der Menge um uns her. Aber was schadet das? Werden wir nicht mehr als vollauf entschädigt werden, wenn nun erscheinen wird der Mann von echt königlichem Geblüt —

ein Wesen aus Regionen weit, weit über uns? Und wenn dann endlich, endlich das fürstliche Gefährt wirklich an uns vorüberfliegt und seine Majestät gnädigt ruhen, dero königliche Hand an dero königlichen Gurtband zu erheben in Erwidern unserer begeisterten Hoch- und Jubelrufe, dann kennt unsere Freude keine Grenzen mehr. Wir seufzen vor Entzücken, wir schmazen vor Devotion, wir pressen die Hände auf unser pochendes Herz und beugen uns tief hinab in den Staub oder Schnee, wir zergehen vor Ehrfurcht wie Raugummi auf einem heißen Ofendeckel, wir ersterben in Wonne, einerlei unter welcher Musikbegleitung — leise Mollakorde allerdings vorgezogen — und sind ganz und vollkommen und unsäglich glücklich.“

„O Papa,“ fiel mir da der einfältige Fritz in die Rede, „gerade so ist mir zumute gegenüber diesem netten, süßen, kleinen —“

„Schweig, Friedrich Marmadute Algernon! Kein Wort mehr! Wie darfst du es wagen, in dieses hochpoetische, erhabene Gemälde mit einem vulgären gelben Röter hereinzuplagen? Du demolierst ja den ganzen Eindruck! 's ist abseufzlich! Wir waren bei ganz 'was anderm. Du warst dabei zu sagen, daß, wenn die Erscheinung von jener Straße nun verschwunden ist; wenn die edlen Linien des majestätischen Rückens unsern Blicken und unserer Bewunderung entzückt sind; wenn selbst der aristokratische Gasolinengeruch des fürstlichen Automobils sich leider verflüchtigt hat und von der ganzen Herrlichkeit nichts mehr vorhanden ist als das beseligende Wohlgefühl, das immer dem Anblick eines Potentaten folgt: daß wir dann in unser Hotel zurückeilen und Briefe zu schreiben beginnen an unsere demokratischen Freunde in der Heimat, in denen wir ihnen, um ihren berechtigten Meid zu erregen, mit glühenden Worten kundtun, daß wir soeben die hohe und seltene Ehre hatten, einen König zu sehen und sogar dieselbe Lust mit ihm zu atmen. Wohlverstanden, nicht einen unserer eigenen selbstgemachten Del-, Kupfer-, Seifen-, Schweinefleisch- oder Geldkönige, sondern 'the real stuff', einen, sozusagen, mit dem Zepter in der Hand geborenen König, obwohl er das Zepter heute nicht bei sich hatte, es wenigstens nicht vor sich in die Höhe hielt; daß wir fühlen, wie die Ehre, die uns widerfahren ist, in uns noch immer nachzittert, und daß wir nun verstehen gelernt haben, wie man für seinen König in den Kampf ziehen und für ihn sein Leben lassen kann. Solche Majestät, solcher Adel — selbst von hinten noch — ah!

„Das, Fritz, ist, was du sagen wolltest, und ich muß zugeben, du sprichst für dein Alter ziemlich gut. Nun aber gib deinem Vater auch 'mal eine Gelegenheit, ein Wort oder zwei anzubringen.“

„Alles, was du da vorgebracht hast, ist nur Schein und zeigt bloß, wie es inwendig in uns steht, offenbart nur unseres Herzens verborgenste Gesinnung den Machthabern auf Erden, den Königen und Fürsten gegenüber. Wie steht es aber äußerlich? Wie steht's, wenn wir jenen untersten Grund unserer Seele verlassen und einmal unsern Mund zu Wort kommen lassen? Aha! Da kommt's anders. Und gerade das ist's, was wirklich gilt. Auf einmal haben wir nichts als Haß und Abscheu für Monarchen irgendwelcher Art übrig, nichts als Verachtung für Aristokratie aller Sorten. Frage einmal einen guten, in der Wolle gefärbten Demokraten — nicht, wie er über



Könige und Aristokraten im allgemeinen denkt, sondern, was er über sie zu sagen hat. Sofort wird er die Tür seines Herzens wuchtig zuschlagen, dafür aber seinen Mund öffnen und dir zu wissen tun, daß er die ganze „Bande“ haßt, daß er absolut keinen „use“ für sie hat, und daß sie aus diesem Grunde vertilgt, von der Erde ausgerottet und total vernichtet werden sollte, mühte und würde. Er wird dir sagen, daß sein persönlicher Haß gegen das „Ungeziefer“ so weit gehe, daß er ganz gern der Demokratie seine Tochter dadurch zum Opfer bringen würde, daß er sie einem König, Fürsten, Grafen u. s. w. zum Weibe gebe, bloß zu dem einen, aber edlen Zwecke, daß auf diese Weise das alte, stolze, träge blaue Blut wenigstens einer aristokratischen Familie hübsch vermischt würde mit dem guten, lustigen roten Blute eines Demokraten. Er wird dir ferner auseinandersetzen, daß gerade gegenwärtig jeder brave Demokrat sein „bit“ tut — vielleicht auch zwei — zwecks Ausrottung von Königen und Kaisern. Sieh, mein Junge, so steht's bei uns Demokraten. Und während heute alle Welt „Demokratie, Demokratie!“ schreit, kommst du heim und bringst uns in aller Seelenruhe einen Rex, einen König, ins Haus, mit der ausgesprochenen Absicht, ihn vor der ihm zukommenden Ausrottung zu schützen, am Ende aber auch mit ihm gar Freundschaft zu pflegen! Schau mir mal gerade ins Gesicht, Friß, und sag mir ganz ehrlich: Ist das — ist das ein deutsches Komplott? Kannst du mir die Versicherung geben, daß hinter dieser verdächtigen Geschichte nicht deutsches Geld steckt? Sag mir's, Frißchen, sag mir's, ich bitte dich darum!“

Der Junge sah mir treuherzig ins Gesicht, wie immer, und — wie sehr dankbar atmete ich auf! Es war nichts Deutsches in und an ihm zu entdecken, weder ein Komplott noch Geld. Ja, wenn ich mich nicht irrte, hatte der Friß meine ersten Fragen gar nicht einmal ordentlich gehört. Wie mir schien, waren seine Gedanken auf etwas ganz anderes gerichtet. Und richtig, so war's auch.

„Wie ist das, Papa,“ fragte er, „in alten Zeiten gab's doch noch hie und da recht brave Könige; gibt's denn jetzt gar keine guten mehr in der Welt — Könige, die des Erhaltens und Behaltens wert wären?“

„Natürlich tut's, du junge Einfalt,“ rief ich, „es gibt auch noch heute wirklich gute und ganz und gar harmlose Könige, und — das mag einem etwas sonderbar vorkommen, wahr bleibt's deshalb aber doch — die sind nach landläufiger öffentlicher Meinung heute sämtlich auf seiten der Mihierten. Von denen aber reden wir hier nicht. An deren Ausrottung denkt auch kein Mensch.“

„Dann hab' ich's, dann hab' ich's!“ schrie da der Bengel, der Friß. „Nun ist alles gut, und der Hund ist mein. Sieh, Papa, dieser nette, schöne Rex ist ein alliierter König. Darf ich ihn jetzt behalten?“

Dagegen hätte der beste und strengste Demokrat nichts einzuwenden können. Der Rex blieb.

Friß' sehnlichster Wunsch war jetzt erfüllt; er hatte einen Hund. Seine Freude darüber war schier unbegrenzt und reichlich überschwenglich. Wäre er ein richtiger Deutscher, so würde er gesagt haben, das Tier sei „zu nett“; da er jedoch Amerikaner ist, so behauptete er, sein Rex sei gar „zu süß“.

Diese Süßigkeiten ließen wir ihn denn auch den ganzen ersten Abend ungestört und unversäuert genießen; schon am nächsten Tage jedoch mußte der Junge erfahren, wie wahr der Dichter redet, wenn er behauptet: „Des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zuteil.“ Er und seine Schwester hatten am Abend zuvor und auch schon heute in aller Frühe den Rex gefüttert, und als nun die übrige Familie selber ans Frühstück gehen wollte, siehe, da mangelte dem Milchkrug. Darüber war Mama sehr ungehalten und klagte, daß sie in diesen teuren Zeiten nicht auch noch mehr Milch erschwingen könne, um einen ganz unnötigen Hund durchzufüttern. Da war dem Fritz, als wäre ein Reif in der Frühlingsnacht auf seine zarten Blau-Blümlein gefallen, und sein Herz ward schwer; denn er sah bereits im Geiste seinen Süßen die Western Avenue hinab in die Verbannung wandeln.

Diese Katastrophe abzuwenden, versicherte der Junge, hinfort mit Freunden auf seinen Teil des täglichen Milchverbrauchs verzichten zu wollen, wenn nur das Hündlein nicht dem Verkommen im Elend anheimfiele. Tief gerührt von ihres Sohnes Herzensgüte, nahm Mama das Opfer an und — kaufte von da an täglich ein Pint Milch mehr.

Auch von meiner Seite drohte dem armen Tiere Gefahr. Ich sah auch schon etwas im Geiste voraus, nämlich den Steuereinnnehmer an der Fronttür, in der Hand Bleistift und Steuerzettel, auf den Lippen die Frage: „Haben Sie einen Hund?“ Meine Lust, neben den täglich größer werdenden Ausgaben für die nötige Nahrung und Kleidung auch noch die höchst unnötige Hundesteuer auf mich zu nehmen, war keineswegs groß. Dies mußte dem Jungen fein saftig beigebracht werden. Zu dem Zweck nahm ich ihn denn vor. „Weißt du auch, Fritz,“ sagte ich, „daß du, um einen Hund halten zu dürfen, einen Erlaubnischein kaufen mußt?“

Nein, das hatte der Fritz allerdings bisher nicht gewußt, socht ihn aber auch weiter gar nicht an. Fröhlich, wie immer, erwiderte er: „O, den gibt mir der Herr Pastor umsonst, wenn ich ihn darum bitte.“

„Dein Zutrauen zu deinem Pastor,“ sagte ich, „ist schön und lobenswert, ich fürchte jedoch, des Herrn Pastors Erlaubnischein ist in diesem Falle für die Rag', nicht aber für den Hund. Die Herren von der Regierung werden sich nicht viel aus ihm machen. Die verlangen, daß du i h r e Erlaubnis einholst, und die kostet, wenn ich nicht irre, einen Dollar. Zahlst du den nicht, dann ergeht es deinem Rex, wie es vor ihm schon manchem König ergangen ist: er wird in die Verbannung geschickt — jenseits der Rickapoo Creek.“

Fritz wußte wieder Rat. „Nun, dann gebe ich ihnen eben einen Dollar,“ rief er, „der Hund ist's wert, das ist ein famoser Hund. Siebzehn Cents habe ich schon in meinem grauen Elefanten; für das übrige will ich arbeiten, bis ich's zusammen habe.“

Da war die Reihe an mir, tief gerührt zu sein, und ich war's nach Gebühr. Von Stund' an aber besah ich mir jeden Fremden, der an unserer Tür erschien, erst mißtrauisch durch den Vorhang, bis ich endlich zu meiner Beruhigung erfuhr, daß der Steuereinnnehmer für dieses Jahr seinen Rund-



gang bereits vollendet hatte und daß vorderhand von der Seite her keine Gefahr mehr vorhanden war.

Fritz behauptet und bleibt dabei, sein Rex sei den Steuerdollar wert. Ob dem so ist, weiß ich nicht; bis jetzt habe ich mir darüber noch kein Urteil gebildet. Mama auch nicht. Mitunter will es uns vorkommen, als sei er keinen Pfifferling wert, und dann wieder . . .

Sein Aeußeres läßt viel zu wünschen übrig und ist keinen Dollar wert, das ist sicher. Er ist jetzt wohl acht Monate alt und längst nicht mehr der schöne weiche, wollige Ball, als welchen Fritz ihn einst ins Haus getragen hat. Er ist unterdessen ein muskulöser, starkknochiger Hund geworden, der sich, falls er dabei bleibt, wahrscheinlich zu einem echten „Alabama Yaller Dog“ entwickeln wird. Seine Ohren hatte man ihm, schon ehe er Fritz' Eigentum wurde, kurz abgeschnitten, und obwohl Fritz heimlich darauf wartete und hoffte, hat Rex nie den Versuch gemacht, sich neue wachsen zu lassen. Schöner ist das Tier durch jene Ohrenamputation nicht geworden, aber pffiffig sieht es aus. Mit seinem Schwanz steht's ebenso schlecht. Auch den hatte man dem Hündlein in frühester Jugend abgehackt, so daß davon nur noch ein kurzer Stummel vorhanden ist, mit dem er nicht einmal ordentlich wackeln kann. Wohl wackelt Rex damit, so gut er kann, aber er hält keinen Takt. Es geht ihm damit wie mit einem Pendulum an der Wanduhr, von dem man das Gewicht entfernt hat: der Stummel fliegt von rechts nach links und von links nach rechts mit einer Schnelligkeit, daß man davon schwindlig werden könnte. Selbstverständlich kann sich Rex damit auch nicht richtig schämen, da er den Stummel nicht zwischen die Hinterbeine klemmen kann. Schämen aber muß sich ein Hund doch ab und zu. Rex hilft sich nun so, daß er es macht wie Buster Brown's Tige: er drückt seinen Kopf tief auf den Boden. Das tut's ja auch, ist aber doch gar nicht recht hundenmäßig.

Nein, wie man sieht, ist außer seinem Namen nicht viel Königliches an dem Hunde. Als Graf oder vielleicht als Baron mag er passieren, niemals aber als König, und wenn's einer aus den Balkanländern wäre. Immer wieder ertappen wir uns bei dem Gedanken, daß der Steuerdollar hinausgeworfen ist, selbst wenn wir ihn noch gar nicht bezahlt haben.

Mitunter jedoch kommen wir auch auf gerade entgegengesetzte Gedanken, besonders des Nachts. Und das ist wieder eine Geschichte für sich.

Als Fritz den Rex heimbrachte, war's Spätherbst, ging stark auf den Winter zu, und die Nächte fingen an bedenklich kalt zu werden. Eines Abends, als einmal wieder ein abscheulich kalter Wind von der Prärie daherfegte, kam Fritz' Schwester, die dem Tierlein eben sein Abendbrot hinausgebracht hatte, ins Zimmer zurück und rief ihrer Mutter zu: „O Mama, der arme Rex zittert sich da draußen seine kleine Seele vor Kälte aus dem Leibe! Das kann ich nicht mit ansehen. Ich bring' ihn in den Keller!“ Und weil sie ein Mädel ist, fragte sie nicht lange um Erlaubnis, sondern trug das Tierlein hinab.

Der Ofen dort drunten mit seinen vielen Heiz- und Wasserröhren und seinen Gas- und elektrischen Leitungen waren dem Hunde offenbar eine unbekannte Welt. Etwas Derartiges hatte er scheinbar noch nie gesehen.

Auf seinem klugen Gesichte zeigte sich aufrichtige Verwunderung. Mit Interesse untersuchte er die Motor-Waschmaschine (dies muß den Leser nicht wundern; ich habe sie selber schon oft mit Interesse untersucht, um zu entdecken, warum das miserable Ding wieder nicht arbeiten will), legte an Fritz' Zweirad auf und nieder, das er denn auch schmachhaft finden mochte; denn er versuchte es immer wieder, bis er der beiden Meter für Gas und elektrisches Licht ansichtig wurde, die friedlich nebeneinander an der Wand befestigt sind und um die Wette arbeiten. Von da an hatte er nur noch Sinn für diese. Mit solcher Sorgfalt sind jene Meter noch nie „gelesen“ worden wie an diesem Abend. Nachdem sich Rex überzeugt hatte, daß beide Meter ihr Äußerstes taten, für den nächsten Zahltag eine gebührend gepfefferte Rechnung zu erarbeiten, wackelte er hinüber zum Furnace, rollte sich vor der Thür derselben auf einen Ballen zusammen und versank in Träume.

Der übrige Teil unserer Familie tat später dergleichen — nur nicht vor dem Furnace —, und bald herrschte tiefe Stille ringsumher.

Nun weiß ich nicht, sind Hundeträume von Natur kurz, oder teilt das Tier sie absichtlich in kürzere Paragraphen, um den Genuß in die Länge zu ziehen — genug, der Rex kam mit seinen Träumen viel eher zu Ende als wir mit den unseren, und als er sich beim Erwachen in greulicher Kellersfinsternis und in trostloser Einsamkeit fand, machte er es wie die Kinder in dem bekannten Gedicht von Heine:

„Wenn die Kinder sind im Dunkeln,  
Wird bekommen ihr Gemüt,  
Und um ihre Angst zu bannen,  
Singen sie ein lautes Lied.“

Rex hub an zu singen; nicht gerade laut, auch nicht sonderlich melodisch, sondern so, wie eben ein junger Hund zu singen pflegt, wenn sein Gemüt bekommen ist — ein Lied mit viel i und o darin.

Ich hörte ihn sofort, rührte mich aber nicht, sondern ließ ihn singen; nicht etwa, weil ich nicht gern aus dem warmen Bett heraus- und in den kalten Keller hinabsteigen mochte — bewahre! — sondern weil ich das liebe Tierchen nicht stören wollte. Meiner Ansicht nach sollte man nicht jeden jugendlich-unvollkommenen Versuch, etwas zu leisten, sofort im Reime erstickern. Wo bleiben sonst die späteren großen Leistungen?

Anders dachte unsere Mama. Ihre eigenen Kinder durften vor Jahren, als sie noch klein waren, nächtlicherweile, wenn ihr Gemüt bekommen war, ebenso unmelodisch singen wie jetzt der Rex, durften's auch nach Belieben fortsetzen; das war ganz in der Ordnung, mußte so sein. Da wurde getröstet und gewirtschastet und wieder getröstet, bis sich das Kleine wieder beruhigt hatte und man wieder schlafen konnte. Jetzt, wo ein fremdes, freilich etwas unwillkommenes Kind seine Angst zu bannen suchte, war's gar nicht recht.

Ich bekam einen gelinden Rippenstoß: „Schätz, hörst du den Hund?“

„Hm?“

„Hörst du nicht den Hund im Keller?“

„Hmhm?“

„Der Rex heult da drunten im Keller herum, hörst du ihn nicht?“



„Was soll ich hören?“

„O, du meine Güte! Den Hund; er winselt und heult so!“

„Laß ihn heulen!“

„Wie? Laß ihn heulen? Ich möchte aber schlafen!“

„Sollst du auch; der Hund schläft bald wieder ein.“

Wirklich, was ich selber nicht geglaubt hatte, geschah: Rex schlief wieder ein und träumte nun den zweiten Paragraphen. Wir nahmen unsern Schlaf auch wieder auf, wo er abgerissen war, und alles ging wieder gut.

Mit Hundeschlaf ist's aber gar nichts! Das erkannte ich in dieser Nacht und lernte es später von Nacht zu Nacht immer besser erkennen. Er besteht aus lauter unregelmäßigen Tönen, die unzusammenhängend hintereinander herfliegen. Rex kam gar zu schnell wieder an einen Punkt und machte Pause. Diese füllte er wieder mit Gesang aus, und weil er jetzt schon mehr Übung hatte und es besser verstand, sang er schon dreister heraus. Oder war die Angst, die er bannen mußte, größer geworden? Er sang laut und immer lauter. Jetzt schaltete er auch schon ei und au mit ein, zeigte also Fortschritt.

Auf diese Weise vertrieb er sich und uns die Zeit während der langen Nachtstunden. Natürlich träumte er zwischenein auch seine anderen Paragraphen. Als der Morgen graute und Rex in seinem Keller wahrscheinlich auch schon hie und da etwas unterscheiden konnte, muß er sich wohl auf die Suche nach einem Ausgang gemacht und dabei die Treppe nach oben entdeckt haben, denn plötzlich erscholl sein Lied aus größerer Nähe, und zwar fortissimo à la furioso zu uns herauf. Und wieder war Fortschritt zu verzeichnen: er begleitete seinen Gesang nun mit Trommelschlag gegen die Kellertür, daß es durchs ganze Haus schallte.

Diese rasche Entwicklung der natürlichen Gaben war zwar eine wirklich glänzende Leistung, war aber weder in Rex' Kontrakt vereinbart noch im Einklang mit den Anforderungen der Zivilisation und der Humanität; und danach geht ja doch alles heutzutage. Das Hündlein brachte mit seinem wüsten Gebaren nicht nur uns aus den Betten, sondern sich selbst aus dem Keller. Er wurde mir nichts, dir nichts zum Hause hinausgeworfen und fuhr wie ein Irriwisch in seine teppichbenagelte „Store-Vog“, die ihm Friß zur Behausung angewiesen hatte. Es war kalt und wurde von da an immer kälter, aber mit Rex' Schlafen im Keller war's für immer vorbei.

Selbstverständlich zog er sich in seiner „Store-Vog“ sofort eine greuliche Erkältung zu, und der Hals schwoll ihm dermaßen, daß er nur noch flüstern konnte, wenn er bellen sollte. Am folgenden Tage war er krank, und Friß, der um das königliche Leben hangte, erbat sich und bekam zehn Cents, um in der Apotheke „Distemper“ — was das sein mag — zu kaufen, weil eine Nachbarin ihm gesagt hatte, das sei die einzige Medizin, die man Hunden gebe. Helfen würde sie dem Tiere zwar nicht, „he'll die anyway,“ meinte sie, aber versuchen könne er sie ja. Das tat der Friß, und der Hund fraß das Zeug und schien sich davon mehr zu wünschen. Es half wirklich nicht; Rex blieb krank und hustete entsetzlich.

Eines Abends spät starb er. Das heißt, wir hörten ihn sterben draußen auf der hinteren Veranda. Er stöhnte zwar nicht — er konnte ja bloß

flüstern, — aber er gebärdete sich wie unsinnig, fast so wie ein geköpftcs Huhn. Wir hörten, wie er sich herumwarf, mit den Gelenken an die Wände anschlag und endlich still liegenblieb. Gesehen haben wir nichts — wollten nichts sehen. Dem Friß standen vor Jammer die Tränen in den Augen und vor Grauen die Haare zu Berge. Wir haben den Verdacht, daß er seinem Liebling an diesem Abend eine zu starke Dosis „Distemper“ verabreicht hat, um endlich eine Kur herbeizuführen. Gestanden hat er's allerdings nicht.

So war denn der brave Rex tot — elend zugrunde gegangen an Erkältung und „Distemper“ im besondern und an einem Hundeleben im allgemeinen. Mit der Sorge, was wir mit der Leiche anfangen sollten, schliefen wir diese Nacht ein.

Wie doch der Mensch sich irren kann! Ganze Familien können's wie ein Mann, wie „Figura“ zeigt. Als ich am nächsten Morgen das Feuer im Fumace schüren wollte und vorher einen Blick — einen besorgten — auf die Veranda hinaus warf, da stand unser Rex, schaute hinaus in den Nebel und war nicht im geringsten tot. Ziel ihm gar nicht ein! Was für Kunststücke er am Abend auf seiner Veranda aufgeführt, ist freilich nie an den Tag gekommen; Todeszuckungen waren es sicher nicht. Zwar hustete er noch eine Zeitlang, als er aber endlich triumphierend aus seinem Elend hervorging, da war er ein besserer Hund als je zuvor und ganz entschieden Friß' Dollar wert. Ohne unser, ja, auch ohne sein eigen Wissen hat Rex, wahrscheinlich infolge der Erkältung, eine Stimme bekommen, die — mag man sie messen, wie man will — dreimal zu groß ist für seine Körpergröße. Das mag ein Mißverhältnis sein, aber gerade dieses Mißverhältnisses wegen ist der Hund den Dollar wert. Wir ernähren jetzt nämlich einen verhältnismäßig kleinen Hund, und dieser leistet uns vermittels seiner gewaltigen Stimme unverhältnismäßig große Dienste. Sollte es heutzutage einem Einbrecher einfallen, unser Haus nächtlicherweile nach etwaigen Diamanten und sonstigen Pretiosen durchsuchen zu wollen, so käme er vielleicht dazu, das Pförtchen vorn oder hinten im Hofe zu öffnen, weiter aber nicht; die 42-Zentimeter-Stimme, die sofort wie ein Donnerwetter aus der „Store-Voy“ heraus dem Räuber in die Knochen führe, jagte den Bösewicht prompt nach Tagewell County hinüber. Das ist überaus tröstlich.

Wir wundern uns oft, wo Rex die Stimme, wenn er sie nicht im Gebrauch hat, in seinem Innern birgt. Der Raum in ihm kann nur gering sein. Daher vermuten wir, daß er sie wie eine Serviette zusammenfaltet und irgendwo in sich unterbringt, bis sie ihn zu ersticken droht, worauf er sie wieder fliegen läßt, und daß dies der Grund ist, weshalb er so viel bellt. Dies ist bis jetzt noch Hypothese und wissenschaftlich noch nicht ganz festgestellt.

Wunderbar ist, wieviel schneller die Stimme um das Haus herum kommt als der Hund selber. Kaum knarrt vorn im Hofe das Pförtchen, so ist auch schon die Stimme da, und wer dann ein gutes Gewissen hat und nicht gleich ausreißt, der wundert sich, daß hinten an der fürchterlichen Stimme nur ein unscheinbares gelbes Hündlein bammelt. Die meisten unge-



betenen Gäste aber warten die Erscheinung des Hundes gar nicht ab; sie haben an der Stimme genug. Das ist auch etwas wert.

Dies sind jedoch nicht alle Dienste, die Rex uns leistet. Er verfügt über eine feine Beobachtungsgabe und versteht, zwei und zwei zusammenzutun. Mag er nun aus der Quantität und der Qualität der Brosamen, die für ihn von unserm Tische fallen, den Schluß gezogen haben, daß es bei uns nicht allzu hoch hergeht, oder hat er von den gegenwärtigen Kriegspreisen gehört — genug, er sucht nach Kräften unsere Lage zu bessern und zum Familienreichtum beizutragen. Ohne irgendwelche Vergeltung dafür zu erwarten, trägt er auf den Hof, was ihm wertvoll erscheint: Stücke von alten Gummischläuchen und Waschleinen, Bürsten groß und klein, Gummischuhe — meistens einen zur Zeit —, Türmatten, Kappen und alte Hüte, Besen und tote Hühner und Tauben, — alles schleppt er herbei, besonders aber Knochen, Knochen von allen Größen und in allen Stadien der Verwesung. O, ein famoser Hund! Neulich ließ der Nachbar ein großes altes Blechdach von seiner Veranda reißen und in seinen Hof schleifen. Rex sah das und schickte sich sofort an, das Dach für uns in Beschlag zu nehmen. Er wurde dabei allerdings ertappt und mit Schimpf und Schande davon gejagt und ließ es vorderhand liegen; ich zweifle jedoch nicht, daß es eines Morgens in unserm Hofe zu finden sein wird. Ein solcher Hund soll Fritz' Dollar nicht wert sein?

Rex ist entschieden ein guter Hund. Daher können wir nicht begreifen, warum ihm sämtliche Nachbarn weit in der Runde so sehr abgeneigt sind. Sie haben keinen Grund dazu. Daß er hie und da einmal auf fremden Höfen herumstreicht, vermutlich, um zu erforschen, ob der böse Keimwurm auch dort zu finden ist, das ist doch kein Grund, ihn zu hassen. Und wie garstig man dabei sein kann! Hat uns doch neulich eine Nachbarin zu verstehen gegeben, daß sie erfahren habe, wie man einen unnützen Hund ganz schmerzlos über Nacht aus der Welt schaffen könne, und daß sie gerne bereit wäre, uns das Mittel unentgeltlich mitzuteilen. Ein anderer Nachbar nahm das Ausderwelttschaffen unsers Rex in die eigene Hand und schoß ihm bei Gelegenheit eines freundschaftlichen Besuches, den der Hund ihm eines Morgens abstaten wollte, eine tüchtige Ladung Schrot ins Gesicht, so daß dadurch nicht nur das königliche Antlitz entstellt, sondern auch eins der schönen Augen unbeweglich gemacht wurde und Rex seitdem schielt. Nachbarlich und freundschaftlich kann man ein solches Verhalten doch kaum nennen.

Ob Rex mit dem bleßierten Auge überhaupt noch zu sehen vermag, oder ob er jetzt alles doppelt sieht, können wir nicht feststellen, doch will es uns vorkommen, als wäre letzteres der Fall. Wir schließen dies aus seinem Bellen, das an Quantität seit jener „Moritat“ um ungefähr 75 Prozent zugenommen hat. Bellte er früher nur, wenn er mit zwei geraden Augen wirklich etwas sah, so bellt er jetzt oft die ganze Nacht, weil er nicht sicher ist, ob das, was er zu sehen glaubt, tatsächlich vorhanden und des Anbellens wert ist. Seine Pflicht aber will er auf alle Fälle tun. Dies ist dann wieder der Nachbarschaft ein Greuel; sie behauptet, sie bekäme jetzt gar keinen Schlaf mehr. —

Mein, Kex tut auf dieser Welt nichts mehr. Mit dem ist's aus und vorbei. Vor einer Stunde, während ich obiges über ihn schrieb, hat ihn der Tod ereilt, und diesmal ist er wirklich tot. Unheimlich still liegt der arme Kerl drüben auf der Straße — überfahren von einem Automobil! Neben seiner im Sonnenschein goldig schimmernden Leiche halten eben mehrere Beamte der Geheimpolizei Wache. Und jetzt kommt alles an den Tag. Wie eine gewaltige Flut wälzt sich das Heer seiner Untaten an unsern starren Blicken vorüber. Unser Kex war — daß ich's kurz mache — ein Spion! Das ist erschrecklich zu sagen, aber leider wahr. Das sagt aber auch alles. Er muß seit Tagen gewußt haben, daß er beobachtet wurde; denn er war sehr unruhig und machte sich viel unter der hinteren Veranda unsers Hauses zu schaffen, wo wir ihn nicht sehen konnten. Wir merkten wohl, daß ihn etwas quäle, daß etwas an ihm nage, glaubten aber, das seien seine Flühe. Ja, Flühe! Ein böses Gewissen war's, das entsetzliche Bewußtsein, entdeckt zu sein und fliehen zu müssen. Vor einer Stunde muß er mit seinen Fluchtplänen ins reine gekommen sein und sich ohne Abschied von seinen Wohltätern durch das Hintertor des Hofes davongeschlichen haben. Wir merkten von dem allen nichts. An allen Ecken der Straßen lauerten aber bereits die wohlunterrichteten Geheimen. Durch sie erfuhren wir später, was sich weiter zugetragen hat. Als Kex sah, daß ihm der Weg zur Flucht auf allen Seiten abgeschnitten war, schleuderte er ein Bündel Papiere von sich und machte den verzweifeltsten Versuch, auf ein im selben Augenblick dahersausendes Automobil zu springen. Da er aber infolge seines Schielens zwei Automobile sah, sprang er auf das erste, das nicht da war, und geriet unter die Räder des zweiten, das wirklich da war, und ward sofort zermalmt. Unter den Papieren sollen sich verschiedene eingelöste Bankanweisungen und mancherlei Pläne und Skizzen befunden haben!

Wir hätten dem Kex ein schöneres Ende gewünscht, aber wenn die Sachen so standen, sind wir zufrieden und unsere Nachbarn auch. Was aber Fritz sagen wird, wenn er heute abend vom Schlittschuhlaufen heimkommt?!



## „Ich hatt' einen Kameraden.“

„Ist es doch des Alters bestes  
Labial, wie von hoher Warte  
Rückzuschau'n ins ferne Eh'mals,  
Und der Greis ist nie allein.  
Ihn umschweben lang gestorb'ne  
Scharen in vergilbten Wämfern,  
In altmod'schem Prachtgewand.  
Doch den Moder tilgt Grinn'ung;  
Um die Schädel schwingt sich wieder  
Jugendfrische, alte Schönheit,  
Und sie plaudern von verklung'nen  
Tagen, und des Greisen Herz pocht.“  
(Scheffel.)

**A**ls dieser Tage bei Gelegenheit des vielgeliebten Hausreinigens meine weit bessere und ordnungsliebendere Hälfte ihren Stein des Anstoßes — mein Studierzimmer nämlich — aufräumte, zog sie aus einem Haufen von Papieren und Pamphleten unter anderem auch ein Heft in grünem, bereits ziemlich mitgenommenem Umschlag hervor, hielt es mir hin und fragte: „Willst du dies Ding noch behalten, oder darf ich's in den Papierkorb stecken?“

Ich warf einen Blick darauf und rief erschrocken: „In den Papierkorb? — Das Ding? — Etwa gar zum Verbrennen? — Mütterchen, das wäre der reine Frevel! Das ist ja ein Katalog der Lehranstalten der Missouri-Synode aus den mittleren Siebziger Jahren und enthält die Namen aller jener famosen Buben, die dazumal mit deinem jetzigen Eheherrn die Bänke der ehrwürdigen Fort Wahner Concordia drückten. Und das unschätzbare Ding möchtest du, weil es alt aussieht, in den Papierkorb stopfen? Mütterlein, bessere dich!“ —

Den Katalog hat mir vor einigen Jahren zu meiner Freude ein guter, alter, in meiner Nähe wohnender Freund und ehemaliger Klassengenosse auf der genannten Concordia zum Geschenk gemacht, und solange ich noch lebe, wandert er nicht in den Papierkorb. Als mein Freund ihn mir brachte, war es Abend. Wir setzten uns dicht zusammen und erklimmen an der Hand des Heftchens die „hohe Warte“, von der Scheffel singt, und schauten rückwärts, weit rückwärts „ins ferne Eh'mals“, wurden ganz lebendig dabei und vergaßen vor Eifer, daß es darüber später und später wurde und daß es für ein Paar alter Grauköpfe Zeit sei, sich schlafen zu legen, sintemal, wie bei Belsazar, die Mitternacht schon näher zog.

O, wie sie an uns vorüberzogen in Scharen, die Boys aus dem „fernen Eh'mals“! Die Boys, die feinen Jungen, aus denen sich später Pastoren, Professoren und Präsidcs entwickelten. Selbstverständlich sahen wir sie „in jugendfrischer, alter Schönheit“, so, wie sie Anno 1875 mit ihren Bündlein Wäsche am Samstagnachmittag die Jefferson Straße stadtwärts zu wandern pflegten. Wir bedachten nicht, daß bei ihnen „post jucundam juventutem“, ebenso wie bei uns selber, das Greisenalter mit seinen Mängeln und Gebrechen vor der Tür stehen, wenn nicht schon eingekehrt sein mußte. Ihrer viele — ach, so viele! — schwebten lautlos und gar schweigsam vor-

über, und wir machten hinter ihren Namen ein Kreuz. Ihre Namen standen noch auf der Liste, sie selbst aber waren längst heimgegangen zu dem, dessen Wort sie gepredigt hatten. Es war manch feines Menschenkind darunter. Uns war, als grüßten sie herüber aus dem seligen Jenseits. —

Nie, nie sind wir alle, deren Namen in dem alten Katalog verzeichnet stehen, seit jenen verklungenen Tagen je wieder zusammengekommen; denn wir sind fast über die ganze Erde zerstreut. Wie herrlich aber würde es sein, wenn wir uns samt und sonders dereinst vor Gottes Thron wieder zusammenfänden, um in vielhundertstimmigem Chor erschallen zu lassen das große „Te Deum laudamus“, wie einst im „fernen Eh’mals“ unter der Leitung des auch längst verewigten Lehrers Ungemach!

Es ist mir vergönnt gewesen, unter jenen Knaben und Jünglingen viele Freunde, viele Kameraden zu haben. Den Grund dafür weiß ich nicht anzugeben. Mein Verdienst war es sicherlich nicht; denn ich war unter ihnen nicht nur stets einer der Kleinsten, sondern unfraglich auch der Unscheinbarste. Sie stammten der Majorität nach aus großen Städten: Pittsburgh, Boston, Baltimore, Chicago, New York, St. Louis u. s. w., hatten zum Theil — nach damaligen Begriffen — passable Schulen besucht, verfügten über eine gewisse Weltgewandtheit, um die ich sie im stillen beneidete, und konnten auch einigermaßen englisch reden. Ich hingegen kam aus dem „Busch“ an der Piqua Road, kannte außer dem Inhalt des Dietrichschen Katechismus und vieler Märchen- und Geschichtsbücher und außer einer Menge Kirchenlieder blutwenig von den Künsten und Wissenschaften der Welt, und mein Gewehrladen war, fürchte ich, viel mustergültiger als mein Englisch. Trotzdem hatte ich, wie gesagt, auf dem College viele Freunde, viele gute Kameraden, mit denen ich in den Freistunden im Walde auf „White’s Addition“ Höhlen grub und bewohnte, oder am Ufer des Maumee dem Fischfang oblag.

Während ich obiges schrieb, fiel mir eine Episode aus jener Zeit ein, die hier Platz finden mag.

Eines Abends — ich war Quartaner — kam der damalige Direktor der Anstalt, C. J. Otto Ganfer, ein überaus leutseliger Mann, der etwa zehn Jahre später, als ich in seiner Gemeinde Lehrer ward, mein lieber Freund und Seelsorger wurde, mir übrigens auch die eingangs erwähnte bessere Hälfte angetraut hat, auf seinem abendlichen Inspektionsrundgang in das Zimmer, das ich mit etwa einem Duzend anderer Jungen bewohnte. Nach seiner Gewohnheit ging er von Pult zu Pult, sah den daran Arbeitenden über die Schulter ins Buch, sagte ein paar freundliche Worte und ging weiter. Als er an mein Pult trat, war ich eben an der Ausarbeitung eines griechischen Exerzitiums und bemühte mich, dahinterzukommen, ob ich den Zirkumsfleg, mein bête noire, auf die Ultima oder auf die Penultima zu pflanzen habe, und fürchtete mich greulich, der Herr Dirkeor möchte stehenbleiben, bis ich den Sieg über den obstinaten Fleischhaken davongetragen hätte, oder im Kampfe mit ihm elendiglich unterlegen wäre. Er tat jedoch nichts Dergleichen. Ob er überhaupt einen Blick auf meine Arbeit geworfen, weiß ich nicht; aber er beugte sich tief zu mir herab und fragte leise:



„Bage lius (so nannte er mich immer, selbst noch auf seinem Sterbelager), wo hast du denn deine Räuberbande?“

Ich war vollständig verblüfft, wurde rot bis hinter die Ohren, vergaß Zirkumflex samt Gravis und Akut und durchstöberte in Eile mein ganzes Gewissen, um zu entdecken, wodurch ich wohl wieder einmal mit der Hausordnung in Konflikt geraten sein möchte, fand aber zu meiner Beruhigung nichts besonders Gravierendes. Die verbotene Pfeife allerdings — — — doch die würde niemand eine Räuberbande nennen.

„Weißt du nicht, was ich meine?“ fragte der Direktor. „Ich höre, du hast alle deine Freunde, die ganze Höhlenräuberbande, abkonterfeit; darfst du die Zeichnung einmal sehen?“

Da fiel mir ein Stein vom Herzen. Wenn's weiter nichts war — —! Trotzdem war ich recht verlegen, als ich mein Pult öffnete und einen Vogen Papier hervorzog, bemalt mit den greulichsten Vagabundengesichtern, die je ein böser Bube zu Papier gebracht. Unter jedem Gesicht stand der Name des also Berunglimpften, zu denen auch zwei leibhaftige Nissen des Direktors gehörten, Gen Grinde und Otto Hanfer. Ich selber war natürlich auch mitabkonterfeit.

Eine ganze Weile betrachtete der gute Mann mein Machwerk und lächelte dabei übers ganze Gesicht. Dann gab er mir die Zeichnung zurück und verließ, noch immer lachend, das Zimmer. Wer ihm von meiner Untat gesagt haben mochte, habe ich nie erfahren.

Unter besagter „Räuberbande“ befand sich nicht der Kamerad, von dem zu erzählen ich ursprünglich in die Tassen meiner rappligen Schreibmaschine gefahren bin. Er hätte da nicht recht hineingepaßt. Um auf ihn endlich zu kommen, muß ich noch einmal in die Sexta, die unterste Klasse des Gymnasiums, zurückkehren. Man nehme das dem Erzähler nicht übel, „ist es doch des Alters bestes Labjal, wie von hoher Warte rückzuschau'n ins ferne Ch'mals“.

Als ich vor etwas mehr als fünfundfünfzig Jahren auf die Anstalt kam, befand sich dieselbe eben im Zustande der Reorganisation und erinnerte, wenn man die Sache recht betrachtete, nicht wenig an ein Wohnhaus, das unter dem Bergnügen des halbjährlich wiederkehrenden „Hausreinigens“ seufzt. Das gesamte noch vorhandene Lehrpersonal bestand aus den drei Professoren: A. Sayer, der allerdings bereits als Direktor resigniert hatte, aber bis zur Einführung des neuberufenen Direktors die Funktionen des Amtes weiterführte; ferner: Geo. Schick und Robt. Engel. Der neue Direktor, Pastor C. J. Otto Hanfer von Boston, trat sein Amt bereits im Oktober an. Die Professoren A. Bischoff, G. W. Dietrich, Aug. Crull, Dr. H. Dümeling und W. Stellhorn kamen später — zwei oder drei derselben noch im laufenden Schuljahre, die übrigen in den nächstfolgenden Jahren. Unter dessen erteilten die Pastoren und einige Schullehrer der beiden Stadtgemeinden Unterricht, so gut sie es verstanden, und an uns Sextanern versuchten sich einige Primaner und Sekundaner mit mehr Profit für sich selber als für uns.

Das damalige „neue“ Gebäude war, als wir uns im September zu

Beginn des neuen Schuljahres einfanden, noch längst nicht ganz fertig; monatelang noch wurde darin gesägt und gehämmert. Kurz, die Anstalt war zu unserer Aufnahme gar nicht bereit. Daher kam es, daß wohl über hundert von uns eine Zeitlang in der unfertigen Aula ihre Betten aufschlugen mußten und daß ich selber die ersten Nächte unmittelbar vor dem Podium selbiger Aula schlief, nebenbei bemerkt, auch gleich am nächsten Tage meinen ersten Anfall des berüchtigten Fort Wahner Wechselfiebers durchfocht.

Wieviele Nächte ich in der Aula kampierte, weiß ich nicht mehr; eines Tages aber teilte mir mein Bruder Frits, der bereits Primaner war, mit, daß er noch heute mein Bett in ein Zimmer des dritten Stockwerks des alten Gebäudes schaffen werde, wo ich nach Anordnung des Direktors fortan schlafen sollte. Er versprach, mich nach der Abendandacht selber hinaufzubugieren, um mir meinen Platz anzuweisen, was er auch tat. Das Zimmer dort oben — es war das nach Nordosten gelegene — war etwas anderes als die gewaltige zweistöckige Aula, in der mir mein Bett immer wie ein auf weitem Meer treibendes Floß vorgekommen war. Das neue Schlafzimmer gefiel mir. Daß weder im zweiten noch im dritten Stock jenes alten Gebäudes auch nur eine Spur von Heizvorrichtung vorhanden war, daß es daher bei uns dort oben geradezu barbarisch kalt sein und daß es uns infolgedessen beim Aus- und Ankleiden entsetzlich frieren mußte, wußte ich eben noch nicht, es hätte mir, wie den anderen Jungen, auch wenig Sorge gemacht. Man war dazumal noch nicht so verwöhnt und verweichlicht wie heutzutage. Wir nahmen alle derartigen Unannehmlichkeiten als selbstverständlich und mit zur Sache gehörig auf. Es hätte uns ein Remonstrieren dagegen auch blutwenig genutzt. Man hätte uns verwundert gefragt: „Ja, Jungens, was verlangt ihr denn anderes?“

Von meinen neuen Schlafgenossen kannte ich natürlich keine Seele und froh am ersten Abend — im Gegensatz zu manchen anderen Abenden — mausstill und überaus sittsam unter meine Decken. Doch das Fremdsein währt bei Buben nie sehr lange; schon am nächsten Morgen kam ich auf irgendeine Weise dahinter, daß der stramme, gemütliche Junge, der das Bett neben dem meinigen innehatte, Fidi Brust hieß, und daß sein nächster Nachbar zur Rechten der Sohn eines Bierbrauers aus Cincinnati namens Herancourt sei. Das war doch schon etwas.

Von den übrigen Schlafgenossen erinnere ich mich nur zweier; ihrer aber um so besser. Sie hatten die beiden besten Plätze im Zimmer für sich ergattert, die ihnen auch niemand streitig machte. Sie waren Cousins und stammten aus Rock Island, Illinois. Obwohl auch erst eingetreten, waren sie nicht, wie wir anderen, Sextaner, Schüler der untersten Klasse, sondern bereits Quintaner, da sie von ihrem Pastor in der Heimat Privatunterricht erhalten und das Examen für die Quinta bestanden hatten. Sie waren demnach gewissermaßen Respektspersonen, zu denen unsereins emporzuschauen hatte, was ich denn auch redlich tat, besonders als ich erfuhr, daß sie — der ältere von ihnen, der Carl Engel hieß, an jedem Tag, den der liebe Gott über Fort Wahne aufsteigen ließ, fünf Cents, und der um ein Jahr jüngere August Hängsen sogar zehn Cents — Taschengeld hatten — Taschengeld



wie die reichen Knaben in den Geschichten, die ich gelesen hatte. Ihr Ansehen steigerte sich noch um ein Bedeutendes, als ich vernahm, daß sie ziemlich fließend englisch sprachen, wenn es sein mußte. Gewöhnlich sprachen sie wie wir anderen deutsch. Beide stammten sie aus guten Familien.

Hänschen war ein mittelmäßig begabter, hübscher, schlanker, blonder Junge mit rosigen Wangen, aber kein echter, richtiger „Bube“. Man hatte ihn im Vaterhaus ohne Zweifel etwas verzärtelt. Von einem Athleten hatte er nichts an sich, was doch von einem Gymnasiasten erwartet wird. Nie sah ich ihn Ball spielen oder wettkaufen. Er war ein wenig mädchenhaft, liebenswürdigen, aber unselbstständigen Charakters, und bedurfte entschieden jemand, an den er sich halten, an den er sich anlehnen konnte. Als Schüler war er durchaus nicht übel; ist auch später Pastor geworden, war es jedoch nicht lange. Ob er ohne seinen Cousin, an den er sich hielt, je soweit gekommen wäre, ist fraglich. Er starb als Gehilfe seines Vaters im Kolonialgeschäft, kaum achtundvierzig Jahre alt.

Ganz anderen Kalibers war der Cousin, der „Charley“ Engel. Der bedurfte keiner Stütze. Er suchte sich selber seinen Weg und fand ihn — allein; und war kein Weg vorhanden, so bahnte er sich einen, einerlei, ob es im Walde war oder im hohen Unkraut, im Wasser oder im tiefen Schmutz der Landstraße. Furcht war ihm scheinbar fremd. Er war ein begabter Junge, aber so ganz anders als andere Knaben. Ihn richtig zu charakterisieren, war nicht leicht — unmöglich für einen, der nicht intimeren Umgang mit ihm pflegte, weshalb er auch auf der Anstalt viel verkannt, viel falsch beurteilt wurde — nicht von den Lehrern, wohl aber von seinen Mitschülern. Man mußte genau mit ihm bekannt sein, um ihn und sein Wesen schätzen zu können. Er offenbarte nämlich nur selten sein Inneres und gehörte zu den eigentümlichen und seltenen Menschen, die sich ihrer zartbesaiteten Seele schämen und deren Regungen durch ein schroffes, barsches Aeußeres verdecken zu müssen glauben.

Weiß der freundliche Leser, was man unter dem neuerfundenen amerikanischen Ausdruck „He-man“ versteht? Nun, Engel war solch ein „He-man“ schon als vierzehnjähriger Junge — der ausgeprägteste, den ich je habe kennenlernen. Er ist's auch stets geblieben. Er konnte schwimmen wie ein Fisch, untertauchen wie eine Otter, fischen wie ein Reiher und Schlittschuh laufen wie ein Norweger. Er war körperlich wohlgestaltet, kräftig gebaut, auch groß für sein Alter, aber auf faziale Schönheit konnte er keinen Anspruch machen. Das war ihm auch ganz recht so; Schönsein kam einem Mädchen zu, aber doch nie und nimmer einem Mann. Im Gegenfatz zu seinem Cousin war er ausgesprochen brünett. Aus seinem runden dunklen Gesicht blickte ein Paar scharfer, brauner, immer glänzender Augen hervor, in denen gewöhnlich — — ja, was lag darin? War's angeborener Stolz? War's unbeugsame Willensstärke? War's Troß oder gar eine für sein Alter unerklärliche Weltverachtung?

Es mag manchem, der dies liest, absurd erscheinen, aus den Augen eines Knaben schon derartige Charaktereigenschaften herauslesen zu wollen; Engel aber war nicht wie andere Knaben; er war ganz anders. Er hätte,

glaube ich, unter Umständen einen ganz passablen Mussolini, einen Duce, abgegeben. Er spielte nie Baseball, weil er's nicht allein tun konnte, sondern dabei zu abhängig von den übrigen Spielern gewesen wäre. Er sang überaus gern und auch recht gut, schloß sich jedoch einem Chor nur deshalb an, weil er, der Harmonie über alles liebte, nicht allein vierstimmig singen konnte.

Droben in unserm Schlafzimmer, wenn wir unsere Betten machten, oder wenn wir uns umzogen, oder auch oft beim Zubettgehen sang er allein — lauter heroisches Zeug, z. B.: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“, „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“, „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“ und dgl., Lieder, die er nicht selten auf seine Weise travestizierte. Das österreichische Nationallied „Gott erhalte Franz, den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz“ zum Exempel dichtete er um und sang: „Zeus erhalte Franz, den Schneider, unsern krummen Schneider Franz“.

Anfangs graute mir etwas vor dem Jungen, bis ich allmählich dahinterkam, daß er unter seiner zur Schau getragenen rauhen Schale ein gar feines, zartes Gemüt verbarg — bis ich ausfind, daß derselbe Sänger, der vor den Ohren anderer gesungen hatte „Kein schöner Tod ist auf der Welt als vor dem Feind erschlagen“ u. s. w., wenn er sich unbeobachtet wähnte, prächtig singen konnte:

Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her.  
„Gott grüß euch“, so spricht er und sonst nichts mehr.  
Doch sieh, das Mütterchen schluchzt voll Lust:  
„Mein Sohn!“ und sinkt an des Burschen Brust.

Was ich in solchen Momenten in des Sängers dunklen Augen erblickte, hatte mit Troß und Weltverachtung nichts gemein; es war etwas ganz anderes. Da graute mir vor dem Jungen nicht länger.

Dabei aber blieb es nicht. Es währte gar nicht lange, da waren wir Freunde, und die Freundschaft entwickelte sich zu rechter Kameradschaft. Engel wurde — was die Leser längst erraten haben werden — der Kamerad, von dem ich erzähle. Wie das zuging, weiß ich nicht anzugeben. Ich weiß nicht, was den größeren, gewandteren und männlichen Stadtjungen, der dazu, wie erwähnt, schon Quintaner war, bewog, mich, den kleinen, unerfahrenen Sextaner aus dem „Busch“ in den sehr kleinen Kreis seiner Freunde aufzunehmen. Das war eigentlich gegen den sogenannten *Ufus* — den Anstandsgebrauch; „it was not done“ wie man auf amerikanisch sagt. Andererseits weiß ich auch nicht, was mich zu ihm zog. Wir verstanden einander intuitiv, das war, wie ich vermute, alles.

Wir sind längst nicht immer beisammen gewesen. Dem stand — neben dem *Ufus* — schon die Verwandtschaft Engels mit seinem Cousin entgegen, mit dem er ein ungewöhnlich verwandtschaftliches Verhältnis unterhielt. Auf meiner Seite standen im Wege — besonders in den folgenden Jahren — meine Zugehörigkeit zu der bewußten „Räuberbande“ und andere Freundschaften mit jüngeren Klassengenossen. Trotzdem waren Engel und ich viel

beisammen. Mit ihm — häufig war Hänsgen auch dabei — habe ich Wald und Feld, gelegentlich auch Obstgärten in der ganzen Umgegend durchstreift und erforscht; mit ihm habe ich am Ufer des Maumee geangelt und in einem ins Ufer gegrabenen „Bachöfen“ Fische und Zwiebeln gebraten.

Mein Vaterhaus, das alte Blockpfarrhaus an der Piqua Road, stand nur etwa fünf Meilen von dem College entfernt, und mein Bruder Fritz und ich gingen, wenn es das Wetter und die damals recht schlechten Landstraßen erlaubten, jeden zweiten Samstag heim, um unsere Wäsche nach Hause zu bringen und uns bei der Gelegenheit wieder einmal ordentlich satt zu essen.

Als Fritz die Prima absolviert und das Predigerseminar in St. Louis bezogen hatte, also nicht mehr alle zwei Wochen heimkehren konnte, fragte mich Engel eines Samstagmorgens:

„Sag' einmal, Bepp, gehst du heute heim?“

„Ja,“ entgegnete ich, „hättest du vielleicht Lust mitzugehen?“

„Natürlich! Wäre schon längst gern 'mal mit dir gegangen. Wird's deinen Eltern auch wohl recht sein?“

Von da an ist der Bursche sehr oft mit mir die Piqua Road hinausgewandert, einerlei, in welchem Zustande letztere sein mochte. War der Schmutz auf der Landstraße so tief, daß wir nicht durchkommen konnten, so strapezierten wir durch die Wälder oder auf den schmalen Rainen innen an den Kiegeleisen entlang, wobei mir Engel, als der stärkere, gutmütig meine Reisetasche trug. Er ist in meinem Vaterhause stets ein willkommener Gast gewesen. Meine Leute durchschauten bald sein eigentümliches Wesen und hatten ihn lieb wie ich, hielten ihn auch wie einen von uns. Er plünderte mit uns Kindern die Obstbäume und Beerensträucher auf dem Pfarrlande und spielte, während unser Vater in seinem Studierzimmer seine Predigt memorierte, mit uns „Old Maid“ oder „Authors“ am langen Eßtisch; und wenn es sich dabei zutrug, daß es die Bande allzu toll trieb, also, daß unsere Mutter es für nötig fand, scheltend dreinzufahren, so bekam der Charley auch davon seinen Teil geradeso wie von den gefärbten Eiern in den Osterferien. Am Sonntagabend, nach einem frühzeitigen Abendessen, stapften wir — oft im Schnee und bitterer Kälte — vergnügt wieder dem College zu mit fröhlich dampfender Pfeife — letzteres wenn wir aus Sehnsucht waren.

So vergingen mehrere Jahre; das Freundschaftsverhältnis zwischen uns blieb immer dasselbe; ich erinnere mich nicht, daß wir uns jemals gestritten hätten. Endlich aber kam die Zeit der Trennung, und ich war's, der die Trennung veranlaßte. Ich verließ nämlich die Fort Wahner Anstalt und trat ein ins Lehrerseminar zu Addison, während mein Kamerad, seinem Vorsatze getreu, das Predigerseminar in St. Louis bezog, um das Studium der Theologie aufzunehmen. Von da an hörten wir nur wenig voneinander.

Und wieder einige Jahre später kamen wir noch weiter, ja, sehr weit auseinander. Engel wurde als Reiseprediger in das ferne, damals noch fast wilde nordwestliche Minnesota, ich aber als Lehrer in den noch fernereren Süden Louisianas gesandt, und das ganze Land vom 30. bis zum 48. Breitengrad lag nun zwischen uns.



Als die Ueberschwemmung des Mississippi im Jahre 1884 meine Schule in Louisiana monatelang unter Wasser setzte und damit meiner Wirksamkeit dort ein Ende machte, erhielt und akzeptierte ich einen Ruf an die Dreieinigkeits-Gemeinde in St. Louis, Missouri, und kam dadurch wieder mit meinem einstigen hochgeachteten Lehrer und Anstaltsdirektor Hanser zusammen. Etwa um dieselbe Zeit folgte Engel einem Rufe an eine Landgemeinde nördlich von dem Städtchen J. . . . in westlichen Minnesota. Wir hörten voneinander fast gar nichts mehr; vergessen aber hatten wir einander keineswegs — wenigstens ich nicht meinen alten Kameraden. Wie es ihm, dem ehemaligen stolzen, ganz städtisch erzogenen jungen Menschen, dessen gesamte Kenntnis des Landlebens sich auf die nicht nennenswerten Erfahrungen beschränkte, die er bei seinen Besuchen in meinem Elternhause gemacht hatte — wie es dem wohl auf dem Lande und noch dazu in einer nur halbzivilisierten Gegend, ergehen mochte? Ich hätte es gerne gewußt.

Der Wunsch sollte mir gewährt werden; ich sollte es mit eigenen Augen zu sehen bekommen.

Ich besaß dazumal weder Frau noch Kind; mit Sorgen hatte ich auch noch keine Bekanntschaft gemacht, daher benutzte ich meine sechs Wochen Sommerferien fast alljährlich dazu, von den Vereinigten Staaten und ihren Sehenswürdigkeiten so viel durch eigene Anschauung kennenzulernen, als mir mit den geringen Mitteln, die mir zu Gebote standen, möglich war. Das Reisen war in jenen unvergeßlichen Tagen nicht kostspielig, besonders nicht für einen jungen Mann, der auf Luxus keinen Anspruch machte. Ich berechnete im voraus, wie weit ich etwa mit den vorhandenen Mitteln kommen könne, um doch noch genug für die Rückreise übrig zu haben, und fuhr darauf seelenvergnügt in die schöne Gotteswelt hinaus. In der Regel bin ich damit auch durchgekommen, wenn's auch mitunter, wie man sagt, „an den Haaren über den Zaun“ ging. Meine Reiseerlebnisse brachte ich, wenn ich wieder daheim angelangt war, zu Papier, und die gute „Abendschule“ oder auch ein anderes Blatt druckte sie ab. Das Honorar dafür ersetzte mir das Reisegeld.

So machte ich es auch wieder in den Ferien des Jahres 1887. Meinen alten guten Kameraden wollte ich in seiner nordischen Klause besuchen, zählte daher meine Sefel zusammen, fand, daß sie möglicherweise reichen möchten, kaufte in weiser Vorsorge ein Rundreisebillet auf einem Dampfer und fuhr den Mississippi hinauf gen Norden — nach St. Paul, Minnesota.

In St. Paul angekommen, durchstreifte ich die schöne Stadt, die damals noch aussah, als sei sie soeben aus den Händen einer Scheuerfrau entlassen worden, nach allen Richtungen, machte darauf einen kurzen Besuch bei einem ehemaligen prominenten Mitglied der bewußten Fort Wahner „Räuberbande“, nahm dabei zu meiner Befriedigung wahr, daß selbiges Glied alles Räuberische abgelegt, dafür aber viel Würde angenommen hatte, und fuhr dann weiter, hinüber nach Minneapolis, das noch frischgewaschener zu sein schien als St. Paul. Spät am Nachmittag landete ich endlich müde im Minneapolis'er Bahnhof der Northern Pacific Bahn. Hier hielt ich zwei Konferenzen ab: die erste mit dem Billettverkäufer, der mir bei Heller und

Pfennig vorrechnete, was die Rundfahrt von Minneapolis nach F . . . . kosten würde, die andere mit meiner Börse und deren Inhalt. Glücklicherweise waren die Resultate beider Konferenzen über alles Erwarten günstig, und nach eingenommenem Abendessen fuhr ich im letzten Abendschein davon, den hier recht schmalen Mississippi entlang, hinauf nach Brainerd und von dort aus auf einer Zweigbahn über Wadena, das aus einem gräßlich einsamen Stationshäuschen bestand, weiter westlich nach F . . . . , wo ich morgens anlangte und im neuen „Nicollet“ — so hieß, wenn ich nicht irre, das Hotel — abstieg. —

Soweit hatten mich, dichterisch ausgedrückt, Dampfesflügel getragen, und der erfahrene Leser weiß, daß ein solches Reisen ziemlich mühelos und ohne besondere Unbequemlichkeiten vor sich geht und also keine Kunst ist. Der noch erfahrenere Leser aber weiß, daß das Reisen da, wo der Dampf ein Ende hat und man noch längst nicht am erstrebten Ziele angekommen ist, ein ganz anderes Gesicht bekommt und zu einer Kunst wird, besonders da, wo das Ziel auf weiter, öder, nur sehr spärlich besiedelter Prärie zu suchen ist. — Doch ich will nicht philosophieren, sondern weiter erzählen; es wird schon recht werden. Wenn ich aber beim Erzählen hie und da einstreue, was der amerikanische Schriftsteller „local color“ nennt, so geschieht das zu dem Zweck, darauf hinzuweisen, wohin der liebe Gott oft seine Diener ruft und was diese, die oft in anderen Berufsarten ein bequemes Leben führen könnten, um Christi willen ertragen.

F . . . . lag noch in stiller Ruhe, als ich dort ankam; die wenigen Straßen, aus denen der Ort bestand, waren noch menschenleer. Die einzige Person, die mir dort Auskunft über Pastor Engels Wohnung geben konnte, war, wie ich vermutete, der Postmeister; der aber war vor acht Uhr nicht auf seinem Posten zu erwarten. Ich aß daher im Hotel mein Frühstück und ging um acht Uhr aufs Postamt. Der Herr Postmeister war richtig da. Ich fragte ihn — auf englisch natürlich — ob er mir sagen könne, wo Pastor Engel wohne. Ich sprach den Namen nach alter Gewohnheit deutsch aus.

„Ich kenne hier im County fast alle Leute,“ erwiderte der Postmeister, „aber ein Mann mit dem Namen wohnt nicht in der weiten Nachbarschaft.“

„Sonderbar,“ sagte ich, „der Mann ist Pastor, also ohne Zweifel eine bekannte Persönlichkeit, und seine Adresse ist F . . . .“

„Wie, sagten Sie, lautet der Name?“

„Reverend Charles Engel.“

„O, jetzt weiß ich, wen Sie meinen: Reverend Inkel! Ja, der bekommt hier seine Post. Ja, freilich! Der Mann wohnt — lassen Sie 'mal sehen — der wohnt weit nördlich von hier, droben an der Countygrenze — heh, Sir!“

„Ist es vielleicht möglich, daß er heute zur Stadt kommt?“

„Nein, der Reverend hat seine Post gestern geholt. Er kommt meistens nur einmal die Woche und auch dann nur, wenn er mit seinen Ponies durch den Schmutz kann!“

Einen Leihstall hatte F . . . . noch nicht. Ein Telephon, mittels welches ich meinen Freund hätte anrufen können, war damals im Nordwesten noch so unbekannt wie das Automobil. Was war da zu tun?

„Ist der Weg zu weit, ihn zu Fuße zurückzulegen?“ fragte ich.

Der Postmeister zuckte die Achsel. „Ich bin selber dort oben nicht bekannt und weiß nicht, wie weit es sein mag, glaube aber nicht, daß Sie's machen können. Ich würde Ihnen nicht raten, so aufs Geratewohl über die Prärie zu wandern. Ich sage Ihnen, was Sie tun: Bleiben Sie hier in der Post Office; vielleicht stellt sich im Laufe des Tages ein Farmer aus des Pastors Nachbarschaft hier ein, der Sie mitnimmt.“

Das tat ich gehorfsamst. Mittag kam, und ich speiste wieder im Hotel. Den ganzen Nachmittag verbrachte ich auf dem Postamt und habe es überstanden, „aber fragt mich nur nicht wie“. Die Farmer mußten samt und sonders bei der Arbeit auf den Feldern gewesen sein; es ließ sich keiner im Städtchen sehen. Der Abend kam, und ich quartierte mich für die Nacht im Hotel ein.

Am nächsten Morgen empfing mich Freund Postmeister mit einem frohen Grinsen.

„Mister,“ rief er mir entgegen, „heute werden Sie's, denke ich, machen können. Die Stage von P... ist angekommen und fährt bald zurück. Der Stagetreiber nimmt Sie mit — eine Strecke weit wenigstens, bis dorthin, wo die Road nach P... abzweigt. Den Rest des Weges werden Sie wohl laufen können, das werden nur noch vier bis fünf Meilen sein.“

„You bet!“ rief ich erfreut, „wo steckt der Stagetreiber?“

Der dicke Kutscher kam bald angefahren und erklärte sich bereit, mich mitzunehmen. Die Stage war ein gewöhnlicher „Springwagen“ mit nur einem Sitz. Auf diesem Sitz aber, neben dem Kutscher, saß schon ein Passagier, eine ziemlich corpulente Norwegerin, die mit ausdruckslosem Gesicht in die Welt schaute, später unterwegs auch keine Silbe sprach.

„Wo soll ich denn sitzen?“ fragte ich den Kutscher.

„Hier zwischen uns,“ erwiderte der Mann; „'s ist close quarters, Mister, aber es wird schon gehen.“

Es ging auch. Die Norwegerin hing zur Hälfte links, der Kutscher — ebenfalls zur Hälfte — rechts vom Sitze und ich, obwohl „in drangvoll fürchterlicher Enge“, hatte es noch am besten; ich saß „ganz“.

Wir fuhren ab. Auf der ganzen Strecke begegnete uns kein Mensch, war kein Haus, waren keine Fenzen zu sehen; totenstill und unsäglich einsam lag die Prärie im Morgensonnenschein.

Als wir in die Nähe der Stelle kamen, wo die Straße nach P... abzweigte, wandte sich der Kutscher zu mir und fragte: „Was geben Sie mir, wenn ich Sie bis ganz an Ihr Ziel fahre?“

„Was verlangen Sie dafür?“ fragte ich entgegen — im stillen besorgt, er möchte sagen: „Well, schau'n Sie, es ist weit aus meinem Weg; fünf oder sechs Dollars sollte Ihnen die Fahrt wert sein.“

„Ist Ihnen ein Dollar für die ganze Fahrt zu viel?“ fragte der Mann.

Hätte ich nicht zwischen zwei Fleischbergen eingekleilt gegessen, ich glaube, ich wäre vor Erstaunen von der Stage gefallen. Eine solche Bescheidenheit war mir in meinem wechselvollen Leben bisher noch nicht vorgekommen, und ich sagte zu mir selber: „Wenn das in Minnesota so weitergeht, Junge,



dann darfst du getrost hoffen, wieder heimzukommen“ Dem Kutscher aber überreichte ich auf der Stelle seinen Dollar, den er vergnügt einsteckte.

Ein paar Meilen jenseits der Straße nach P. . . begegnete uns wirklich einmal ein Mann, der uns mit unverhohlener Verwunderung betrachtete.

„Say, pard,“ fragte ihn unser Kutscher, „how far is't to the meetin'house?“ Mit dem Ausdruck „Meeting-House“ meinte er Pastor Engels Kirche — übrigens die einzige Kirche auf viele Meilen weit und breit.

Der Fußgänger verstand auch sofort, was gemeint war, spuckte einen gewaltigen Mundvoll Tabaksaft ins Unkraut am Wege, deutete die Straße, die er gekommen war, hinauf und erwiderte: „The meetin'house? Oh, 'bout seven mille up the road.“

„Mag sein oder auch nicht,“ brummte der Kosselenker und setzte seine Pferde wieder in Trab.

Wieder einige Meilen weiter lag links vom Wege ein winzig kleiner, langsam in einem Buß von Gras und Unkraut erstickender Kirchhof mit einigen kleinen Grabmälern. Wer da in trauriger Einsamkeit wohl dem Jüngsten Tage entgegenzuschlummern mochte! An der zerfallenden hölzernen Umzäunung des Kirchhofes lehnte wieder ein Mann. Der Kutscher hielt seine Tiere an und rief hinüber:

„Hey, you there, how far is't to the meetin'house?“

Genau so wie der erste, spuckte der Gefragte seine Tabaksauche ins Gras, deutete nach Norden und rief zurück: „The meetin'house? Oh, 'bout seven miles up the road!“

Da lachten wir beide, der Kutscher und ich, laut auf; denn das Vorkommnis war gar zu nett. Die enorme Norwegerin hätte wahrscheinlich mitgelacht, wäre sie nicht die vollendete Sphinx gewesen; so aber saß sie wie aus Stein gemeißelt und „blickte stumm auf der ganzen Prärie rum“.

„Jetzt sag' mal einer, welcher von den beiden Kerlen da lügt,“ brummte der Kutscher und setzte hinzu: „Ich wett', sie lügen alle beide. Denn sieben Meilen waren es schon beim ersten nicht mehr, und bei diesem hier erst recht nicht; soviel weiß ich selber. Ach, die Leut' in Minnesota lügen alle, denk' ich.“

„Soll mich nicht wundern,“ stimmte ich bei, „die Menschen tun's überall, doch diese Minnesotaner kamen mir noch recht bescheiden vor; haben's im Lügen noch nicht weit gebracht. In Kentucky oder Tennessee hätte man uns wenigstens noch vier oder fünf Meilen mehr aufgehängt. Verstehen's besser dort unten.“

Er hatte recht, der Kutscher. Noch waren wir kaum eine Meile weitergefahren, als er ausrief: „Guck, ich hab's ja gewußt, — dort steht die Kirche!“

Ich sah keine Kirche. Wohl aber erblickte ich vor uns in der Ferne einen kleinen Bau sich ein wenig aus der Erde erheben, aber das Ding war keine Kirche, sondern, wie mir schien, ein aus rohen Baumstämmen erbauter niedriger und bereits stark zusammengebrückter Viehstall, wie man ihn heute noch in den Ozarkbergen in Missouri und Arkansas antrifft. Der Kutscher aber blieb dabei: „That there's the meetin'house.“ — Das ist die Kirche.

Kaum zehn Minuten später hielten wir auf einem uneingefriedigten

Platz neben der Landstraße, vor uns das alte ruppige Blockgebäude, rechts neben uns ein noch ziemlich neuer Stall, erbaut aus rohen Brettern, und zwischen beiden Bauten ein großes, drehbares Gestell zum Wäschetrocknen, das ganz voll frischgewaschener Wäsche hing. Von einer menschlichen Wohnung war keine Spur zu sehen. „Halten Sie, bitte, mal die Zügel,“ wandte sich der Kutscher an mich, „ich will mal zum Haus hinüberspringen und ausfinden, ob ich hier wirklich recht bin.“

„Da ist ja gar kein Haus,“ entgegnete ich.

„O,“ meinte er, „es wird sich wohl eins finden — dort irgendwo hinter dem Wäschegestell.“

Er kletterte vom Wagen und verschwand hinter der Wäsche. Kurz darauf vernahm ich die Worte: „Ja, der wohnt hier, ich bin es selber. Wer will mich sehen? — Von St. Louis? — Mein lieber Mann, dort kenne ich fast keine Seele.“

Die Stimme! — Den Sprecher konnte ich der Wäsche wegen nicht sehen; aber die Stimme! Zehn Jahre lang hatte ich sie nicht gehört, aber ich kannte sie sofort wieder. Sie war meines Kameraden Stimme. Wir hatten das „meetin’house“ auf der Prärie richtig gefunden.

Ich schob der Norwegerin die Zügel zu und sprang mit einem gewaltigen Satz von der Stage. Da kam in Begleitung des Kutschers hinter dem Wäschegestell ein starker, sonnenverbrannter Mann hervor, gekleidet wie ein Farmer, in braune Overalls, die Hosen in die Stiefelschäfte gestopft, auf dem Kopfe einen mächtigen, breitrandigen, groben Strohhut. Nur einen Blick warf er auf mich, aber der genügte.

„Zepp! Zepp! Um alles in der Welt! Zepp, bist du’s wirklich, oder bist du’s nicht?“ Fast schrie er die Worte hervor. Er rannte mir entgegen und schlang die Arme um mich, während ihm Tränen über die braunen Wangen liefen. Mir erging es nicht anders. Es war, als erkannten wir erst jetzt, wie lieb wir einander einst gehabt. Wir beobachteten in unserer Wiedersehensfreude nicht, daß der Kutscher, der seine Schuldigkeit nun getan hatte, meine Reisetasche vom Wagen hob und ins Gras setzte, darauf zu der Norwegerin aufstieg und davonfuhr.

Wie im Triumph führte mich Engel in sein — — fast hätte ich gesagt: Haus, aber seine Wohnung war kein Haus; eine jämmerliche, elende, haufällige, uralte Blockhütte war sie, die der einstmal’s stolze, sein erzogene Rock-Isländer sein Heim, sein Pfarrhaus nannte. Ich selber habe mit meinen Eltern bis zu meinem dreizehnten Jahre in einem Blockpfarrhause gewohnt, bin — viele Jahre später — als Geschäftsreisender, besonders aber als Repräsentant der Kinderfreund-Gesellschaft von Illinois, in weit mehr als hundert Pfarrhäusern gewesen und habe unter diesen — leider viel zu oft — ganz erbärmliche Buden gefunden, aber so elend wie das, in dem mein alter Kamerad als Pastor zu hausen hatte, ist nicht eins derselben gewesen.

„Du mußt vorliebnehmen mit dem, was wir dir bieten können,“ sagte Engel zu mir, als er mich in seine Wohnung führte, „die Gemeinde ist noch arm.“ Mehr Worte darüber zu verlieren, hielt er — mir gegenüber — für

unnötig. Ich mußte verstehen und verstand auch. Aber Leid tat mir der Mann doch und seine brave, stille Frau noch mehr.

Die Hütte kehrte ihre Front nicht der Straße zu, die westlich davon vorüberführte, sondern nach Süden, dem Viehstalle zu, wie es in der Pionierzeit viele Blockhäuser, auch mein eigen Vaterhaus, taten. Ich vermute, daß man beim Errichten solcher Häuser darauf bedacht gewesen ist, den Winterstürmen und Schneemassen das Eindringen in die Wohnungen zu erschweren, sonst könnte ich mir keinen Grund dafür denken. An Schönheit gewarnt ein Pfarrhof durch eine solche Einrichtung keineswegs.

Wenn ich mich recht entsinne, enthielt Pastor Engels Hütte nur drei Räume: das Studierzimmer, die Küche und ein Schlafzimmer, doch selbst in bezug auf das Schlafzimmer bin ich nicht sicher. Es mag auch sein, daß die Familie im Studierzimmer schlief — ich weiß es nicht mehr. Ich weiß aber, daß alles so primitiv, so alt und verfallen war, wie es sein konnte, ohne in sich selbst zusammenzufallen.

Eines Abends gegen Sonnenuntergang schob mein Freund einen Kinderwagen mit seinem jüngsten Sprößling durch die Küchentür herein ins Studierzimmer, in dem ich mich befand, und sagte lachend: „Zepp, du mußt jetzt, wenn du auch ein alter Junggeselle bist und von solchen Dingen nichts verstehtst, ein wenig Kindermädchen spielen und das Baby in den Schlaf fahren; meine Frau und ich haben beide anderweitig zu tun, und der Karle (sein ältestes Kind) kann's noch nicht. 's ist eine große Aufgabe. Du machst das so — so mache ich's selbst immer.“

Damit schob er das Wägelchen in die äußerste Ecke des Studierzimmers und reichte mir das Ende eines Strickes. „Alles, was du zu tun hast,“ sagte er, „ist, das Buggy am Strick an dich zu ziehen und es dann wieder loszulassen, dann läuft das Ding von selbst den Hügel wieder hinab in seine Ecke. Nur mußt du achtgeben, daß der Wagen nicht beim Hinabrollen gegen die Wände stößt, sonst schläft das kleine Ding nicht ein.“

Freundliche Leserin, so hat's der Erzähler denn auch gemacht. Der Fußboden hing gegen die Zimmerecke hin so tief ab, daß das Hügelanziehen etwas Anstrengung kostete; dafür aber war das Hinabrollen das reinste Vergnügen. Junggesell hin, Junggesell her, ich habe das Baby fein in den Schlaf — „toboggan't“. Anfangs rumorte es ein wenig in seinem Bettchen herum, lallte sein Ba-ba-ba und deklinierte, wenn ich richtig hörte, ganz nett „qui, quae, quod — quo, qua, quo“, schlief aber endlich darüber ein. Als sich in dem Wägelchen nichts mehr regte, ließ ich es fein sachte den Hügel hinabrollen, bis ich fühlte, daß es die Wände erreicht hatte, und überließ die fernere Sorge für das Kind dem Morpheus.

Von der Einsamkeit, der Isoliertheit der damaligen Pionierpastoren im Nordwesten macht man sich heute, in den Tagen des Automobils und passabler Straßen, kaum einen richtigen Begriff. Wieder und immer wieder versicherte Pastor Engel, ich vermöchte es nicht zu verstehen, wie er sich freue, mich unter seinem Dache beherbergen zu dürfen, welche Wohlthat es ihm sei, einmal wieder den Umgang mit einem gebildeten Manne genießen zu dürfen. Letzteres sei ihm in seinem bisherigen Amtsleben nur ein ein-



ziges Mal passiert. Da sei ein reisender Bibelagent durch die Gegend gekommen und eine Nacht über bei ihm geblieben. Die Unterhaltung mit dem Manne habe ihm gutgetan, habe ihn wohlthuend angeregt und er zehre noch daran.

„Unter seinem Dache beherbergen!“ Die Worte gewinnen mir noch heute ein vergnügtes Lächeln ab; denn was sie besagten, hat mein Freund mit mir und höchst wahrscheinlich auch mit dem Bibelagenten buchstäblich getan. Wie anders hätte er's auch sonst tun können? Seine Hütte hatte, wie gesagt, nur zwei oder drei Räume. Ueber denselben befand sich ein ziemlich trostloser Dachboden, eine „garret“, die gewöhnlich als Kumpelkammer eine unrühmliche Existenz fristete, bei Gelegenheit eines Fremdenbesuches jedoch zur Gaststube avancierte. Dort oben unter den schrägen Dachsparren stand nämlich das Gastbett, in das mich Engel mit einer so herzlichen Gastfreundschaft hineinkomplimentierte, daß ich die drohende Gefahr, mir an den Sparren den Kopf einzustoßen, gar nicht beachtete. Und ich kann dem Leser die Versicherung geben, daß ich unter jenem Dache ebenso fest und gut geschlafen habe wie später als Geschäftsreisender in den feinsten Hotels; und wenn morgens mein Freund in goldigster Laune vom Fuß der steilen Treppe aus heraufrief: „Cat fish!“ oder „Tempus est surgendi!“ dann fuhr ich, erfrischt wie sonst selten, unter den Decken heraus — ausgenommen, wenn während der Nacht der Wind umgesprungen war und von Manitoba herunterblies; dann war die Erfrischung etwas übertrieben, bewirkte jedoch ein um so schnelleres Ankleiden.

Gleich am nächsten Morgen nach meiner Ankunft, während Pastor Engel sein Vieh — eine Kuh, ein Paar Indianerponies und eine Menge Hühner — versorgte, wanderte ich auf dem Hofe umher und besah mir die Pfarrei. Ei, wie sah es da aus! Alles, was der Pastor selber angeschafft hatte, sein persönliches Eigentum, und was er selber mit eigenen Händen hergestellt hatte, war gut und in Ordnung; das Gemeindegut jedoch war geradezu miserabel — so schlecht, wie ich es weder vorher gesehen hatte, noch jemals wieder sah. Nicht nur war das Pfarrhaus, wie oben gezeigt, eine elende, zerfallene Hütte; die Kirche — jenes Blockgebäude, das ich aus der Ferne für einen alten verfallenen Viehstall gehalten — war es noch mehr. Sie hatte einen Senkrücken wie ein verkrüppelter Gaul und schaute mit ihren zwei blöden, rappenden Fenstern wehmütig über die Prärie hinaus nach Westen, als ob sie von dort her Erlösung aus ihrem Elend erwarte. Ich erinnere mich nicht mehr, ob Bänke darin waren oder nicht. Wenn es der Fall war, so waren es ihrer sicher nicht genug; denn ich selber mußte am Sonntag während des Gottesdienstes, wie bei ländlichen Missionsfesten, auf einem ungehobelten Brett sitzen, welches man über zwei Schreinerböcke gelegt hatte, und die Leute vor und hinter mir erfreuten sich derselben Bequemlichkeit. Ganz denselben Verfall wie Pfarrhaus und Kirche zeigten auch die übrigen Gebäulichkeiten und die Fenzen um das Gemeindegut her. Der erwähnte neue Stall machte eine auffallende Ausnahme. Er kam einem in all dem Verfall vor wie ein Fliesen aus neuem Zeug auf eines Bettlers zerlumptem Gewand. Als ich meinem Freunde gegenüber meine Verwunde-

zung ausdrückte, erwiderte er lächelnd: „Ja, mein Lieber, den Stall habe ich größtenteils eigenhändig gebaut; der alte war verrottet.“

Dem Pastor war der greuliche Zustand des Gemeindeeigentums keineswegs einerlei; er litt darunter, entschuldigte ihn aber mit der Armut der Gemeinde und hielt dafür, daß ein Pastor die Armut mittragen helfen müsse. Das ist auch die rechte Gesinnung, allein man kann darin auch zu weit gehen. Ich kann und will mir über die Armut jener Gemeinde kein Urteil erlauben, weiß jedoch, daß die Männer aus der letzteren, wenn sie gewollt hätten, in jedem Herbst, nachdem die Feldarbeit vorüber war, ganz leicht einen Tag oder zwei auf die Reparatur und Instandhaltung des gemeinsamen Eigentums hätten verwenden können. Das würde wenig Kosten und auch nicht viel Mühe verursacht haben. Es wird dort aber wohl zugegangen sein wie in einer anderen mir bekannten Gemeinde, wo der „graute Friert“, ein reicher alter Knoten, in einer Versammlung, in der es sich auch um Verbesserungen am Pfarrhaus handelte, öffentlich erklärte: „Jau, wi künnt dat woll, abers wi willt et nicht!“ —

Eine fast unerträgliche Qual bildeten in Minnesota die Moskitos und deren beispielloser Fleiß — Hunger hätte ich schreiben sollen. Wo sie zur Welt kommen, ist in Minnesota, wie in Louisiana, nicht schwer zu erraten. In letzterem Staate sind es die großen Sümpfe und Lagunen, in ersterem die Tausende von Seen, in denen sie ausgebrütet und von wo aus sie auf die bedauernswerten „blutbegabten“ Geschöpfe Gottes losgelassen werden. Wo sie sich den Tag über aufhalten, habe ich bis dato nicht ergründen können, hege jedoch den Verdacht, daß sie bei Tagesgrauen, nachdem sie nächtlicherweile ihre blutigen Orgien gefeiert haben, in allen dunklen Löchern, wie Brunnen, Zisternen, Kellern, Kloaken u.s.w. Zuflucht vor dem Licht suchen, sich von den nächtlichen Anstrengungen erholen, einander von ihren Heldentaten erzählen, darauf Konferenzen abhalten, worin sie auf neue Angriffspläne finnen, Beschlüsse fassen und endlich ihre Rüssel schärfen, um für die nächste Nacht bereit zu sein. Die Naturforscher behaupten, daß nur das Moskitoweibchen solch ein Rüpelleben führe. Mag sein, mag sein; aber dann gibt es in Minnesota bloß Weibchen — Moskitomegären.

Ich habe bereits erwähnt, daß mein Freund eine Kuh hielt — halten mußte, wenn er Milch und Butter für den Familiengebrauch haben wollte. Dieses Tier führte den Sommer über auf einer Weide weiter die Landstraße hinauf ein einsames und überaus bedauernswertes Dasein. Sie erschien während des Sommers bedeutend größer und umfangreicher als sie eigentlich war, welches Phänomen darauf zurückzuführen war, daß sie ganze Nächte den giftigen Stichen unzählbarer Moskitos ausgesetzt war, also, daß ihr Fell nie zur Ruhe kam, sondern immer angeschwollen war. Letzteres ist bis jetzt noch Hypothese, könnte aber überaus wahr sein.

Als gegen Abend meines ersten Tages dort oben die Sonne sich anschickte, in dem wogenden Meer von Weizenähren unterzugehen, ergriff mein Freund eine Sense und einen Eimer und ging die Road hinauf, um besagte Kuh zu melken — er, der Herr Pastor selber, der in jüngeren Jahren eine Sense und eine Kuh wahrscheinlich nur von weitem gesehen hatte. Ich ging

mit. Wo er hohes grünes Gras fand, mähte er es ab, und ich raffte es zusammen, trug es davon und warf es der Kuh vor, die schon in der Melkecke der Weide stand und unfer harrte. Das Tier machte sich über das Gras her, und das Melken hätte losgehen können. Es ging aber noch nicht los — jetzt noch nicht.

Nicht nur die Kuh hatte uns kommen sehen, sondern auch einige hundert Millionen Moskito's, die sich unsinnig freuten, neben der Kuh und dem Pastor, deren Blut sie bereits kannten, heute auch einen St. Louiser Schulmeister vorzufinden und ohne Zweifel auch anzapfen zu können. Ihr Jubelschrei erfüllte die Luft und lockte noch andere zahllose Genossen herbei, die auf der anderen Seite der Road zu Hause waren und von Rechts wegen auf der Kuhweide nichts zu suchen hatten. Ja, wenn ich nicht irre, langten sogar einige tausend Legionen aus dem Red Rivertal und aus Canada an — eine Massenversammlung von Mordgesellen.

Um es beim Melken aushalten zu können, machte der Pastor aus Stroh, halbverdorrttem Gras und Unkraut, aus trockenem Kuhdünger und verfaulten Fenzriegeln in der Melkecke ein Rauchfeuer, wie ich es vorher nie gesehen hatte. Grüngelb von Farbe und zäh wie Sirup quoll der Rauch daraus hervor und erfüllte die Fenzcke. Er war zu schwer, um hoch zu steigen, darum zog er fast wie eine solide Masse im Abendhauche langsam über das Land.

Witten in diesen Rauch, in dem weder Kuh noch Mensch aus anderen Gegenden der Erde hätte existieren können, stellte sich die Minnesotaner Kuh mit Behagen, und der Pastor setzte sich darin auf seine „Häfen“ und begann zu melken.

Die Wut der also schändöde betrogenen Moskito's kannte keine Grenzen. Sie sprangen in ohnmächtigem Grimm auf der Riegelfenz hin und her und bissen in das Holz, sie niesen und husteten und umkreisten das Feuer in „düsteren Reih'n“ und niesen und husteten noch mehr und schwuren dem Pastor blutige Rache — bis sie den Erzähler erblickten, der sich bislang in einen „smoke screen“ von Winnepeger Flugcut gehüllt und im Schutze desselben voll Bewunderung und Grauen dem großartigen Vorgang zugeesehen hatte, dem aber mittlerweile der Vorrat in der Pfeife ausgegangen war. Da stürzte sich die wütende Menge über ihn her, daß er den Pastor und seine Kuh ihrem furchtbaren Schicksal überließ und dem Pfarrhause ausflog mit einer Geschwindigkeit, welche selbst den Minnesotaner Moskito's unglaublich erschiene und von der ihre Nachkommen noch heute erzählen.

Ob der Pastor unter solchen Umständen wirklich Milch heimgebracht hat, möchte die freundliche Leserin wissen?

Ei, freilich doch! Man hatte ihm auf dem Gymnasium alle Sprachen und vielerlei Künste und Wissenschaften beigebracht, hauptsächlich, um ihn zu befähigen, später auf dem Seminar das Studium der Theologie aufzunehmen; man hatte ihm auf dem Seminar das große Reich der Theologie eröffnet, hatte ihn predigen und unterrichten und vieles andere, was er in seinem Amte als Pastor nötig haben würde, gelehrt, und Engel war ein gelehriger Schüler gewesen; aber von alle dem, dessen er Jahre hindurch



als Reiseprediger in den Wildnissen des Nordwestens und jetzt als einsamer Präriepastor nicht minder bedurfte als tiefe theologische Kenntnisse und Pastorale, nämlich Pflügen, Holzhacken, Gartengraben, Senfenschleifen, Grassmähen, Stallbauen, Heumachen, Schweinemästen und -schlachten, Wurstmachen, Kartoffelpflanzen und Fenzpostensetzen und was der Künste mehr sein mögen — wußten seine Lehrer selber nichts, konnten es ihm also auch nicht beibringen. Er hatte es aber alles, alles gelernt, selbst das Rübemelken unter den mörderischen Angriffen hungriger Moskitoheere. Er brachte — obwohl weiblich zerstoßen — seinen Eimer voll Milch heim.

Das Pfarrhaus, in welches ich mich so schmachlich vor dem Feind geflüchtet, besaß natürlich keine Moskitoneze aus Draht; dafür hatte mein Freund die Fenster von oben bis unten mit rotem „mosquito-bar“ übernagelt, und die Hütte sah aus, als habe sie neben anderen Gebrechen auch noch entzündete Augen. —

Pastor Engel hatte neben seiner eigentlichen Gemeinde auch noch — soviel ich weiß — zwei Predigtplätze zu bedienen, einen in F. . . . und einen anderen zwölf Meilen westlich davon. Die Glieder seiner eigentlichen Gemeinde wohnten weit zerstreut auf der Prärie, vielfach getrennt durch kleinere Seen. Er mußte daher Pferde halten; nicht ein Pferd, wie so manch anderer Pastor in zivilisierten Gegenden, sondern gleich zwei, einmal der großen Distanzen wegen, die er oft zurückzulegen hatte, und sodann der Beschaffenheit der Landstraßen halber, die meist nur aus zwei parallelaufenden Räder Spuren bestanden, zwischen denen und neben denen die Erde oft sehr rauh und mit hohem Unkraut überwuchert war. An ein Fahren mit einem einzigen Pferd dachte niemand. Also, mein Freund hielt zwei Pferde.

Hier lassen wir die Pferde vorderhand stehen und steigen einmal wieder die Scheffelsche „hohe Warte“ hinan und schauen zurück ins „ferne Eh'mals“.

War ich noch Sextaner, oder saß ich bereits in der Quinta — das weiß ich nicht mehr —, da langte auf dem College eines Tages aus Deutschland ein Bublein an namens Julius Frid. Das war schon der reinste Frebel. Nicht das Bublein, denn das war ganz nett; auch nicht daß dasselbe von Deutschland kam, sondern daß man ein solches Kind von zwölf Jahren, das auch noch im Aussehen und in seinem Gebahren noch ganz und gar ein Kind war, schon zwingen wollte, den harten Kampf mit der lateinischen Grammatik und anderen hohen Wissenschaften aufzunehmen. Doch das Bublein war in geistiger Hinsicht aus besserem Stoff gemacht, als wir ahnten. Unsere Professoren examinierten ihn und steckten ihn in die Quinta, sintemal sie dahinterkamen, daß der Julius bereits in Deutschland ein Gymnasium besucht hatte und mehr Latein und andere Wissenschaften „intus“ hatte als wir amerikanischen kurzbeinigen Bengel. Das war in unsern Augen abermals ein Frebel, doch wir trugen die Schmach in Langmut und Ergebung.

Aus ihm — nämlich dem Julius — hat man, nachdem er sowohl das Gymnasium als das Predigerseminar absolviert hatte, auch einen Reiseprediger gemacht und ihn nach dem Nordwesten gesandt. Und das war wirklich ein Frebel; denn er paßte dorthin absolut nicht. Dort auf der Prärie

brauchte er, wie alle Reiseprediger, Pferde, und dieweil er von lateinischer und griechischer Grammatik und sicher auch von Theologie weit mehr verstand als von Pferden und deren Behandlung, hingen ihm die Minnesotaner ein Paar Indianerponies auf, mit denen der sanfte Jüngling platterdings nichts anzufangen wußte, die so ziemlich alles mit ihm anstellten, was sie — wollten, auch, wenn sie dazu aufgelegt waren — und das waren sie fast immer — künstgerecht mit ihm durchbrannten und das Buggy nicht selten in Stücke zerrissen.

Da diese anregenden Exerzitien sich unter des jungen, unerfahrenen Pastors Zucht weder an Zahl noch an Intensität verminderten, sondern rasch vermehrten und zunahmen und der gute Julius den Zeitpunkt, da ihm das Viehzeug den Hals brechen würde, täglich näher rücken sah, ward er der Sache überdrüssig und faßte den Entschluß, die Bestien loszuschlagen, falls sich jemand finden sollte, der es unternehmen würde, die nunmehr gänzlich verdothenen Räder zur Mäson zu bringen.

Und nun verlassen wir die „hohe Warte“ und kehren zurück zu meinem „Kameraden“.

Als dieser auf seiner Präriepfarre ein Paar Pferde brauchte und sich nach einem solchen umtat, hörte er von ungefähr von Pastor Frids heilloßen Indianerponies, von ihrem Charakter und davon, daß sie ihrer hervorragenden Eigenschaften wegen verhältnismäßig billig zu haben seien. Er kannte den Julius vom College her und wußte, daß derselbe gar nicht der Mann war, solch heidnisch Vieh mit Erfolg zu behandeln. Das erforderte die Kraft und Energie eines „Se=man“; und wen gab es auf der Prärie, der ein größerer „Se=man“ gewesen wäre als er selber, der Charley Engel? Er zog daher aus und kaufte sich die beiden Greuel an den Hals — einen Wallach und eine Mähre.

Scheusale waren sie, von außen betrachtet, durchaus nicht, sondern ein recht hübsches Paar Pferde, braun von Farbe, nicht zu groß und nicht zu klein und flink wie Katzen — Indianerponies, wie sie im Buche stehen. Aber, aber — diese schönen, glatten Körper waren zum Blagen angefüllt mit raffinierter Niedertracht und Bosheit. Der Wallach, obchon sonst schön und stark gebaut, hatte einen unverhältnismäßig großen Kopf und trug den Namen „Bismarck“. An diesem Kopf saßen die Augen bedeutend weiter nach außen, drangen auch weiter aus dem Kopfe hervor als bei gewöhnlichen Pferden, was dem Tiere nicht nur ein gewisses satanisches Aussehen verlieh, sondern ihm auch ermöglichte zu sehen, was hinter ihm vorging, ohne den Kopf zu wenden. Aus jenen Augen strahlte nie etwas anderes als Tücke und Haß. Wenn ihn der Grimm packte, zischte er wie eine Schlange. Wie oft habe ich gewünscht, ihm die Haare des schönen Schwanzes abschneiden, ihn dann an einige Bäume auf der Kuhweide anbinden und die Nächte hindurch, solchermassen hilflos, der Willkür der Moskitoheere überlassen zu dürfen — bloß um ihn schmecken zu lassen, wie es fühlt, wenn man mit Bosheit traktiert wird.

Der „Bismarck“ war der Malefizkerl, der immer den Ton angab; er war's, der in seinem dicken Schädel all die Teufeleien ausheckte. Wäre nun

die Mähre, die „Lizzie“, die wohlgezogene Lady gewesen, die sie hätte sein sollen, so hätte ohne Zweifel ihr verfeinernder weiblicher Einfluß an ihrem rohen, niederträchtigen Bruder Wunder bewirken und ihn zu einem wenigstens halbwegs gesitteten Kerl umwandeln können; allein sie war's nicht. Sie war, obwohl nicht ganz so schlimm wie ihr Kumpen, ein ebenso großer Loaser wie er. Er war ihr Ideal; sein Beispiel erschien ihr überaus nachahmenswert; was er ihr vormachte, machte sie getreulich nach, und zwar auf der Stelle. Vereint, waren sie das schärfste Gespann, das mir je vorgekommen ist, und ich habe meinen Freund wiederholt gebeten, es abzuschaffen, ehe es seine Absicht, die Familie umzubringen, ausführen könne.

Wenn Pastor Engel die Tiere anspannte, standen sie still genug, bis er aufs Buggy zu steigen versuchte. Dann war's mit der Frömmigkeit prompt aus und vorbei; dann stellten sich die beiden Tiere wie auf Kommando blitzschnell auf die Hinterbeine und stürzten blindlings davon, den Pastor mit sich reisend, wenn er noch nicht auf seinem Sitze angelangt war. Letzterer hatte sich daher einen schlauen Plan ersonnen, den er beim Aufsteigen stets befolgte und der bisher auch immer gelungen war. Wenn nämlich das Anschirren ohne Unfall beendet war, machte er sich noch einige Augenblicke — die Zügel fest in der Rechten — am sogenannten „Dashboard“ zu schaffen und hob dabei langsam seinen linken Fuß, bis er ihn sicher auf dem Tritt hatte (wobei er aber den Kopf „Bismarck's“ nicht eine Sekunde lang aus den Augen ließ) und schwang sich wie der Wind auf den Buggyhitz. In demselben Augenblick aber standen beide Pferde auch schon auf den Hinterbeinen und jagten davon — ganz einerlei, wohin, und wenn's gegen die Blockwände der alten Kirche gewesen wäre, wenn der Pastor, der jetzt Herr war, ihnen nicht mit dem Gebiß, das Maul geradezu „zersägt“ und sie auf diese zarte Weise auf den rechten Weg gebracht hätte. Wenn Pastor Engel mit seiner Familie oder auch mit mir ausfahren wollte, so mußten wir anderen schon aufsteigen, während er noch beim Anschirren war, sonst wären wir nie auf den Wagen gekommen.

Eines Tages fuhr ich mit dem Pastor nach F. . . . Er hatte etwas in einem Laden zu besorgen, reichte mir daher, als wir vor dem Laden hielten, die Zügel und sagte: „Bleib' du, bis ich wiederkomme, im Buggy sitzen; ich lasse die Viecher nicht gern allein, selbst wenn sie angebunden sind. Sie werden wohl in der kurzen Zeit kein Unheil anstellen, und es lohnt sich kaum, sie anzubinden.“

Ich aber rief mit Freund Jeff: „Nix! Nix! Use discretion, Mutt!“ und mußte, warum. Die Tiere waren nämlich einige Tage vorher bei einer ähnlichen Gelegenheit trotz meiner Anstrengungen, es zu verhindern, allerliebste mit mir durchgegangen und nur dadurch zum Stehen gebracht worden, daß ein paar junge Zuschauer ihnen im rechten Augenblick in die Zügel fielen und sie zu Boden rissen.

Auf meine Weigerung hin band der Pastor die Tiere mit einem neuen, dicken Strick an einen starken eisernen Ring, der an einer Planke des Trottoirs befestigt war, und ich fühlte mich um vieles besser. Die Planke war mindestens zehn Fuß lang, etwa einen Fuß breit und zwei Zoll dick — wie



eben die Planken waren, aus denen man in vorzementlichen Tagen Trottoirs vor Geschäftshäusern in westlichen Städten herstellte. Wie gesagt, war ich nur einigermaßen befriedigt, aber längst nicht ganz; ich traute dem „Bismard“ trotz alledem nicht.

In einer Entfernung von fast zwei Häusergevierten (Block) hinter uns amüsierte sich der fröhliche Präriewind mit einem großen Fegen von einer Zeitung. Das war vom Uebel. „Sieh, da haben wir die Geschichte,“ dachte ich; „hoffentlich kommt das Papier nicht in unsere Nähe oder am Ende gar dem „Bismard“ zwischen die Füße; denn das Untier ist imstande und reißt selbst den Strick entzwei. Doch es ist wohl keine Gefahr — die Entfernung ist zu groß.“

Entfernungen hin, Entfernungen her — was kümmert sich der lustige Präriewind um Entfernungen! Wenn er spielen will, existieren für ihn keine Entfernungen. Und außerdem passiert ja auf der Welt mit Vorliebe gerade das, was man nicht will und nicht wünscht. So war's auch hier in F. . . . . Pastor Engel blieb länger aus, als er beabsichtigt hatte. Das Zeitungsblatt nicht also. Es flatterte einige Schritte und legte sich wieder hin, flog darauf wieder einige Schritte, bald über den Boden hin, bald in den Lüften — nie aber rückwärts, sondern immer auf uns zu, und immer auf der Südseite der Straße, wo ich mit den bösen Geistern hielt. Eine Querstraße kam ihm in den Weg, auf der es sich ohne Zweifel ebenso gut und lustig fliegen ließ wie auf der Hauptstraße. Flog es da die Querstraße hinab, wie es ihm eine Leichtigkeit und mir angenehm, ja, sehr angenehm gewesen wäre? Fiel ihm nicht ein. Nein, dort im nächsten Block saß ja ein St. Louiser Schulmeister und bewachte mit ängstlich verhohlenem Grauen das infamste Pferdepaar der nördlichen Hemisphäre — dem konnte man einen üblen Streich spielen. Also weiter die Hauptstraße hinauf, in den nächsten Block — hoppsa, juchheil!

Es kam näher und immer näher. Der Schulmeister sah's und wickelte, um aufs Schlimmste gefaßt zu sein, die Zügel um beide Hände und stemmte seine Füße gegen die inneren Ecken des Wagentastens. Kaum war dies geschehen, da jagte ein besonders heftiger Windstoß das Papier von hinten unter das Bugg, dem sauberen „Bismard“ direkt unter die Hinterfüße, und zwar mit recht hörbarem Geräusch.

Da gab's was! Da kam Leben in das stille Nest! Das war Wasser auf „Bismards“ Mühle! Du meine Güte, so etwas hatte er sich längst gewünscht! Nun gehabt auch wohl, Bugg und Schulmeister — wir fahren dahin! Wenn ihr Pastor Engel seht, sagt, wir lassen ihn grüßen! Mit einem gewaltigen, mit einem furchtbaren Ruck fuhr er in die Höhe — die boschafte „Pizzie“ getreulich auch — und riß — nicht das Geschirr entzwei, auch nicht den Strick in Fegen, sondern die große Planke samt den Nägeln aus dem Trottoir und in die Straße hinaus. Da lag sie. Da standen aber auch die Ponies; denn die Planke hing dem „Bismard“ am Maule, und mit dem Durchgehen war's für diesmal vorbei. Hat jemals ein Pferd ein enttäuschtes Gesicht gemacht, so war es der „Bismard“. Beide Pferde gehärdeten sich wie unsinnig, aber da war nichts mehr zu machen — die Planke

war gar zu schwer. „Bismarck“ sah, er müsse sich ins Unvermeidliche fügen und tat es; mir aber warf er einen haßerfüllten Blick zu, in dem deutlich zu lesen stand: „Du hochmütiges Subjekt da droben, bilde dir nur nichts ein! Daß du noch dort hocken und die Zügel handhaben kannst, als habest du uns gehalten, das darfst du lediglich dem schweren Holzkloß da verdanken; wenn's nicht für den gewesen wäre, so hätten wir mit dir die Prarie gebüngt!“ —

Am nächsten Sonntagmorgen rief Pastor Engel sein „Cat fish!“ früher als gewöhnlich die Treppe herauf. Das kam daher, daß eben heute Sonntag war. An diesem Tage tauchen alle Pastorsleute — besonders aber diejenigen auf dem Lande — früher aus den Bettdecken empor als sonst. Da will nicht nur der Herr Pastor, nachdem er Toilette gemacht und sein Frühstück verzehrt hat, noch einmal in aller Ruhe seine Predigt „durchgehen“ und seine Katechese für die Christenlehre (wenn er so glücklich ist, eine solche noch halten zu dürfen) vorbereiten, sondern auch die Frau Pastor hat alle Ursache, früher aufzustehen; denn sie weiß längst aus Erfahrung, daß, wenn auch der Gottesdienst erst um zehn Uhr beginnt, die Frau Dietrich, die Frau Langenbach, die Frau Krauß, die Frau Stromberg und noch wohl ein Duzend anderer Frauen schon um neun Uhr im Pfarrhaus erscheinen werden, um ihre Kindlein innen und außen für den Aufenthalt in der Kirche instand zu setzen und nebenbei der „Pastor'ste“ „Gun Mornn ok“ zu sagen.

Bei Pastor Engel waren es viele Gründe, die ihn bewogen, früh aufzustehen. Dies war nämlich sein Filialensonntag, d. h. der Sonntag, an dem der Gottesdienst in der Hauptgemeinde ausfiel, um dem Pastor Gelegenheit zu geben, seines Amtes auf den Predigtplätzen, den Filialen, zu warten. Es ist bereits erwähnt worden, daß Pastor Engel zwei Filialen bediente, die eine sieben Meilen südlich, die andere zwölf Meilen davon in nordöstlicher Richtung. Er bediente, wenn irgend möglich, beide Plätze an einem Tage. Da machte er es nun nicht so, daß er seinem Johann befahl, heute nicht den Flivver, sondern, weil er einen Gast mitzunehmen gedächte, das größere, schwerere Automobil in Bereitschaft zu halten; denn von Autos war dazumal in der ganzen Welt noch keine Spur vorhanden, und der Johann, der die Vorbereitungen zur Filialenfahrt treffen mußte, war er selbst. Als solcher zog er in aller Frühe seine Overalls an, ergriff den Melkeimer und die Sense, ging die Road hinauf zur Weide, fütterte und molk seine Kuh und trug die Milch ins Haus. Dann ging's hinab zum Stall, wo er die Hühner und — wenn solche schon vorhanden waren — auch die Schweine fütterte. Darauf kamen die Ponies an die Reihe, die nicht nur gefüttert, sondern auch gestriegelt und gebürstet werden mußten. War der Pastor am Samstagabend spät auf einem Krankenbesuch gewesen und dabei durch tiefen Schmutz gefahren, so mußte er, ehe er in die Filialen fuhr, auch noch das Buggy waschen — nicht mit einem Schlauch am Hydranten, sondern mit einem Schwamm und einigen Eimern Wasser. An ein nochmaliges „Durchgehen“ seiner Predigt durfte er dann nicht denken; das mußte er am Samstag vorher abmachen. Er hatte dies gestern auch getan

und mich, damit ich ihn nicht störe, mit der Angelrute an den Bach hinabgeschickt.

Die Frau Pastor, die am Filialen Sonntag keinen vorgottesdienstlichen Besuch zu erwarten hatte, sondern einem endlosen, in trostloser Einsamkeit dahinschleichenden Sonntag entgegensah, hatte gleichwohl Ursache, früh auf dem Damm zu sein, da sie neben dem Frühstück auch ihres Mannes Mittagessen, das meistens aus vortrefflichen, mit frischer Butter bestrichenen und mit delikater selbstfabrizierter Mettwurst dickbelegten Brotschnitten bestand, herzurichten und des Pastors Sonntagskleider bereitzulegen hatte.

„Bismarck“ und „Lizzie“ ließen sich, ohne das Buggy zu zertrümmern, ohne den Hühnerstall und vielleicht auch einen Teil des Gartenzauns einzureißen, anspannen, der Pastor packte seine Bücher und unser Mittagessen unter den Buggyhoh, und fort ging's über die Prärie. Dort, vor der Kirche, wurden die Pferde ausgespannt und angebunden, das Buggy aber weit genug zurückgeschoben, so daß die braven Rößlein es mit ihren Hinterbeinen nicht erreichen und zu Anmacheholz reduzieren konnten.

Nach dem Gottesdienst wurde wieder angespannt und die lange Fahrt in die andere Filiale in den Scrub-oaks begann. Als die letzten Häuser von F. . . . hinter uns lagen, zog mein Freund unser Mittagessen unter dem Sitz hervor, und wir fingen an zu schmausen. Ich habe in meinem Leben gar viele Sonntagmittagmahlzeiten gegessen und darunter viele vorzügliche, ich wüßte aber nicht, daß mir je eine besser gemundet hätte als diese auf dem Buggyhoh, bei welcher uns die Sonne, da das Buggy keinen sogenannten „Top“ hatte, auf den Buckel brannte. Zu trinken hatten wir nichts, doch die Mettwurstsandwiches waren saftig und rutschten auch so. Der Durst stellte sich später ein, konnte aber nicht eher gestillt werden, als bis wir am Abend wieder im Pfarrhause angekommen waren. Es gab unterwegs keine Brunnen.

Wer heutzutage im Auto unsere Landstraßen befährt oder auch nur den Verkehr auf denselben beobachtet, besonders an Sonntagnachmittagen, der kann sich von unserer Fahrt hinauf in die Scrub-oaks keinen Begriff machen, er sei denn auch ein alter Mann, der in jungen Tagen über menschenleere Prärien gefahren ist. Unfäglich einsam und totenstill lag die unabsehbare Prärie ringsum im heißen Sonnenbrand — jungfräuliche Prärie; denn sie war auf große Strecken noch nicht angebaut. Auf viele Meilen lag sie noch, wie Gott sie geschaffen. Von Menschen und Vieh sahen wir auf der ganzen Strecke absolut keine Spur. Ich erinnere mich nicht, außer Schmetterlingen und Heuschrecken auch nur ein einziges Lebewesen gesehen zu haben. Sonntagnachmittagsstille in höchster Potenz!

Die Landstraße war als solche durch nichts gekennzeichnet als durch zwei Räder Spuren, die sich durch die Ebene schlängelten, rechts und links eingezäunt von hohem, staubbedecktem Gras und Unkraut, in dem der Sommerwind leise wogte. Munter und flink trabten unsere Indianerponies zwischen den Unkrautwänden dahin, über alles Erwarten, ja, schier unheimlich brav und gehorsam; Meile auf Meile legten sie zurück, immer im Trabe.

Wir waren bereits viele Meilen gefahren, immer in nördlicher Rich-



tung, als mein Freund, nach Nordwesten deutend, zu mir sagte: „Bepp, siehst du dort am Horizont die scheinbar dunkelgefärbte Bodenerhebung, die sich in fast immer gleicher Höhe wie eine Kette nach Norden zieht? Wenn ich im Laufe der Woche abkommen kann, fahren wir beide einmal dort hinüber. Von jener Anhöhe aus kann man hineinschauen in das berühmte Red River-Tal, wie einst Moses vom Nebo ins Gelobte Land. Das ist ein herrlicher Anblick, den du noch sehen mußt, ehe du zurückkehrst in dein rauchiges Nest am Mississippi. Wenn ich im kommenden Winter Zeit bekomme — in den drei anderen Jahreszeiten habe ich, wie du beobachtet haben wirst, wegen meiner ‚Farmarbeit‘ gar wenig Zeit zu geistigen Arbeiten — dann werde ich eine Beschreibung jenes Tals und seine Geschichte aufsetzen.“

Der wackere junge Mann hat aus allzu tristigem Grunde sein Versprechen nicht gehalten; ich selber habe später, so gut ich konnte, jene Arbeit übernommen an seiner Statt. (S. „Dies und Das und noch Etwas“.)

Oft habe ich während unserer Fahrt meinen Freund von der Seite angeschaut; ich konnte es nicht lassen. Seit früher Morgenstunde hatte er gearbeitet, erst stundenlang wie ein Farmer mit seinem Vieh, war darauf sieben Meilen gefahren und hatte seines Amtes als Pastor gewartet. Dann hatte er auf dem Buggyfah seine Brotschnitte verzehrt und fuhr jetzt zwölf Meilen im heißen Sonnenschein über die einsame Prärie, einem abermaligen Gottesdienst mit Beichtrede und Abendmahlsfeier entgegen, um darauf am späten Nachmittag die ermüdende Heimfahrt anzutreten, sich, in seiner elenden Hütte angekommen, in seine Overalls umzukleiden und bei Dunkelwerden wieder seine Farmarbeit, die Versorgung des Viehs, aufzunehmen. Wie die personifizierte Zufriedenheit saß er neben mir, rauchte seelenvergnügt seine Pfeife Winnepeger Plugcut und freute sich, daß seine Ponies brav waren und er heute nicht, wie sonst, mutterseelenallein zu fahren brauchte, sondern plaudern konnte über Dinge, die ihn mehr interessierten als Weizen und Hafer. Ich bewunderte ihn und hütete mich, ihm diese — für mich heisspiellose — Zufriedenheit mit seinem tatsächlich harten Schicksal zu rauben.

Heute zitterte die Luft über der öden Ebene in der Hitze der Julisonne, blau und wolkenlos wölbte sich über uns der Himmel, und nur ganz leise blies der Wind in langen Atemzügen vom Westen herüber. Da war die Fahrt in die Filialen und wieder heim, obwohl keine Spazierfahrt auf gepolsterten Automobilsitzen, so doch auch gerade keine Beschwerde; und falls es sich die Ponies nicht gerade einfallen ließen, durchzugehen und uns rechts und links aus dem Buggy auf die Prärie hinauszuschleudern, stand uns keinerlei Gefahr bevor. Aber, wie überall, ist es in Minnesota nicht immer Juli. Es kommt dort auch der Winter, und zwar ein kalter und langer Winter. Canada liegt unmittelbar nördlich von Minnesota, und Canada ist das Land, das die Blizzards, die greulichsten Schneestürme, gebiert, großzieht und, wenn sie ausgewachsen sind, mit entsetzlicher Macht auf die Vereinigten Staaten losläßt.

Pastor Engel fuhr in die Filialen nicht nur bei schönem, warmem Wetter, sondern auch „wenn der Himmel in schweren Wolken hing“, wenn der eifige Nordwind über die Ebene heulte und tobte und der wirbelnde Schnee

die Räder Spuren samt den Unkrautwänden zudeckte, so daß von der Landstraße nichts mehr zu erkennen war und er das Finden des Weges dem „Bismarck“ und der „Lizzie“ überlassen mußte. Wie und wieviel mochte er schon auf den einsamen Fahrten gefroren und gelitten haben! Er redete nicht viel davon. Es war das sein Los seit Jahren gewesen; er klagte nie.

In den Scrub-oaks — einem Walde von lauter niedrigen, knorrigen Krüppeleichen — stand ein hübsches, ziemlich neues, aus Holz gebautes Staatschulhaus, das mit seinen Fenstern wie mit großen klaren Augen fröhlich dreinschaute und sich scheinbar immer noch darüber verwunderte, wie es eigentlich in diese Gegend gekommen sein möchte. In diesem Schulhaus versammelten sich, wenn ich mich recht entsinne, an jedem zweiten Sonntag die lutherischen Farmer aus der Umgegend zum Gottesdienst, und Pastor Engel bediente sie mit Wort und Sakrament. Wo die Leute wohnten und aus welchen Entfernungen sie kamen, habe ich nie erkundet, gesehen noch weniger. In jenem Teil Minnesotas habe ich überhaupt sehr wenig Farmgehöfte gesehen. Vielleicht eignete jeder Farmer eine ganze Sektion Land oder gar zwei.

Viele von den Leuten waren offenbar neue Ansiedler; denn sie besaßen noch keine Pferde, sondern kamen in schweren, von Ochsen gezogenen Wagen zum Gottesdienst. Ochsen wie Pferde wurden auch hier ausgespannt und irgendwo an einen Baumstamm oder an eine Krüppeleiche angebunden, so daß der „Kirchplatz“ einer Farmerauktion vor fünfzig Jahren nicht unähnlich sah. Die Sitze nahm man von den Wagen und trug sie in das Schulhaus, wo sie als — allerdings jämmerlich niedrige — Kirchenbänke dienten. Es saß sich schlecht darauf. Streckte man seine Beine geradeaus, so geriet man mit dem Sitze seines Vordermannes in Konflikt; zog man sie ein, so hatte man seine Knie unter dem Kinn. Wer es konnte, nahm daher eine der Schulbänke in Beschlag. Es waren letzterer jedoch nur wenige vorhanden, und diejenigen, die vorhanden waren, waren am Boden festgeschraubt, und zwar so, wie sie für Schulkinder, keineswegs aber für massive Minnesotaner und noch massivere Minnesotanerinnen pakteten. Die Erwachsenen saßen daher der Mehrzahl nach auf den Wagensitzen.

Die kleine Gemeinde feierte heute das Abendmahl, und Pastor Engel hielt daher vor dem Hauptgottesdienst Beichte. Während derselben besah ich mir draußen die Scrub-oak-Gegend, die Ochsen, die oft primitiven Wagen und nebenbei auch die noch immer anlangenden Kirchgänger. Das machte mir nicht geringes Vergnügen. Alles — die Ochsen und das Schleppen der Wegensitze ausgenommen — erinnerte mich so sehr an die Sonntagmorgen, welche ich in meiner Kindheit, der Pionierzeit an der Piqua Road in Indiana, erlebt hatte. Inmitten der Scrub-oaks erklimmte ich die „hohe Warte“ Scheffels.

Bei diesen Betrachtungen nahm ich wahr, wie einer der später ankommenden Farmer sich bemühte, einen runden, schleiffsteingroßen, in Leinwand gewickelten Gegenstand aus seinem Wagenkasten herauszubalgen. Das Ding schien schwer zu sein; denn der Mann quälte sich ordentlich damit ab, doch er brachte das Kunststück endlich zuwege und trug seine Last vorn auf dem

Leibe durch die Bäume, bis er des Pastors Buggb erreichte. Dort hob er sie noch einmal hoch, schob sie hinten in das Buggb und ging — da jetzt der Hauptgottesdienst begann — mit uns anderen in das Schulhaus.

Es war dieser Gottesdienst, wie dort alles, recht primitiver Art. Eine Orgel war natürlich nicht vorhanden. Der Pastor stimmte die Lieder an, und da war es gut, daß er als Gymnasiast gern und gut gesungen hatte. Er war ein vortrefflicher Vorsänger. Die Gemeindeglieder sangen — ich weiß nicht, aus wie vielen verschiedenen deutschländischen und deutschamerikanischen Gesangbüchern, aber es klappte alles so ziemlich, und sie sangen mit großer Bravour. Es sang alles, was singen konnte, auch die zahlreichen mitgebrachten Säuglinge im Schoße der Mütter; ja, selbst die „houn' dawgs“, die draußen unter den Ochsenwagen Wache hielten und auf die das laute Singen im Schulhause wirkte wie Glockenläuten. Säuglinge und Hunde hielten freilich nicht Takt und sangen auch in Pausen.

Ich konnte unsern Buggbsitz nicht mit in das Schulhaus bringen, doch ein gutmütiger Farmer machte mir Platz auf seinem hereingebrachten Wagensitz, und ich saß den Gottesdienst über meistens, wie ein Schneider auf seinem Arbeitstisch, mit untergeschlagenen Beinen. Bequem war das gerade nicht, doch es ging; nur war das Aufstehen beschwerlich; denn entweder hatte ich mich steif gefessen, oder die Beine waren mir „eingeschlafen“ und wollten „nich so, as ick woll“.

Tür und Fenster standen natürlich weit offen, und durch sie — angelockt durch unser Singen — drangen Scharen von Fliegen, Wespen und Hummeln ein, mit denen wir während des ganzen Gottesdienstes im Kampfe lagen. Der Pastor kämpfte mit und machte in seiner Predigt sehr viele unfreiwilige Gesten.

Ja, es ist nicht zu leugnen, unser Gottesdienst in den Scrub-oaks war ein wenig eigenartig und unmodern, aber ich bin überzeugt, der liebe Gott hat an ihm ebensoviel, wenn nicht mehr Freude gehabt als an gar manchem in großen, stolzen Kirchen mit Glockenklang, Orgelrauschen und Chorgesang. —

Der Gottesdienst war vorüber. Die Farmer spannten ihre Pferde und Ochsen wieder ein, luden ihre Angehörigen auf und fuhren heim. Auch der Pastor, der seinen Chorrock ausgezogen und seine Bücher zusammengeführt hatte, erschien, und wir begaben uns zu unserm Buggb. Als er sein Bündel unter den Sitz schob, erblickte er den vermeintlichen Schleifstein im Wagensaften.

„Wer hat das Ding da hineinpraktiziert?“ fragte er mich.

„Eins deiner Schäflein,“ antwortete ich, „und es hat sich dabei weidlich abgeplagt.“

Er drückte mit dem Finger darauf und rief erfreut: „Zepp, das ist ein Käse, ein ganzer Käse, Zepp! Wer mag die gute Seele gewesen sein?“

Er spannte seine Ponies an, während ich, wie gewöhnlich, schon aufgestiegen war. Noch war er nicht fertig, als er rief: „Ich habe meine Regenröcke vergessen; willst du so gut sein und sie holen? Sie liegen links in der



Vorhalle des Schulhauses. Ich darf diese Vieſter jetzt nicht mehr allein laſſen.“

Ich lief hinüber zum Schulhauſe und kam mit den Gummiröden zurück. Unterdeſſen hatte Freund Engel den unerklärlichen Fehler gemacht, ſich ſelber, nachdem er das Anſpannen vollendet hatte, auf den Sitz zu ſchwingen, was die verzogenen Ponies nach alter Gewohnheit natürlich für das Zeichen anſahen, daß es nun an der Zeit ſei durchzubrennen. Beide Gäule ſtiegen zugleich auf die Hinterbeine. Dieſen Augenblick benutzte ich, die Röcke hinten in das Buggy zu werfen und mich ſelbſt ihnen nachzuſtürzen. Letzteres gelang mir aber nur zur Hälfte. Mit dem Oberkörper lag ich allerdings im Buggy, aber meine Beine baumelten noch draußen in der Luft. Glücklicherweise rannte „Bismarck“ gegen eine der kleinen Eichen, bog ſie nieder und arbeitete ſich darüber weg. Die Eiche geriet unter das Buggy, hob es rechter Hand ein wenig empor, ſchleifte darunter durch und geriet beim Emporſchnellen mir unter die baumelnden Beine und — nein, ſie riß mich nicht vom Buggy, ſondern warf mir die Beine nach in den Wagenkaſten, direkt auf den ſchönen geſchenkten Käſe.

Da lag ich wie ein Haufen Unglück und hielt mich krampfhaft am Sitz feſt; denn die Ponies, die etwas ſo Großartiges noch nicht mitgemacht hatten, hielten das bisher Geleiſtete für ſo gut, daß ſie die Sache mit Glanz zu Ende zu bringen beſchloſſen und durchbrannten wie nie zuvor. Wie raſend ging's zwiſchen den Eichen hindurch, bald rechts, bald links um Fingerbreite an den knorpeligen Stämmen vorbei, immer in geſtrecktem Galopp trotz des Pastors verzweifelten Anſtrengungen, ſie zum Stehen zu bringen. Glücklicherweise kamen wir bald auf die durch das Gehölz gehauene Straße, wo uns weniger Gefahr drohte. Als wir ſie erreicht hatten — ich hatte mich trotz der wilden Fahrt Zoll um Zoll vom Käſe auf den Sitz gearbeitet — rief der Pastor ſeinen Köhlein zu: „Gut, rennt! Kennt, bis ihr zuſammenfällt! Kennt euch meinetwegen tot, wenn ihr wollt!“

Das ließ ſich das edle Roſſepaar nicht zweimal ſagen; ſie flogen zum Walde hinaus auf die Prärie, und es gewann immer mehr den Anſchein, als ſolle unſere Heimfahrt um vieles ſchneller vor ſich gehen als die Hinfahrt. Doch das war ein Irrtum. Die Tiere hatten den Tag über ſchon mehr als zwanzig Meilen im Trabe zurückgelegt und merkten an ihrem Gebein, daß es weiſer geweſen wäre, ſie hätten die Durchbrennerei am Morgen beſorgt, als ſie noch friſch waren. Als ſie daher etwa zwei Meilen gerast waren, ſtellten ſie ganz von ſelbſt ihren Galopp ein und fielen in Schritt, als verſtünde ſich das von ſelbſt.

„So,“ ſagte der Pastor, „ſeid ihr fertig? Das iſt ſchön; dann komme jetzt ich an die Reihe. Biſher habt ihr laufen wollen, von jetzt an ſollt ihr laufen!“ Damit verſetzte er dem edlen Geſpann rechts und links derbe Hiebe mit der Peitsche. Das war ſcheinbar etwas Ungeohntes, und die müden Tiere ſuchten ihre Kräfte wieder hervor und lieſen in raſchem Trabe weiter, blieben auch, durch die Peitsche immer wieder dazu ermuntert, dabei, bis wir daheim anlangten. Sittſamer und frommer ſind ſie nie zur Ruhe gegangen als an dieſem Abend, trotzdem zweifle ich ſehr, daß ihre Tröm-

möglichkeit von Bestand war; an diesen Wälgern war Hopfen und Malz verloren. —

Das Leben eines Reisepredigers, wie auch das eines Pionierpastors, ist noch heute kein besonders angenehmes, keineswegs auch ein bequemes, sondern vielfach ein mühevolleres und an Entbehrungen reiches; und doch ist es um vieles besser, als es vor vierzig oder fünfzig Jahren war. Unser Land hat sich mit den Jahren aus einer spärlich besiedelten Wildnis zu einem modernen Kulturstaat emporgearbeitet, und nur verhältnismäßig wenige Teile desselben sind heute noch wild und unbefiedelt. Auch die heutigen Ansiedler sind nicht mehr so arm wie einst. Wer sich heute in einer „neuen“ Gegend niederläßt, ist in seltenen Fällen soeben aus Europa eingewandert mit „föfftig Cent' in de Tasken“, wie so viele vor einem halben Jahrhundert. Heute sind es meistens die Söhne und Töchter längst ansässiger Leute — geborene Amerikaner, die in zivilisierten Gegenden aufgezogen wurden, Leute, die Geld mitbringen und imstande sind, sich sofort ein menschenwürdiges Heim zu gründen, die auch bereits gelernt haben, daß ein Pastor, wenn er unter ihnen einzieht, gleich ihnen ein menschenwürdiges Dasein führen sollte. Wie ist das doch einst so ganz anders gewesen! Wie einsam und in welch kümmerlichen Verhältnissen haben unsere Väter, unsere Pionierpastoren, vielfach leben müssen! Was gab es in der Welt an Annehmlichkeiten, Bequemlichkeiten, Freuden und Vergnügungen — wären dieselben noch so bescheiden und gering gewesen — dem sie nicht entsagen mußten! Schade, daß die braven Leute keine Aufzeichnungen, keine ins einzelne gehenden Darstellungen ihres Amtslebens hinterlassen haben! Es wären dieselben unschätzbare Beiträge zur Kulturgeschichte unseres Landes gewesen.

Mein Kamerad Engel führte ein typisches Pionierpastorenleben, und seine gute, tapfere Frau mit ihm. Sie wohnten, wie angedeutet, geradezu erschrecklich einsam in ihrer verfallenen Blockhütte auf der Prärie. Kon genialen Umgang hatten sie absolut gar keinen; ihr Verkehr beschränkte sich auf die wenigen, weit über die Prärie zerstreut wohnenden einfachen Farmer. Oft sahen sie die ganze Woche über kein menschliches Wesen, selbst nicht auf der vorüberführenden Landstraße. Mir war die Einsamkeit entsetzlich, kaum zu ertragen. Unwillkürlich mußte ich immer an die langen Winter denken, in denen die wenigen Bäume kahl stehen mußten, während die nun grüne Erde weit und breit unter einer blendenden Schneedecke ruhte.

Das dreijährige Pfarrbübchen kam fast nie mit anderen Kindern zusammen, sprach deshalb auch nicht wie ein Kind, sondern wie ein Erwachsener. Es besaß den allen normalen Knaben eigenen Wissensdrang in hohem Maße, da es aber keine Gelegenheit hatte, seine Angelegenheiten mit seinesgleichen zu besprechen, wie andere Kinder es zu tun pflegen, überschwemmte es seine Eltern förmlich mit seinen Fragen.

Obst gab es, soviel mir bekannt, in der Gegend gar keins; wenigstens habe ich keins zu sehen bekommen.

In Krankheitsfällen konnte man nicht, wie heute, den Arzt telephonisch herbeirufen; denn das Telephon existierte noch nicht, sondern man mußte ihn wenigstens sieben Meilen weit herholen. War der Arzt nicht zu Hause,

sondern vielleicht sieben oder noch mehr Meilen auf der entgegengesetzten Seite des Städtchens, und wurde er dort, wie es nicht selten vorkam, durch einen Wizzard festgehalten, so konnte es passieren, daß er erst einen oder zwei Tage später erschien, wenn der Patient längst verschieden war.

Vom Halten einer täglichen Zeitung konnte im Pfarrhause selbstverständlich keine Rede sein. In bezug auf die Weltereignisse lebte man dort immer in der vorigen, nicht selten sogar in der vorletzten Woche. Pastor Engel holte seine Post, wenn es ihm möglich war, einmahl in der Woche. Nur dann war es auch, daß — den Sommer über — auch einmal frisches Fleisch ins Haus kam; der Pastor brachte es mit aus dem Städtchen. Wollte die Frau Pastor einmal etwas Frisches auf den Tisch bringen, so mußte ihr Herr Gemahl, wenn er Zeit dazu hatte, anspannen, an den Otter Tail See fahren und eine Mahlzeit Fische angeln. Letzteres gehörte mit zu des Pastors Freuden. Er hatte derselben (außer seinem Familienleben) drei. Die erste war das schöne kalte Trinkwasser, das er aus einem Brunnen zog; die zweite war die gute gesunde Luft, die er atmen durfte, und die dritte war das Fischen auf den überaus fischreichen Seen in der Nachbarschaft. Glücklicherweise kosteten alle drei Freuden nichts, sonst hätte Engel sie sich bei seinem winzigen Salär kaum leisten können. An allen dreien ließ er mich natürlich theilnehmen; an der Luft und dem Wasser alle Tage, am Fischen gelegentlich.

Hier jußt es dem Erzähler, der ein schier greulich passionierter Fischer ist, gewaltig in den Fingern, Fischgeschichten aufzutischen — wahre Fischgeschichten noch dazu —, er darf's jedoch nicht tun, um sein Bild nicht zu verderben oder abzuschwächen. Alle wahren Fischer unter den Lesern würden dann nicht mehr glauben, daß das Leben unseres Pastors ein kümmerliches gewesen ist. Das war es aber doch; ein gar kümmerliches ein dürftiges Leben, ein Leben voller Mühe und schwerer körperlicher Arbeit, namentlich für einen Mann, der in keiner Weise dazu erzogen war. Genau genommen, war es nichts als lauter schwere Arbeit. —

Es gab vor vierzig, fünfzig Jahren noch nicht so viele Pastoren wie heutzutage, und es wäre Pastor Engel, einem sehr fähigen Manne, nicht schwer gewesen, sich wegberufen zu lassen. Warum tat er es nicht? Nachdem ich fast zwei Wochen lang bei ihm gewesen war und ihn und sein Leben beobachtet hatte, konnte ich es nicht unterlassen, obige Frage an ihn zu richten. Es schien mir nämlich ein Unrecht zu sein, einen so begabten und energischen Mann gleichsam in der Wüste verkommen zu lassen.

Seine Antwort darauf charakterisierte ihn genau und ließ mich einen tieferen Einblick in die Seele dieses eigenthümlichen Mannes tun als je zuvor. Sinnend sah er mich mit seinen dunklen, glänzenden Augen an und sagte freundlich lächelnd:

„Ich bin mir wohl bewußt, Zepp, daß ich nicht hier in diesen Verhältnissen zu bleiben brauchte, wenn ich nicht wollte. Mein Vater, der in Rock Island ein gutgehendes Geschäft betreibt, ist — was ich dir früher nie gesagt habe — kein Kirchenmann und kann nicht begreifen, warum sein einziger Sohn hier, wie er es ausdrückt, sein junges Leben in Dürftigkeit und



Mangel vertrauern soll. Immer wieder redet er mir zu, das Pfarramt, das nach seiner Ansicht mir nichts als Entsagung einbringt, an den Nagel zu hängen und das Geschäft in Rock Island an seiner Statt zu übernehmen. Ich weiß ferner, daß ich, wenn ich darum nachsuchte, einen weniger schweren und besser besoldeten Posten bekommen könnte, besonders schon deshalb, weil ich imstande bin, ebensowohl in der englischen wie in der deutschen Sprache zu amtieren.

„Auf der anderen Seite weiß ich aber auch, daß es der liebe Gott selber ist, der mich gerade hierher gestellt hat, und daß er dazu seine guten Gründe hat. Du mußt beobachtet haben, daß ein physisch schwächerer Mann als ich diesem Posten mit seinen vielfach recht schweren körperlichen Arbeiten, seinen vielen Strapazen und Entbehrungen, gar nicht gewachsen wäre. Er hielte es einfach nicht aus. Mich aber hat der liebe Gott zu einem starken, gesunden „Rough-neck“ aufwachsen lassen, ohne Zweifel in der Absicht, mich, solange ich's ertragen kann, solche Stellen ausfüllen zu lassen wie die hiesige, in die nicht jeder hineinpaßt. Das Prärievolk hier bedarf des Predigtmannes ebensowohl, wenn nicht mehr, als die Menschen in weichen Kleidern. Nein, Zepp, hierher hat mich mein Gott gerufen, und hier bleibe ich, bis er selbst mich anderswohin ruft.“

Weide ahnten wir nicht, wie bald letzteres geschehen, wie bald seine Tätigkeit dort zu Ende kommen sollte!

Ein paar Tage später machte ich mich auf die Heimreise. Mein Freund schirte seine Ponies an und fuhr mich zur Bahnstation. Es war, als wir dort anlangten, noch zu früh für den Zug, aber Engel wartete die Ankunft desselben nicht ab, blieb nicht, wie man es zu tun pflegt, bei mir, bis ich davongefahren war. Ich verstand ihn gut und wußte, warum er's nicht tat. Es war dies eine Gelegenheit, wo sich sein zartes Gemüt wieder einmal zu offenbaren drohte, und das mußte er nach alter Gewohnheit unterdrücken. Er war noch viel zu jung, um mit der Welt abgeschlossen zu haben. Nun sollte er mich, der ich gleichsam wie ein Lichtstrahl in sein dunkles Leben gefallen war, davonfahren sehen, hinaus in die lebenswogende zivilisierte Welt, während für ihn, wie er wußte, nichts übrigblieb, als in seine einsame Blockhütte auf der Prärie, in sein hartes Leben zurückzukehren.

Tränen standen ihm trotz seines Kampfes dagegen wieder in den ehrlichen Augen, als er mir vom Buggy aus die sonnverbrannte Hand zum Abschied reichte und sagte: „Zepp, ich danke dir für die Freude, die du mir mit deinem Besuch gemacht hast. Wenn's dir möglich ist, komm bald einmal wieder. Schreib mir fleißig, Zepp, und vergiß meiner nicht. Good bye!“ Er fuhr sich mit dem Rockärmel über die Augen, riß die Pferde herum und jagte, ohne sich noch einmal umzusehen, der Stadt zu.

Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Wir schrieben einander fleißig, aber schon um die Weihnachtszeit, keine sechs Monate nach meinem Besuch bei ihm, blieben seine Briefe aus, und nicht lange danach erhielt ich durch seine treue Gattin seine letzte Photographie und in wenigen Worten die Nachricht, daß Gott ihn nun wegberufen

habe, nicht an eine andere irdische Gemeinde, sondern zur Gemeinde der Seligen im Licht.

Was die Todesursache gewesen ist; ob es möglich war, in der herrschenden Winterzeit einen Amtsbruder aus der Ferne ans Sterbebett zu rufen, oder ob Engel ohne geistlichen Zuspruch das dunkle Tal betrat; ob man meinen Freund in die Prarie gebettet hat und was aus seiner nun verwaissten jungen Familie geworden ist — das habe ich trotz meiner Nachforschungen nicht in Erfahrung bringen können.

So ging ein hochbegabter junger Pastor — er war noch nicht dreißig Jahre alt — aus diesem Leben, heim zu Gott, dem er unter viel Beschwerden in aller Treue gedient hatte. Ich aber machte hinter seinem Namen im Anstaltskatalog mit Herzeleid ein Kreuz.

„Kann dir die Hand nicht geben,  
Bleib du im ew'gen Leben  
Mein guter Kamerad!“

## Die Perser und die Frau.

Als ich Waldermanns Brief zu Ende gelesen hatte und der Hausehre ins holde Angesicht sah, beobachtete ich in letzterem Spuren großer Besorgnis, großer seelischer Unruhe.

„Drei Katzen!“ rief sie aus, und mit einem tiefen Seufzer wiederholte sie: „Drei!“

„Ja, gelt,“ erwiderte ich, „es will einem vorkommen, als sei das eine reichlich große Schar Katzen für eine einzige Familie.“

„Drei Katzen!“ wiederholte die Hausehre abermals und seufzte noch tiefer. „Schah, das ist — — das ist ja geradezu gräßlich! Und ich habe Katzen noch nie leiden können.“

Wir schwiegen, und ich las noch einmal Waldermanns Brief.

„Teurer Freund,“ hatte er geschrieben, „ich übersende Dir per Express drei pomeranzenfarbene persische Katzen. Da ich weiß, wie viel Du auf ein freundliches, gutes Heim hältst, und da ich ferner Deine Zuneigung zu Tieren kenne, so glaube ich sicher, daß Du an diesen Katzen Deine helle Freude haben wirst. Doch halte ich es für meine Pflicht, Dir von vornherein — also gewissermaßen vorbereitend — mitzuteilen, daß sie ziemlich scheu sind. Verstehe wohl: nicht in Hinsicht auf ihr Aeußeres, ihr Aussehen; denn sie sind hübsch wollig und überaus dekorativ; in Deinem grünen goldenen Wohnzimmer werden sie sich ausnehmen wie Millionär-Wettern aus Amerika. Aber wie ich verstehe, sind sie nichts weniger als friedfertigen Charakters, wohl aber stets geneigt, ihre Differenzen weit lieber durch wilden Kampf mit Krallen und Zahn, als durch gütigen Vertrag auszugleichen.“

„Pomeranzenfarbene Perser bilden, wie Du vielleicht noch nicht weißt, die höchste Elite der gesamten Katzenwelt. Sie zeichnen sich aus durch ange-

stammtes Ennui, oder, wenn Du's anders ausdrücken willst, durch vornehme Blasiertheit. Ihr ganzes Benehmen läßt durchblicken, daß sie überall gewesen sind und alles, was es gibt, gesehen haben. Ich kann Dir im voraus die Versicherung geben, daß sie sehr von oben auf Dich herabsehen und Dich für sehr ordinär halten werden. Die übersandten drei scheinen übrigens verschiedenen, einander nicht wohlgesinnten Familien entsprossen zu sein; denn sie verhalten sich einander gegenüber recht unfreundlich. Sie spucken einander an, zertragen und zerklauen einander — maßlos, sage ich Dir; aber wenn irgend jemand aus ihnen gute, achtbare Landesbürger zu machen imstande ist, so bist Du es. Wenn ich meiner Tante schreibe, daß ihre schönen, aber verzogenen Perser bei Euch Unterkunft gefunden haben, so wird sie, dessen bin ich sicher, ihre Reise um die Welt doppelt genießen. Ich wünsche Euch viel Freude.“

\* \* \*

Sooo! Das war also die Geschichte! Waldermanns reiche Tante wollte eine Reise um die Welt machen, und weil ihr dabei die drei Perser gewissermaßen im Wege standen, hatte sie dieselben gütigst ihrem Herrn Wetter vermacht; und dieser, ein Erzjünggeßell, der mit den Pomeranzenfarbenen absolut nichts aufzustellen wußte, schickte sie einfach uns zu. Drei Katzen — fürchterlich! Und doch freute ich mich, daß die Tante nicht drei Elefanten zurückgelassen hatte; denn dem Waldermann hätte es wenig oder nichts ausgemacht; geschickt hätte er uns die auch. Er bekommt nämlich nicht selten solche Anfälle, da er meint, schicken zu müssen.

Diese Katzensendung schien mir aber doch ein wenig zu groß ausgefallen zu sein. Eine Katze, wenn's sein muß — ja! Eine Katze ließ sich ertragen; wenn's aufs Aeußerste ankäme, auch zwei, aber drei Katzen, und dann auf einmal — nein — nimmermehr! „Ich werde Waldermann sofort telegraphieren und ihm sagen, er möchte seine Katzen behalten,“ sagte ich, „wir können doch unmöglich drei —“

„Nein, nein,“ unterbrach mich die Hausherrin, „laß sie kommen; vielleicht sind sie nicht so schlimm, wie Waldermann sie schildert.“

\* \* \*

„Drei Katzen!“ sagte der Expresßmann, als er die Kiste mit den Tieren an der Türe ablieferte, „bitte, hier zu unterzeichnen.“

„Wissen Sie vielleicht die Namen der Tiere?“ fragte ich schüchtern, während ich meinen Namen unter den Empfangschein setzte.

„Namen?“ grinste der Mann, „Katzen! Katzen! Das ist alles, was ich weiß — drei Stück. Feuerfresser, Krabbürste und Scheusal würde ich sie nennen — ha ha ha!“ Damit warf er die Kiste auf die Veranda, schob seinen Bleistift hinters Ohr und hob sich von dannen. —

Die Perser saßen in separaten Abteilungen ihres Gefängnisses, jeder in einer Ecke, wohin sie sich geflüchtet, als ihr Gefängnis auf die Veranda plumpste. Ich stemmte eine von den hölzernen Leisten los und wurde prompt mit einem solchen Zischen und Fauchen begrüßt, daß ich in die Höhe fuhr.



Vorsichtig machte ich mich an die zweite Leiste, und die Hausehre schaute mit andächtig gefalteten Händen zu.

Ich fühlte, daß hier eine *captatio benevolentiae* sehr angebracht sein dürfte, und rief deshalb mit der süßesten Stimme, deren ich fähig war, in den Kasten: „Kommi, Miezi, Miezi! Süßsche Miezi!“ Die Hausehre jetundierte mit sirenenartigen Lockworten. Das half. Ueplötzlich fuhr aus dem Kasten ein pomeranzenfarbener Meteor hervor, der, als ihn die Nachmittagssonne traf, wie Gold blitzte und ein Geräusch verursachte,

„Wie Wirbelwind im Haselbusch  
Durch dürre Blätter raffelt“,

und Perser Nummer 1 erklimm im Nu den Ahorn am Ende der Veranda. — Das war das!

Aus Vorsicht trug ich den Kasten ins Haus, ehe ich zur Befreiung der beiden übrigen Kasten schritt. Kaum nahmen diese wahr, daß der Freiheit eine Gasse geöffnet war, schossen sie heraus und ins Wohnzimmer hinein, wo sie spurlos verschwanden.

Ganz „baff“ sah ich die Hausehre an und sagte: „Weißt du 'was, Kind? Der Kerl, der Valdermann, hat uns Wildkaten geschickt.“

„Ach, nein,“ erwiderte sie mit der unerschütterlichen Ruhe, mit der sie alle Wogen unserer kleinen Familienwelt stillte, „die armen Geschöpfe sind bloß ein wenig verstört durch die lange Reise.“

Ich stellte nun Schüsseln mit Milch an gelegenen Plätzen hin, im Wohnzimmer sowohl, als auch zu Füßen des Ahorn, aber die Katen weigerten sich, aus ihren Verstecken hervorkommen. Ich lockte: „Mieze, Mieze, Mieze“ und „Pussi, Pussi, Pussi“ in verschiedenen Variationen und in allen Tonlagen von G an bis hinauf zum hohen C, doch auch diese musikalische Leistung war an den Persern verloren — weggeworfen. — Jetzt holte ich leckere Bissen Beefsteak, roh und gebraten, und legte sie neben die Milchschüsseln. Vergebens, Es regte sich nichts. Endlich entschloß ich mich, der auf den Baum entflohenen auf mehr als halbem Wege entgegenzukommen, band deshalb an die Spitze einer langen Stange ein saftigs Stück von dem Fleische und schob es am Baume hinauf, so nahe wie möglich an den Ast, auf welchem der goldene Ball von kostbarem Pelze saß; doch der goldene Ball zwinkerte nur mit den Augen und gab nicht das geringste Zeichen, daß er mich jemals früher gesehen habe.

„Höre einmal, Käthchen,“ rief ich hinauf, „wenn du die Absicht hast, dich bei uns einzuquartieren, so wird dir nichts anderes übrigbleiben, als dich in unsere Hausordnung zu fügen und dich wohl oder übel unserer Lebensweise anzubequemen. Du bildest dir doch nicht ein, daß es schön von dir ist, da oben zu hocken wie das böse Gewissen? Ich weiß zwar nicht, womit man dich im fernen Persien gefüttert hat, aber das Beste, was wir dir hierzulande zu bieten imstande sind, ist Beefsteak und Milch dazu, und wenn ich dir raten soll, so steigst du herab von deinem hohen Roß und beträgst dich anständig. Wir wollen recht gern eure Gastgeber sein, aber ihr Perser macht es uns wahrlich schwer, Gastfreundschaft zu üben.“

Die ganze Antwort, die ich erhielt, war ein schwaches Schnüffeln und ein Zwinkern mit den Augen.

\* \* \*

Um vier Uhr morgens fuhren die Haussehere und ich jach im Bette in die Höhe, aufgeschreckt durch die grauenhafteste Ragenmusik, die wir je gehört hatten.

„Das sind unsere Perser!“ riefen wir wie mit einem Munde, „was mag da —“

Mit einem Satz sprang ich aus dem Bett, drehte das Licht an und jagte hinaus in den Gang. Vom Treppengeländer aus konnte ich ins Wohnzimmer hinabsehen, und dort im Dreieck einander gegenüber saßen alle drei Pomeranzenfarbenen, die hübschen Ragengesichter gegen die Zimmerdecke gekehrt, und sangen aus vollem Halse

„Solch ein Lied, das Stein' erweichen,  
Menschen rasend machen kann“.

War's ein Jubellied, ein Trauerlied, oder ein Hungerlied — ich kann's nicht sagen; mir kam's vor wie eine Fuge, zusammengesetzt aus allen dreien.

„Wie in aller Welt bist du hereingekommen?“ fragte ich die, die auf dem Horn Zuflucht gesucht hatte. Ich hatte allerdings keine Ahnung, welche von den dreien der Kletterer gewesen war, doch eine von ihnen mußte es ja gewesen sein, das war außer Frage.

„Zurru=waui!“ gab sie zur Antwort, ohne sich weiter auf die Frage einzulassen. Sonderbar, ganz sonderbar! Ich hatte das Haus bisher für völlig kafen sicher gehalten.

Ich wäre gern zu ihnen hinuntergestiegen, um ihnen den Standpunkt hinsichtlich nächtlichen Konzertierens klarzumachen, genierte mich jedoch, in meiner etwas dürftigen Bekleidung vor ihnen zu erscheinen. Deshalb rief ich von der Treppe aus hinab: „Hört einmal, ihr dort drunten, es ist jetzt vier Uhr morgens. Ich bin in euren orientalischen Sitten und Gebräuchen nicht recht zu Hause; hierzulande aber besleißigen wir uns der Befolgung gewisser althergebrachter Lebensregeln, welche unsere Vorväter vielfach in schönen Sprichwörtern niedergelegt haben. Eins dieser Sprichwörter lautet: ‚Morgensfunde hat Gold im Munde.‘ Was es besagen will, stimmt im ganzen ja auch, aber um vier Uhr morgens, meine Lieben, hat die Morgensfunde nach unserer Ansicht das Gold noch nicht in den Mund gesteckt und ist dasselbe auch noch nicht herauszuholen; deshalb bleiben wir bis zu einer späteren Stunde — sagen wir, bis sechs, lieber noch bis sieben Uhr —“

Mit dieser schönen Rede hatte ich gehofft, einen tiefen Eindruck auf die Sänger zu machen; aber was erreichte ich damit?

„Zurru=waui!“ riefen die Perser im Chor.

Fast eine Stunde lang saßen wir oben auf der Treppe und beobachteten unsere neuen Hausgenossen. Sie durchstöberten jeden Winkel, jede Ritze, sie rochen an diesem und schnüffelten an jenem, sie wanden und rieben sich entlang an Stühlen und anderen Gegenständen — unterwarfen, kurz gesagt, den ganzen Raum einer sorgfältigen Inspektion. Hin und wieder kamen sie

zusammen, berührten einander mit ihren Näschen und schienen einander in halblautem, freundlichem Ton Bemerkungen zuzuraunen. Es gefiel ihnen scheinbar ihr Zusammensein. Und sonderbar, alle wüfte Wildheit, alle ihnen von Waldermann nachgesagte Niederträchtigkeit war offenbar aus ihrem Wesen gewichen. Möchten sie in Waldermanns Besitz übelgelaunte, boshafte Hitzköpfe gewesen sein, jetzt zeigten sie sich lammfromm.

„O, ihr herrlichen, herrlichen Geschöpfe!“ jubelte die Hausehre, „willkommen in unserem Heim! Kommt, kommt herauf, ihr feinen, allerliebsten Dinger!“

Die drei „Wildkazen“ schauten zuerst uns, darauf einander an. In dem Moment, glaube ich, beschlossen sie einmütig, uns zu adoptieren; denn im nächsten schon sprangen sie die Treppe herauf und schmiegt sich an uns. Wohl war es erst fünf Uhr, also eigentlich eine polizeiwidrige Stunde, für solche Allotria, trotzdem streichelten wir fröhlich, freudenvoll und stolz die drei so schmächtig Verkannten und Verleumdeten, deren Schwänze, großes Wohlbehagen andeutend, hin und her schlangen wie Straußfedern auf einem Gainsborough-Hut. Und wie wundervoll sie schnurrten!

„Kazen,“ redete ich sie an, „ihr seid eine Bande famoser Kerle — hier meine Hand! Natürlich können wir euch nicht bieten, was ihr in eurem Persien vielleicht erwarten dürftet, aber was wir haben — alles, alles ist euer. Eins aber möchte ich gerne von euch erfahren, vorausgesetzt, daß die Offenbarung nicht gegen die Geheimnisse eurer nächtlichen Gebräuche verstößt: Wie ist die Ahornkaze ins Haus gekommen?“

Ein fröhliches, silberhelles Lachen der Hausehre schallte durch die Räume, und, ihren Arm um meine Schultern legend, bekannte sie: „Während du schliefst, Schatz, bin ich hinabgeschlichen und habe sie hereingelockt.“

---



## Wie Onkel Otto in Gefahr geriet, seinen Frieden zu verlieren, ihn jedoch zurückeroberte.

Für den Durchschnittschemann gibt es nichts Friedenstörenderes und zugleich Degradierenderes als einen geschickten Nachbarn. Wohlverstanden: für den Ehemann. Das ist nicht die Schuld des geschickten Nachbarn. Der ist in der Regel ganz und gar unschuldig an der Degradation, die er verursacht — weiß nicht einmal etwas davon. Die Schuld ist anderswo zu suchen. Doch zur Sache!

Als Herr Würfel mit seiner Familie an die Sommerstraße zog, da währte es nicht lange, daß Onkel Otto die Ueberzeugung gewann, der neue Nachbar werde sich zu einem störenden Element entwickeln, und in demselben Maße, wie er sich entwickle, würde sein (Onkel Ottos) Friede schwinden. Es wurde nämlich bald ruckbar, daß Herr Würfel zu jenen geschickten Männern gehöre, die in ihrem Heim und an demselben außerordentliche, ja, unerhörte Dinge verrichten können. Mit dem Gerücht, daß er eigenhändig und ganz allein sein neues Heim dekorire — was wohl soviel bedeuten sollte wie tapezieren — nahm die Sache ihren Anfang. Kurz darauf aber erfuhr man, daß er Geschirre und andere Schränke „einbaue“, daß es eine Art habe.

Die Hausfrauen an der Sommerstraße sahen ihre Eheherren vorwurfsvoll an. Wenn Heinrich Würfel in seinem Hinterhose ein niedliches Vogelbad einzurichten verstehe, warum konnten andere Männer solches nicht auch? Das wollten sie wissen. Sehr bald gab es wenig Ehemänner an der Sommerstraße, die mit dem Namen Heinrich Würfel nicht vertraut und mehr als vertraut gewesen wären. Es wuchs unter ihnen eine gewisse Abneigung gegen den Mann auf. Und die Abneigung steigerte sich rasch. Es verlautete nämlich, Herr Würfel habe seiner Frau nicht nur sogenannte „eingebaute“ Bücherschränke, sondern auch ein neues Treppengeländer und einen bequemen „Chimney Settle“ — was immer das sein mochte — zurechtgezimmert.

Onkel Otto, der auch tüchtig verheiratet war, glaubte nicht die Hälfte von dem, was ihm von den verrichteten Wundern zu Ohren kam; als er aber aus zuverlässiger Quelle die Kunde vernahm, Herr Würfel habe mütterseelenallein den Kampf mit einer geborstenen Röhre seiner Wasserleitung aufgenommen und sei triumphierend als Sieger daraus hervorgegangen, da fühlte er sich auf seiner ganzen Linie geschlagen, und um nicht ganz in den Ruf der Minderwertigkeit, wenn nicht gar völliger Unbrauchbarkeit zu geraten, machte er sich an die Arbeit und setzte eine neue Scheibe ins Kellerfenster. Die alte war nämlich seit undenklicher Zeit schon „hin“ gewesen. Es war übrigens auffallend, wie viele Ehemänner in diesen Tagen an der Sommerstraße mit Handwerkszeug in den Händen gesehen wurden.

\* \* \*

Tante Otto ersuchte ihren Herrn Gemahl, mit ihr bei den Würfeln einen Anstandsbesuch zu machen. Der Besuch hätte längst gemacht werden sollen, aber der Onkel hatte es bisher immer verstanden, sich um denselben herumzudrücken. Heute jedoch ließ die Tante nicht locker; sie sagte, Wür-

fels Spitzenvorhänge wären jetzt angebracht und zudem habe sie einen von Frau Würfels Küchentellern, den sie zurückbringen müsse. Als der Onkel von den Küchentellern hörte, ergab er sich in sein Schicksal; denn jetzt — das mußte er — gab's kein Herauswinden mehr.

Die Sache muß man verstehen; sie verhält sich so: Wenn eine neue Familie an die Sommerstraße zieht, so wird sie meistens so ein wenig bewillkommt — „forschend beschnüffelt“ nennen es manche, das ist jedoch grob. Die Art von Bewillkommung nimmt seinen Anfang mit kleinen, freundlichen Gefälligkeiten oder Höflichkeiten, meistens aus der Küche, die sich mit der Zeit zu einem Anstandsbesuch auswachsen. Im Ottoschen Fall begann es damit, daß Frau Otto der neuen Nachbarin einen Rosenzweigling aus ihrem Blumengarten sandte. Frau Würfel antwortete prompt mit einem Teller voll Cookies. Selbstverständlich konnte Frau Otto den Teller nicht leer zurückgeben, so sandte sie ihn denn retour mit einem Stück Kuchen darauf. Das machte Frau Würfel natürlich wieder zur Schuldnerin, und der Teller kam wieder, diesmal mit einer Quantität Molasses-Candy.

Solch ein Austausch von Küchentkomplimenten kann sich unter Umständen recht lange hinziehen, doch wird ein Freundschaftsverhältnis, auf diese Weise zustande gebracht, allgemein als unter günstigen Auspizien geboren betrachtet. Auf alle Fälle kulminiert die Tellerwanderung in einem Anstandsbesuch.

Und die Ottos machten ihren Anstandsbesuch bei den Würfels.

Zufällig traf es sich, daß Herr Würfel nicht zu Hause war. Dieser Umstand preßte Onkel Otto leise einen Erleichterungsseufzer aus, und willig folgte er mit seiner besseren Hälfte der kleinen, netten Wirtin durch das neudekorierte Haus. Was er zu sehen bekam, erschien ihm gut, war aber keineswegs übertrieben, und er gewann wieder sein Selbstvertrauen.

\* \* \*

Onkel Otto — das muß hier zur Erklärung bemerkt werden — war ein recht intelligenter Mann, aber er war Schriftsteller und, wie alle Schriftsteller, durchaus nicht, was man einen geschickten Menschen nennt. Er war nicht „handy“ im Hause. Freilich geringfügige Reparaturen, z. B. die eines rinnenden Hahns in der Wasserleitung, konnte er ausführen; selbst seiner Frau „Vacuum Cleaner“ hatte er einst in der Kur gehabt, und derselbe tat nachher tatsächlich wieder seine Schuldigkeit, wenn auch Tante Otto behauptete, er sei nachher nie wieder „derselbe“ gewesen wie früher. Auch die Wanduhr in der Küche hatte er „repariert“, und sie lief nachher auch wieder. Daß sie seit der Reparatur zu Mittag, wie um Mitternacht immer dreizehn, aber dafür eine Stunde später gar nicht schlug, nun, daran mußte man sich zu gewöhnen versuchen und tat's auch. Onkel Otto hat nie darauf Anspruch erhoben, wirklich geschickt zu sein. Was er hier zu sehen bekam, war ja wirklich anerkennenswert; immerhin glaubte Herr Otto, der Herr Würfel sei am Ende doch wohl nur ein normaler Mensch und als solcher würdig, an der Sommerstraße zu wohnen.

Unterdessen kam die Rede auf Verandas.

„Ja,“ bemerkte Frau Würfel bescheiden, „Heinrich ist dabei, uns eine solche zu bauen.“

„Wa— was will er bauen?“

Frau Würfel wiederholte, er baue eine Veranda an das Haus. Nein, Heinrich sei kein Zimmermann — nur geschickt.

Tante Otto warf ihrem Eheherrn einen vielsagenden Blick zu, und Onkel Otto nahm sich auf der Stelle vor, das Loch im Dache hinten auf seinem Hause mit einer Schindel auszubessern, sowie er heimkäme.

Doch es kam noch mehr. Frau Würfel zeigte ihnen unter anderem auch ihren automatischen Eisschrank. Das Ding war schön. Es war einer jener neuartigen Eisschränke, die auf elektrischem Wege selber Eis erzeugen — „Frigidaire“ nennt man sie ja wohl. Er war auch „eingebaut“ und paßte genau in seine Nische in der Wand — alles, wie es nicht besser hätte sein können. Onkel Otto konnte sich des Lobes nicht enthalten.

Das Lob schien der jungen Frau wohl zu tun. Lächelnd sagte sie: „Heinrich hat ihn zurechtgezimmert.“

„Heinrich hat — was?“

„Ihn zurechtgezimmert,“ wiederholte Frau Würfel.

Unmöglich war's — aller Menschenmöglichkeit diametral entgegen, das wußte Herr Otto, aber glauben mußte er's doch: Heinrich hatte das Meisterwerk gebaut — eigenhändig und ganz allein. O, nein, er war nicht nur kein Schreiner, sondern auch kein Plumber — bloß geschickt. Wenn Onkel Otto die Frau recht verstanden hat, war ihr Heinrich nichts anderes als ein Maschinist, der im Dienste der Telephon Company stand. Alle diese Wunderdinge stellte er nur so nebenbei in seinen Mußestunden her. Besagter Eisschrank bedurfte, wie die Ottos erfuhren, zu seinem Unterhalt einer Nahrung, bestehend aus unraffiniertem Glycerin, Ammoniak und Kilowatts, und seine Hauptorgane befanden sich drunten im Keller. Die Ottos spürten letzteren nach und waren nicht wenig erstaunt, als Hauptbestandteil derselben eine alte Luftpumpe zu finden, die Herr Würfel aus den Trümmern einer ehemaligen Garage gerettet hatte.

\* \* \*

Während sie noch standen und das Meisterwerk betrachteten, erschien Herr Würfel selber auf der Bildfläche. Er offenbarte sich als einen gutmütigen, bescheidenen Menschen. Er mußte das unverbohlene Interesse der Ottos an seinem Nachwerk beobachtet haben; denn er holte zu einer für Herrn Otto völlig unverständlichen Erklärung der Konstruktion verschiedener Frigidaire aus, die Herr Otto jedoch, wie man sagt, im Keime erstide, indem er eiligst auf ein ganz anderes Thema übersprang, nämlich auf Heizvorrichtungen fürs Haus. Eine Niederlage auf dem Gebiet erschien ihm momentan weniger drohend.

Er hatte sich jedoch getäuscht. Heinrich Würfel führte seinen Besuch in seiner ruhigen Weise auf die andere Seite seines Kellers und zeigte ihm dort eine selbsterfundene „Forced-draft“-Vorrichtung, welche er an seinem Heizapparat angebracht und den besagten Apparat gleichsam umgeschaffen



hatte. Das Resultat seiner Neuerung verstieß geradezu gegen die althergebrachte Natur sämtlicher Heizapparate der Welt — alter, wie neuer Zeit. Sie hatte des Furnace früheren Heißhunger nach den größten Klumpen der teuersten Anthracit-Kohlen wunderbar herabgestimmt zu einem gelinden Appetit nach billigeren Kohlen und — nach weniger derselben. Diese in die Augen springende Auflehnung gegen das Naturgesetz rief sogar die laute, wenn auch unwillig gegebene Bewunderung Onkel Ottos hervor.

Dann ging die Wanderung durch das Würfelsche Heim weiter. Neuangebrachte Verbesserungen überall! Das Haus glich fast dem Pferde, von dem Mark Twain erzählt, daß es so viele „good points“ (so viele gute Eigenschaften) gehabt habe, daß man schier irgendwo an seinem Körper einen Gut hätte aufhängen können.

Das war ja alles gut und schön, aber es begann Herrn Otto mit banger Sorge zu erfüllen — mit Sorge um seinen Frieden, Seelenfrieden, namentlich aber Hausfrieden. Wenn er gegen Ende des Besuches hätte die Wahrheit sagen wollen, so hätte er bekennen müssen, daß Heinrich Würfel ihm selber tatsächlich Respekt abnötigte. Was sollte daraus werden? Er sah an seinem bisher schönen, klaren Friedenshimmel, wie auch an dem Friedenshimmel aller anderen Ehemänner an der Sommerstraße, ominös dunkle Wolken aufsteigen. Er fühlte sich kleiner und immer kleiner werden, und mit ihm verkleinerten sich auch alle anderen Ehemänner an der Sommerstraße. Noch einmal: Was sollte daraus werden?

\* \* \*

Doch da — im letzten Augenblick und ganz von ungefähr — passierte etwas, das der ganzen Affäre eine total andere Wendung gab. Herr Würfel bat mit fast sorgenvoll-ängstlicher Miene, man möge ihn entschuldigen, Tatsache aber sei, er habe heute abend bei Gelegenheit eines Banketts, das sein Klub veranstaltete, eine Ansprache zu halten, und die Ausarbeitung einer solchen Rede sei ihm eine — eine greuliche Aufgabe, eine saure Arbeit, er sei — das sagte er mit schmerzverzogenem Gesicht — eben leider nicht literarisch beanlagt. Und Frau Würfel schüttelte bedauernd ihr Haupt und flüsterte den Besuchern zu, Heinrich sei in mancher Beziehung ein wenig schwach. Sie sagte dies in einem Ton, der deutlich merken ließ, daß sie sich in diesen Mangel ihres Mannes bereits hineingefunden habe, und setzte lächelnd hinzu, er habe einmal, als von ihm ein Gedicht verlangt wurde, ein Reimwörterbuch schier in Stücke zerarbeitet. Nein, Herr Würfel sei nichts weniger als literarisch beanlagt.

Ha! So mußte es kommen! Hier schwamm Onkel Ottos rettender Strohalm! Strohalm? Nichts da, ein Baum mit Ästen und Wurzeln! Und wie er danach griff!

„Ja, ja,“ sagte er mit verständnisvollem Gesicht, „die Ausarbeitung einer wirklich guten Rede ist allerdings nicht jedermanns Ding so etwas will verstanden sein.“ Er sagte dies in einer Weise, daß jedermann, selbst seine Frau, beinahe mit Händen greifen konnte, daß die Vändigung einer Heizvorrichtung doch ein reines Kinderspiel sei im Vergleich mit dem Auf-

bau eines wahrhaft künstlerischen literarischen Erzeugnisses. Manchen, ja, wohl den allermeisten Menschen gehe die Gabe der Schriftstellerei ganz und gar ab; sie seien — äh — wie solle er sich nur ausdrücken? — nicht — äh — geschickt. Das ist's, sie seien nicht geschickt.

Mit gelegentlichen und an passender Stelle eingestreuten Erwähnungen dieses oder jenes literarischen Produktes, mit dem er selber oder einer seiner Sommerstraßenfreunde die Welt bereits beglückt hatte, begann er eine fulminante Lobrede auf die edle Kunst der Schriftstellerei, aus welcher Rede sonnenklar hervorging, daß die Kunstfertigkeit in der Handhabung von Sägen, Hobeln, Schrauben und Nägeln doch gar nichts sei, verglichen mit der überaus delikaten Kunst, aus schönen Substantiven, glitzernden Adjektiven und passenden Adverbien wohlklingende Infinitivsätze, Appositionen und sogar brillante Perioden aufzubauen. Es bleibe dabei — wandte er sich an Frau Würfel —, die Feder sei eben doch mächtiger als der Montezwrench oder Schraubenschlüssel. Mit einigen hübschen einschlagenden Zitaten aus Schiller, Heine und Lessing schloß er seinen Vortrag.

Heinrich Würfel war vernichtet. Keines Wortes mächtig, starrte der Erfinder von Eisschränken auf Herrn Otto, der sich den Schweiß von der Stirne wischte und innerlich dabei jubilierte, welch einen gewaltigen Eindruck er auf den Bezähmer zügelloser Heizapparate gemacht habe. Das wortlose Zugeständnis der Superiorität des Literaten über den Mechaniker von seiten Würfels gewann ihm das Herz Onkels Ottos vollständig. Der Onkel fand, daß Herr Würfel ein wirklich netter Mensch sei, und beim Auseinandergehen schüttelte er ihm kräftig die Hand. Die Unheil verkündenden Wolken am Friedenshimmel waren versflogen, verschwunden. Die Tante Otto redete auf der Rückkehr in ihr eigenes Heim kein Wort.

---

## Eine Fahrt in die alte Buschheimat.

**D**er vergoldete Pfeil hoch oben auf dem Turm der alten Framenkirche an der Piqua Road hat's immer gewußt und hat's auch jedem, der es wissen wollte, frei heraus verkündigt, wie alt er und mit ihm die Kirche sei. Er war darin so gewiß, daß er, soviel mir bekannt, sich nie geirrt hat. Er konnte auch nicht gut anders; denn das Datum seiner Entstehung trug er in deutlichen Ziffern auf seinem flachen, breiten hinteren Teil, nicht etwa mit Farbe darauf gemalt, sondern aus dem Eisen, aus dem er bestand, sorgfältig herausgearbeitet, so daß man, wenn er richtig stand, durch die Ziffern den blauen Himmel, mitunter auch weiße Wolken sehen konnte. Er war ein recht substantieller Pfeil; der Nachbar Schmied, der beim Bau der Kirche half, hatte ihn auf seinem Amboß zurechtgehämmert, und jemand — vielleicht der Anstreicher — hatte ihn vergoldet.

Von dem einen der zwei nach Norden gerichteten Fenster des alten Blockpfarrhauses konnte man, selbst wenn man noch ein ganz kleiner Bube oder ein noch kleineres Mädchen war, den Pfeil jahraus, jahrein sehen; im Winter, wenn der mächtige Pfirsichbaum dicht hinter dem Hause keine Plätze mehr hatte, auch durch das andere Fenster; und nachts, wenn alles still war, konnte man ihn vom Bett aus auch hören; denn er schrie immer, wenn er sich im Winde drehen mußte.

Für uns kleines Volk, welches mit seinen Eltern in jenem Blockpfarrhause wohnte, war es nicht ganz leicht, die Ziffern auf dem Pfeil immer „richtig zu kriegen“, und daran war der Wind schuld — wohl auch der Schmied, der die Ziffern ganz durch das Eisen getrieben hatte. Kam der Wind von Philipps Busch, also vom Westen her, so war alles in Ordnung, dann umstrahlte die Vergoldung die Jahreszahl 1853, und unsere älteste Schwester, die schon vielleicht dreizehn Jahre alt war und „rein alles wußte“, sagte, so wäre die Zahl recht. Kam jedoch der Wind von Eichenbergs Busch, nämlich vom Osten her, dann war alles verkehrt, dann kam immer die 3 zuerst, und zwar umgekehrt. Auch die 5 war falsch gemacht, und die 1 kam ganz zuletzt — die reinste Konfusion.

Wie ich als kleiner Bube darauf verfiel zu glauben, 1853 sei das Geburtsjahr Bruder Gens, und daß man die Jahreszahl ihm zu Ehren oben an dem Pfeil angebracht habe, weiß ich nicht mehr; wahrscheinlich hat er's mir, wie so vieles andere, vorgeflunkert. Jene älteste Schwester aber erklärte, der Pfeil und seine Zahl hätten absolut nichts mit dem Gen gemein; ersterer sei dort oben gewesen, längst ehe Gen das Licht der Welt erblickt habe; 1853 sei das Jahr, in welchem die Gemeinde organisiert und die Kirche gebaut worden sei. Das klang glaublicher.

Der gute alte Pfeil ist längst dahin; untergegangen ist er in der Umwälzung, die stattfand, als im Jahre 1904 die Dreieinigkeits-Gemeinde an der Piqua Road eine neue, und zwar diesmal eine backsteinerne Kirche baute und die alte gute, liebe, stets schneeweiße Framenkirche, die einem, wenn man von der Stadt kam, schon aus weiter Ferne entgegenleuchtete, abtrug. Aber bis an sein Ende ist der treue Gesell trotz seiner sonstigen Wetterwendigkeit



bei der Behauptung geblieben, er sei Anno 1853 auf die damals funkel-nagelneue Kirche gesetzt worden. Hätte er auf seinem flachen, breiten hin-teren Teil mehr Platz gehabt, so hätte er ohne Zweifel auch hinzugefügt, daß jenes für ihn so denkwürdige Ereignis im Monat September stattge-funden habe.

Wenn nun der geneigte Leser sich auf das Subtrahieren versteht und des Pfeils Jahreszahl von unserer heutigen (1928) abzieht, so wird er finden, daß jene Dreieinigkeits-Gemeinde in diesem Herbst auf ein fünf-undsiebzigjähriges Bestehen zurückschauen konnte, und hat's damit getroffen.



Die alte weiße Framelkirche mit dem vergoldeten Pfeil.

Er wird auch, da er mit derartigen Dingen vertraut ist, annehmen, daß die Gemeinde eine solche Gelegenheit, dem lieben Gott für die ihr erwiesene Gnade zu danken, nicht wird unbenützt haben vorübergehen lassen. Und damit hat er's abermals getroffen; denn die Gemeinde hat — wie Anno 1903 das fünfzigjährige — so am 30. September des Jahres 1928 das fünfundsieb-zigjährige Jubiläum gefeiert.

Das geschieht bei uns Christen bekanntlich nicht mit Tanz- und Trink-gelagen, mit Kegelschießen und Wettschießen, sondern mit Festgottesdiensten zum Lobe dessen, dem allein Ehre dafür gebührt, daß die Gemeinde über-haupt noch existiert. Und wie es ja bei uns schöne Sitte ist, daß man, wenn irgend möglich, zu Festpredigern einstige Pastoren der Gemeinde, oder, wenn

solche nicht mehr am Leben sein sollten, deren im Predigtamte stehende Söhne wählt und einlädt, so machten es die Piqua Roader gleich also und luden nebst den Pastoren J. Vaur und C. Purzner aus Fort Wayne auch den Sohn ihres dritten, längst heimgegangenen Pastors A. Bagel, den Pastor Martin Bagel von Fort Dodge, Iowa, ein. Und da sie nun einmal am Einladen waren, luden sie als Gäste auch die zwei anderen auswärtigen Piqua Roader Pfarrbuben ein, nämlich den in der Office der Abendschule in St. Louis angestellten August und den Schreiber dieses, der auch manchmal etwas mit der Abendschule zu tun hat. War das nicht überaus nett?

Zwar schrieb der Erzähler an die Leute und machte sie darauf aufmerksam, daß sie vergessen haben müßten, daß die „P'tohrsjungen“ alle ihre Lebtage „hard on fruit trees“ und Kochkäse gewaschen seien und daß eine Möglichkeit vorhanden sei, daß sie, wenn losgelassen, noch heute imstande wären, mit einem mittelmäßig großen Obstbaum in einer Stunde und siebzehn Minuten fertig zu werden — von den Quantitäten Kochkäse, die sie bewältigen könnten, gar nicht zu reden; doch das schreckte die Piqua Roader nicht ab, und die Einladung blieb stehen. O, ich wußte wohl, was ich sagte, als ich in „Mine plattbütsche Red“ (Dies und Das und noch Etwas) schrieb: „Wenn id an de ollen Piqua Roaders torügghdenk, denn meen id, betere Minschen heiw id up de Welt nich wedder funnen.“

Was hättest du, lieber Leser, mit solcher Einladung gemacht — besonders, wenn dir deine lieben in Fort Wayne wohnenden Geschwister noch dazu geschrieben hätten: „Wenn der Mart aus Iowa heimkommt, dann kommt ihr beiden anderen doch auch; dann feiern wir nicht nur Jubiläum draußen an der Piqua Road, sondern zugleich auch Familienreunion an der Katechismus-Straße\*) hier in der Stadt — die erste seit dreißig Jahren und wohl auch — die letzte“? Behn gegen eins, du hättest sie ohne langes Besinnen angenommen. Und wir?

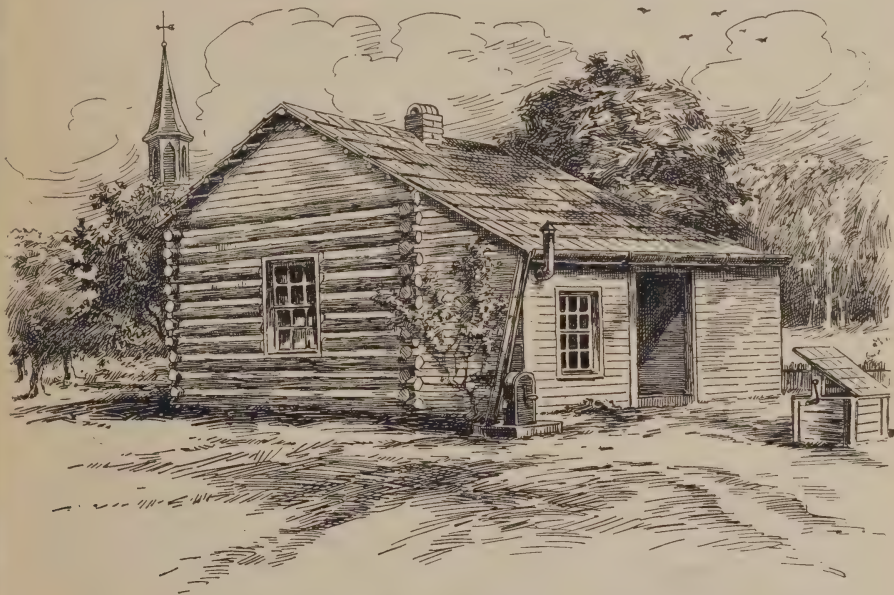
Der gewichtige Festprediger aus Iowa zog so früh es irgend möglich war, nämlich schon am Montagabend vor dem Jubiläumssonntag, mit Gattin und fliegenden Fahnen in Fort Wayne ein, angeblich deshalb, weil er gleich nach dem Feste wieder abreisen wollte, wahrscheinlicher aber, um den Piqua Roader die Möglichkeit abzuschneiden, im Laufe der Woche die Einladung zurückzuziehen. Sicher war nämlich sicher.

Der Schreiber dieses, dem der „Abendschulemann“ geschrieben hatte: „Da hast Du eine schöne Gelegenheit, einen Artikel für die Abendschule über die Feier zu schreiben. . . Du wirst da Inspiration bekommen, etwas Heiteres, mit Behmut Gemischtes zu schreiben,“ und der ängstlich besorgt war, er möchte, wenn er nicht beizeiten einträte, viel von dem Heiteren und vielleicht alles Behmütige verpassen, folgte schon am Mittwoch. Sicher war auch bei ihm sicher.

Nur das Baby aus der Familie, der St. Louiser, konnte nicht eher ab-

\*) Die Madison-Straße in Fort Wayne wird in gewissen Kreisen oft die Katechismus-Straße genannt, wohl weil an ihr sehr viele Lutheraner wohnen und weil auf ihr die College-Schüler, die sich beim „alten Doktor Stähler“ zum Abendmahl anmelden wollten, ihren Katechismus revidierten, um dem möglichenweise bevorstehenden Gewitter zu entgehen. Der Herr Doktor wohnte am Anfang jener Straße.

kommen und stellte sich daher zu aller Leidwesen erst am Samstagabend ein, blieb aber um so länger. Er ist der Meteorolog in der Familie, hatte jedoch leider seine Instrumente daheimgelassen und wußte daher nicht anzugeben, ob es morgen zum Jubiläum regnen würde oder nicht. Doch wir anderen, die wir von einem Barometer nicht viel mehr wußten, als daß es fast aussieht wie eine „Big Ben“-Uhr, gewöhnlich irgendwo an einer Wand hängt, von wo aus es die Wolken beobachten kann, und unter seiner Glasscheibe mit einem langen Zeiger auf einem weißen Zifferblatt umherfuhrwerkelt, bis es glaubt, das richtige Wetter entdeckt zu haben — wir Ignoranten schauten dem einzigen Barometer, das wir kannten, nämlich der rot unter-



Das alte Pfarrhaus an der Biqua Road.

gehenden Sonne, nach und wußten: „Morgen gibt's prächtiges Wetter!“ —

Haben die Leser jemals eine Reunion in der eigenen Familie mitgemacht, etwa eine erste nach fünfzehn-, zwanzig-, oder, wie wir, gar nach dreiundzwanzigjährigem Getrenntsein? Das ist wahrlich eine Gelegenheit, „Heiteres, mit Wehmut Gemischtes“ zu erleben und zu beobachten. Und es ist nicht das Heitere, sondern die Wehmut, die sich zuerst bemerkbar macht. Ist man doch in den vielen Jahren alt und einander fast fremd geworden. Freilich, man wußte es, hat sich's wohl auch gesagt: „Du wirst deine Geschwister (Auf die Gegenwart der Eltern ist da selten mehr zu rechnen.) recht verändert finden, wie sie dich ebenfalls sehr verändert finden werden“, aber ganz hat man's eben doch nicht geglaubt. Immer wieder tauchten vor unserm Geiste die braunen oder blonden Büben- und Mädchenköpfe auf;



die runden, vollen Gesichter, lachend und rot vom „Umherrasen“ auf dem Pfarrhofe; die flinken Hände und Füße und der rasche, aufrechte Gang — die ganzen immer so zappligen Menschenkinder. Das alles hatte man draußen in der Fremde alle die Jahre in liebender Erinnerung behalten, als etwas Teures im Herzen aufbewahrt; und ist endlich der ersehnte Augenblick des Wiedersehens da, dann — ja, dann ist eben alles so ganz anders geworden, und eins möchte zum andern sagen:

„Ich schau dich an, und Behmut  
Schleicht mir ins Herz hinein.“

Wie ein Schatten huscht Trauer über unsere Seele — Trauer über die Vergänglichkeit alles Irdischen; denn deutlich nimmt man Anzeichen des allerletzten Auseinandergehens wahr, und man fragt sich: „Warum muß das also sein?“

Doch ist glücklicherweise die Trauer von nur kurzer Dauer; sie bleibt nicht. Sie soll auch nicht bleiben; denn dazu sind wir nicht zusammengekommen. Die Schwestern sorgen schon dafür, daß sie nicht bleibt. Nach alter Gewohnheit wittern sie bei den Brüdern Hunger. Kein Wunder, sie haben die „Buben“ ja nie anders gekannt als hungrig — meistens vollständig leer, einerlei, ob sie noch in die Gemeindeschule gingen oder vom College heimkamen. Sie halten es auch heute für ihre erste Pflicht, die Leere auszufüllen, und in Küche und Wohnzimmer erhebt sich ein Gerappel von Töpfen und Pfannen, von Tellern und Tassen — nach uralter Weise. Sophie, unsere älteste Schwester, die seit der sel. Mutter Tod vor genau fünfzig Jahren dem Hause vorgestanden und in wahrhaft schweesterlicher Weise die jüngeren Geschwister zu brauchbaren Christenmenschen hat aufziehen helfen, beansprucht trotz ihrer achtundsiebzig Jahre die Oberherrschaft über den Küchenofen, von dem gar bald dieselben Gerüche aufsteigen wie einst von Mutters Ofen. Sie stochert mit der Gabel in den Pfannen herum und nicht fleißig dabei mit dem Kopfe, der immer „rein alles wußte“, und macht dazu ein Gesicht, so zufrieden und glücklich, als habe ihr nun der liebe Gott alle ihre Wünsche erfüllt. — Hannchen, das sogenannte „Schweesterlein Sunild“, das dem Erzähler drunten in St. Louis, ehe er seine Geliebte fand, viele Jahre lang in aller Treue den Haushalt geführt hat und das eigentlich die Instigatrix und der leitende Geist der ganzen Reunion ist, zieht unterdessen den Esstisch von seinem Plak an der Wand und fügt — was sie wohl seit Jahren nicht mehr getan — ein paar Extrablätter ein und sucht das größte Tischtuch hervor, das sie finden konnte. Du meine Güte, sie muß ja ihre „Buben“ füttern, und die sind so groß und dick, die brauchen Plak. Auch ihr liebes Angesicht strahlt von Zufriedenheit und Glück; ihr Plan ist in Erfüllung gegangen. — Und der einzige unter den Brüdern, der ein Fortwahrner geblieben ist, der in meinen Jugenderinnerungen vielerwähnte Gen, der sich in der Bubenzeit so vortrefflich auf das Entdecken von Hummelnestern und reifen Nespeln und Pflaumen verstand und mir in allen Bubenfreichen als leuchtendes Exempel voranging, heutzutage jedoch alle Hummeln in Ruhe läßt, auf keine Obstbäume mehr steigt, auch auf gar keine Bubenreiche mehr sinnt, fintemal er das im 90sten Psalm angegebene Menschen=

alter auch schon um vier Jahre überschritten hat — der Hen will auch seinen Teil zum Erfolg der Reunion und zum allgemeinen Wohlbefinden beitragen. Da er aber vom Kochen und vom Tischdecken nichts versteht, schleppt er das Beste, das er kennt, ein großes Paket Rauchtabak herbei und füllt damit den vom sel. Vater geerbten Walnustkasten auf.

Wo sind unterdessen die zugereisten „Buben“? Ja, sie sollen, bis das Essen fertig ist, brav im Wohnzimmer bleiben und einander schön unterhalten. Sie tun das aber nicht. Sie haben trotz ihres Alters und trotzdem sie verheiratet sind, also wissen sollten, was ihnen zukommt, das Gehorchen noch immer nicht gelernt. Zwar machen sie einen schwachen Versuch dazu, aber es wird nichts daraus, und so verschwindet einer nach dem andern und taucht in der Küche wieder auf, bis sie schließlich alle dort sind und bis die Schwestern, die doch kochen wollen, sich vor der Menge der Buben nicht umdrehen können. Haben die Schwestern im Wohnzimmer zu tun, so stört die ganze Bande nach und steht ihnen dort im Wege.

Was hätte die freundliche Leserin in solchem Falle gemacht?

Wenn unser sel. Vater vor ungefähr sechzig Jahren abends in seinem Studierzimmer saß und arbeitete, stahl sich das Hännchen, das ohne Frage unter uns das Frömmste war, gern zu ihm hinein. Bescheiden setzte es sich mit einem Bilderbuch an seinen Tisch, und der Vater ließ es gewähren, ja, ich glaube, es hat ihm sogar Freude gemacht. Das Vergnügen dauerte aber nicht lange. Die ganze übrige Schar draußen bei der Mutter am großen Eßtisch fühlte sich benachteiligt und schmählich zurückgesetzt, und eins nach dem andern schlich dem Hännchen nach, bis wir alle da waren. Selbstverständlich war's da bald aus mit der kostigen Stille im Studierzimmer. Eine Zeitlang ertrug der gute Vater die Schrecken der Invasion in Geduld, oft viel länger, als wir erwarteten; endlich aber ward ihm das Vergnügen doch zu viel, und wenn sein Wehren und Drohen nicht mehr helfen wollte, trampelte er, ohne noch ein Wort zu sagen, mit den Füßen auf dem Fußboden. Das kannten wir gut. „Hinausstempeln“ nannten wir's und haßten es. Das war nämlich das Zeichen, daß es jetzt die höchste Zeit sei, die Flucht zu ergreifen, und wir stoben davon mit solcher Eile, daß wir nicht selten übereinander wegfielen. Tief erzürnt zog auch Hännchen mit seinem Bilderbuch in die allgemeine Verbannung und versicherte uns, wir seien abscheulich.

Und nun noch einmal die Frage: „Was hätte die freundliche Leserin wenn sie an Stelle unserer Schwestern in jener Küche gewesen wäre, mit den aufdringlichen Brüdern gemacht? „Hinausgestempelt“, daß sie auf ihrer Flucht in das Wohnzimmer zurück übereinandergefallen wären? Ich glaub's nicht. Genau wie unsere Schwestern hätte sie alle die Störungen schmunzelnd erduldet und sich gefreut, daß die großen, dicken Brüder sie so liebten.

Der einzige, dem unser Besuch, namentlich aber unser Umhertwandern aufrösig zu sein schien, war der Kanarienvogel in seinem Käfig am Fenster. Verwirrt schaute er von einem der fremden Männer zum andern. Er, dem seit Jahren die Tage in tiefem Frieden und großer Stille verfloßen waren, konnte sich von dem plötzlichen Wechsel der Dinge und dem Getümmel im

Haufe keinen Vers machen. Er schien sich selber zu fragen: „Sind das vielleicht die ‚Buben‘, von denen ich in den letzten Wochen so viel habe hören müssen? Na, ich danke! Ich muß sagen, ich hätte etwas ganz anderes erwartet. Buben! Um alles in der Welt — alte Grauköpfe sind's. Und was für Stimmen die Kerle haben! Zwitschern, wett' ich, kann von ihnen kein einziger. Wissen möchte ich nur, was sie immer hinter meinen Herrinnen herzulaufen haben. Ich begreif's nicht. Gesehen habe ich so etwas alle meine Vogellebstage nicht. Goffentlich hebt sich die Bande bald wieder von hinnen; sie macht mich nervös!“

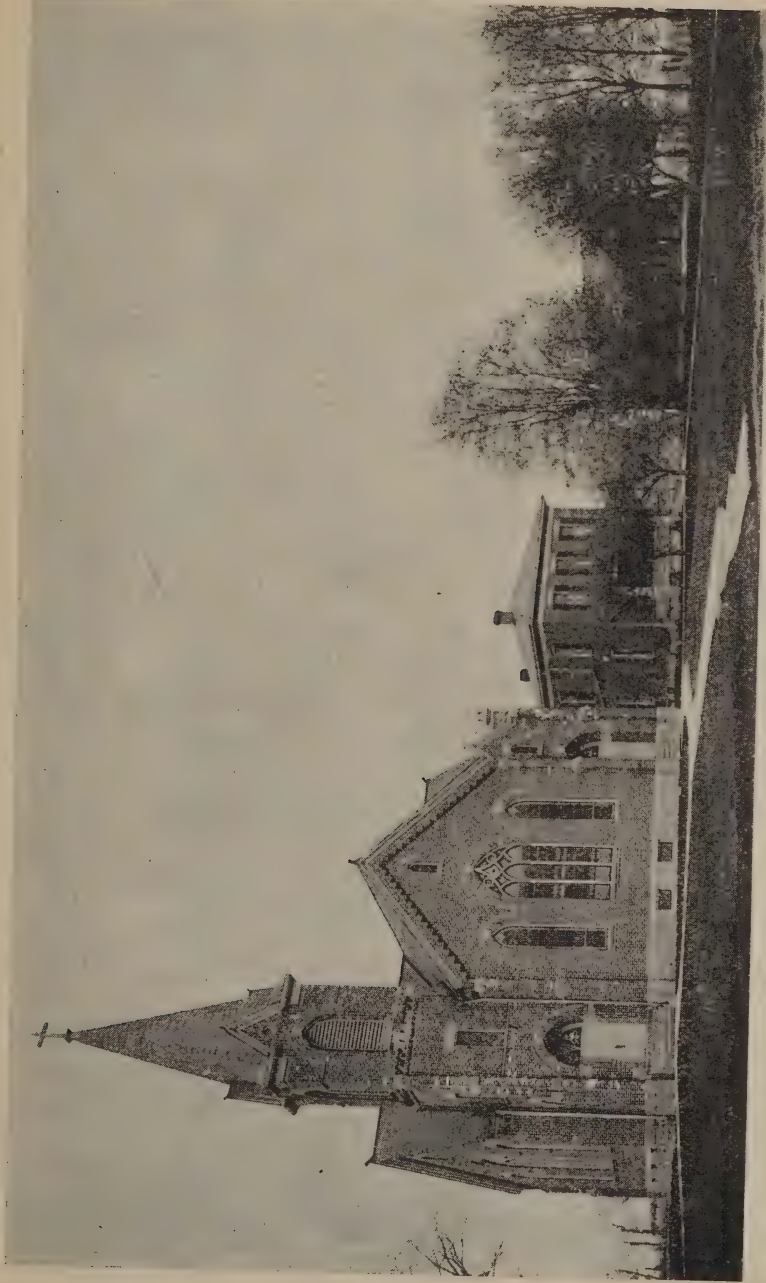
Armer Vogel! Er hatte noch nie eine Geschwisterreunion mitgemacht und ahnte daher gar nicht, was solche Geschwister, wenn sie nach so langer Trennung einmal wieder zusammenkommen, einander zu fragen und zu erzählen haben; ahnte nicht, wie wohl es einem schon tut, wenn man einander nur einmal wieder anschauen kann.

Als das unter so viel Störung doch endlich zustande gebrachte Mahl fertig war und wir uns, wie einst vor vielen Jahren, um den Tisch scharten, froh auch die Wehmut, die Trauer, wieder heran. Acht Teilnehmer hätten wir sein sollen; acht Piqua Roader Pfarrfinder waren wir immer gewesen, aber ein Platz blieb heute leer. Auf diesem hätte der Fritz sitzen sollen, unser ältester Bruder, der langjährige Pastor und spätere Superintendent der Kinderfreund-Gesellschaft von Illinois. Der aber hatte nicht mehr kommen können, sintemal ihm der liebe Gott vor fast neun Jahren eine Einladung zur Reunion der Auserwählten droben um den Thron des Erlösers zugesandt hatte, der er auch gehorsam gefolgt war. Schwester Sophie, die neben mir saß, beugte sich zu mir herüber und sagte leise: „Einer fehlt — der Fred, der beste von uns allen“, und ein paar Tränen sammelten sich in ihren lieben alten Augen. Er war vor zirka fünfundsiebzig Jahren ihr erster Spielfamerad gewesen.

Doch die Wehmut hielt wieder nicht stand; denn plötzlich, während wir noch aßen, klingelte es vorn an der Türe, und ein Teil der Trabanten des „dicken Malchens“ erschien.

Erinnern sich die älteren Leser des „dicken Malchens“? Sie ist diejenige unserer Schwestern, die eines Abends im alten Blockhause ihre Puppe, die den wunderschönen Namen „Guschtel“ trug, mit in ihr Unterschiebbett (trundlebed) schmuggelte, sie darauf am Fußende des großen Bettes, in dem Sen und ich schlafen sollten, aber nicht schliefen, langsam emporshob und bei jedem Ruck fragte: „Kommt Guschtel?“ — welche Guschtel dann, wenn endlich ihr Kopf über unserm Bettrand erschien, von uns Buben mit Kopfkissenhieben empfangen wurde, wobei wir nach und nach einen solchen Lärm verursachten, daß wir alle drei — das Malchen gereulich mit — „gedräftet“ wurden mit einem Spreißel aus dem Holzkasten hinter dem Ofen, so „gedräftet“, daß wir desselbigen Abends keinen Mucker mehr taten. (Siehe „Dies und Das und noch Etwas“.) Das „dick Malchen“ war es auch, das als kleines Mädel den nach unserem Dafürhalten greulich kündhaften Wunsch im hochmütigen Herzen trug, ein Stadtkind zu sein, und





Die neue Kirche an der Piqua Road.

das trotz unserer gutgemeinten Vermahnung zur Umkehr halstarrig bei ihrem unleidlichen Wunsche beharrte. („Aus Frühlingstagen“.)

Das Mädchen ist zwar nie ein Stadtkind geworden, aber eine Stadtfrau ward sie und hat als solche eine ganze Schar eigener Stadtkinder großgezogen. Wie viel sie selber hat „dräften“ müssen, ist mir nicht bekannt, doch wird sie es daran wohl nicht haben fehlen lassen; denn, wievohl genannter Schar die helle Lebenslust aus den Augen blizt, ist sie bisher brav und ohne Ausnahme auch bei der Kirche geblieben.

Das sind des dicken Malschens Trabanten, von denen ein Teil uns bei unserm Reunionmahl überfiel. Daß von da an keine Wehmut mehr unter uns aufkommen konnte, versteht sich von selbst. Die übersprudelnde Fröhlichkeit des jungen Volkes wirkte ansteckend; wir Alten wurden unter den jungen Menschen selber wieder jung, und Mitternacht war längst vorüber, als wir endlich unsere Betten aufsuchten.

\*     \*     \*

Unser Barometer, die feurig untergehende Sonne gestern abend, hatte uns nicht falsch prophezeit; der Jubiläumssonntag — der 30. September — brach an mit goldenem Sonnenschein und wolkenlosem Himmel und versprach einen prächtigen Herbsttag. Er hat sein Versprechen auch treulich gehalten. Schon früher als eigentlich nötig gewesen wäre, rollten die Autos der Verwandten vor das Haus, um uns hinauszubringen in die alte Heimat, zum Pfarrhof an der Piqua Road. Jeder derselben lud ein paar Reunionisten auf, und fort ging's wie der Wind.

Und damit begann eine Reihe von Enttäuschungen. Ja, Enttäuschungen.

Sie begannen schon bei unserm Verlassen der Stadt. Die Piqua Road wollten wir fahren, die wir von Kindesbeinen unzählige Male gefahren, die wir noch viel öfter zu Fuß gewandert waren, an der wir einst jedes Haus, ja, fast jeden Zaunpfahl gekannt hatten.

„Piqua Road?“ fragte der Nefse am Steuerrade und sekte hinzu: „Eine Piqua Road gibt's nicht mehr. Man hat sie sozusagen umgetauft, und sie heißt heute *D e c a t u r* Road. Und auf ihr darf man gegenwärtig nicht fahren, da sie gepflastert wird.“

Da bäumte sich etwas wild auf in meinem Herzen, und ich ergrimnte im Geiste. *D e c a t u r* Road? Wie heißt *Decatur* Road? Wer gab der frechen Neuzeit das Recht, dieser, gerade dieser alten ehrwürdigen und vielbesungenen Landstraße mir nichts, dir nichts einen neuen Namen aufzuhängen — einen Namen, gegen den die gute, alte Road selber energisch protestiert hätte, wenn es ihr möglich gewesen wäre? War es die *Decatur* Road, auf der wir als kleine Buben Kühe getrieben, grauenhafte Schlachten mit rachsüchtigen Hummeln geschlagen und vorbeiziehenden Prärieschonern der Auswanderer sehnüchtig nachgeschaut haben? War es die *Decatur* Road, die im Sommer mit so schönem, tiefem Staube bedeckt war, in dem es sich barfuß so prächtig waten ließ und der einem kühl und wonnesam über den heißen Füßen zusammenschlug? Sätten wir je als fröhliche Buben stillgestanden und zu ergründen versucht, woher sie kommen und wo-

hin sie führen möchte, die — Decatur Road? Keine Idee! Hätte ich jemals Geschichten erzählt vom alten Blockpfarrhaus und den unverwundlichen Pfarrbuben an der Decatur Road? Das ist mir ja nie eingefallen! In viel Tausenden von deutschen Familien in allen Teilen der Welt hat man von der Piqua Road gelesen und kennt sie; wer aber weiß etwas von der Decatur Road? O, das war entschieden zu viel! Bitter enttäuscht sank ich zurück auf das Polster des Autositzes:

„Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,  
Grolle nicht ob dem Verrat;  
Trag' es, trag' es und entschuldig' es“,  
Was man deiner Road antat.

Und die Straße durfte heute nicht befahren werden, weil die Zementpflasterung auf ihr noch nicht hart genug war. Die Piqua Road gepflastert! Kann man sie sich gepflastert auch nur im Traume vorstellen? Ich kann's nicht, aber gepflastert wird sie deshalb doch. Sie, die, seitdem sie vor etwa hundert Jahren von Piqua, einer noch heute kleinen Stadt am Ufer des Miami-Flusses in Ohio, an bis nach Fort Wayne, Indiana, aus dem wilden Urwald herausgehauen worden war, so ziemlich alles, was einer Landstraße widerfahren kann, durchgemacht, sämtliche Stadien der Straßenevolution — von der Plank-road im 18. Jahrhundert an, bis zur Gravel-road mit einer elektrischen Bahn darauf im 20. Jahrhundert — durchlaufen hatte, war endlich an dem von allen ehrbaren Landstraßen ersehnten Ziel angelangt; sie war im Begriff, eine „Hard-road“ zu werden! Gewiß, ich gönnte ihr ja die Beförderung; sie hatte dieselbe redlich verdient, aber Leid trug ich doch darum, daß man auf ihr nicht mehr barfuß im kühlen Staube waten konnte wie einst vor — o, so vielen Jahren. Das war einzig schön gewesen.

Andere Enttäuschungen kamen. Sie folgten einander mit Auto-  
geschwindigkeit.

Das Automobil ist eine gute, zuweilen sogar eine unschätzbare Institution, aber fährt mich darin nicht durch eine Gegend, die ich sehen möchte, besonders nicht hinaus in die alte Heimat.

Wie freute ich mich, daß ich vor Jahren das Felsengebirge und den Yellowstone Park teils zu Fuß, teils von den schwerfälligen Stagekutschen, nicht aber von einem Automobil aus sehen durfte.

Der Weg von der Stadt hinaus zum alten Pfarrhof ist eigentlich nur fünf Meilen lang. Auf der sogenannten Stellhorn Road, die, weiter westlich, eine Strecke weit am St. Marys-Fluß entlang führt und auf der wir heute fahren, ist die Distanz eine Meile oder zwei größer. Das war ehemals eine nette kleine Reise. Wenn wir Piqua-Roader in alten Zeiten per Pferd und Wagen zur Stadt fuhren, dort unsere Geschäfte abwickelten und wieder heimfuhren, war der Tag ziemlich vorüber, und wir hatten etwas erlebt. Am Jubiläumstage aber — ach, ich mag gar nicht daran denken. Als wir in den Bereich der Jubelgemeinde kamen, wo wir einst alles — Leute, Häuser, Wälder und in denselben Pawpaw-Sträucher und Angelplätze gekannt hatten, gestaltete sich unsere Unterhaltung im Auto etwa folgendermaßen:

„Sieh, Pascha, da stand einst Heinrich Gerkes Haus; wegen immer



wiederkehrender Ueberschwemmungen hat man's . . . ." Swischsch! Hinter uns lag Gerkes Farm nebst allem, was August mir darüber hatte sagen wollen.

"O, Ago, flink! Sieh dort am Ufer habe ich als kleiner Bube so oft mit meiner Angel . . . ." Swischsch! Verschwunden waren Fluß, Angelpfad und Stellhorns Farm. Was ich von meiner Fischgeschichte habe verschlucken müssen, hat August nie erfahren.

Dort nahte sich mit Sturmwindseile die alte Sägemühle zur Seite des Weges. Sie war einst, als es noch Blöcke zu jagen gab, Bruder Hens Paradies gewesen, von dem er noch heute träumt. Sie ist längst tot, steht aber noch und kam uns nun entgegengeslogen. Da ward Hens lebendig.

"Seht, Bohns," rief er, "dort hinter dem Haufen Sägemehl habe ich einmal ein Menschenskelett . . . ." Swischsch! Vorüber rasten wir, als verfolgte uns das Hensche Gerippe „mit Stundenglas und Sippe“.

Keinen einzigen Satz konnte man vollenden, da war man schon an dem Ort oder dem Gegenstand, von dem man etwas hatte sagen wollen, vorüber — im Laufe vorüber. Gewiß, wenn man sich in einem Auto auf der Road befindet und es zieht im Südwesten herauf, meergrün von Farbe und grauenhaft anzusehen; wenn die Wolken ihre Richtung verlieren und sich im Kreise zu drehen beginnen; wenn es Nacht wird am lichten Tag und man weiß, in einer Viertelstunde fliegen Bäume, Scheundächer und Kälberställe durch die Luft: dann, Chauffeur, lieber Chauffeur, dann „gib ihr Gas“, daß ihr Hören und Sehen vergeht; denn dann ist Eile angebracht, aber doch nicht dann, wenn die Fahrt im stillen goldenen Morgensonnenschein hinausgeht in die alte Heimat.

Trotz der Eile, mit der wir fuhren, haben wir viel erfahren — Enttäuschungen nämlich.

In unserer Kindheit hatte es in Indiana unzählige alte, graue Kiegeleinen gegeben; jedes einzelne Feld war von einer solchen umgeben. Auf ihnen sangen im Frühjahr die Feldlerchen schöner als sonst irgendwo. Wespen und Hornissen ohne Zahl knappten von den Kiegeleinen die weichen, fast silbergrauen Holzfasern und bauten daraus ihre Nester. Unter dem untersten Kiegel, in der Erde, hausten oft Hummeln und stapelten dort ihre braunen, flebrigen Honigwaben auf, um die wir sie grausam beraubten. Auch Schlangen krochen häufig unter jenem letzten Kiegel hervor. Schön waren sie nie gewesen, die ruppigen Bäume, aber sie gehörten notwendig mit in das Bild einer Landschaft Indianas, und ich, der ich, im holzarmen Präriestaat Illinois wohnend, viele Jahre lang keine solchen Fenzen mehr gesehen hatte, freute mich, sie hier in all ihrer grauen Herrlichkeit wiederzufinden. Vergebens die Freude! Mit den einstigen Lehmstraßen sind auch sie fast verschwunden; selten nur stößt man noch auf kleine Ueberreste derselben.

Was ist aus den großen, herrlichen Obstgärten mit ihren Massen von vorzüglichen Äpfeln, Birnen und Pfirsichen geworden, die einst jede Farm zierten? Ach, ich sah leider nur zu deutlich, warum die Piqua Roader durchaus keine Angst zeigten vor den in Aussicht gestellten Razzias der ehemaligen Pfarrbuben auf ihre Obstgärten — sie haben keine Obstgärten mehr;

wenigstens haben wir keine gesehen. Was noch übrig war von denen, die ihre Väter vor Jahren gepflanzt hatten, rechte recht wehmütig seine mageren Zweige gen Himmel und gemahnte an die Teuerung zur Zeit Eliä, des Thsibiters. Die Piqua Roader sind ein nettes Volk, aber ihre einst wunder-vollen Obstgärten haben sie, wie die Farmer in vielen anderen Staaten auch, elendiglich verkommen lassen. Obstzucht, sagte man uns, „bezahle sich nicht“ und die Obstbäume „tun nicht mehr gut“. Mag sein, aber warum nicht?

Und wo ist endlich Indianas größte Pracht, sein bestes Gottesgeschenk, der wundervolle, ehemals alles umhüllende Wald geblieben? Vor lauter Wald hatten wir an der Piqua Road einst keinen Horizont gehabt; wo war er geblieben, der Wald? Es scheint, er hat sich nur zu gut „bezahlt“; seine Bäume haben „zu gut getan“; er ist bis auf Ueberreste verschwunden.

„Im Traum allein noch grünt er fort.

In Wahrheit steht der Wald nicht mehr;

Sein frisches Laub ist längst verdorrt,

Und seine Stätte öd' und leer.“ (Theiß.)

„Und seine Stätte öd' und leer!“ das stimmt — nicht nur an der Piqua Road, sondern, wie ich auf dreihundert Meilen langen Strecken gesehen, ziemlich überall im nördlichen Indiana. Die Gegenden, die einst von Wäldern bedeckt waren, nun aber abgeholzt sind, machen tatsächlich einen öden, leeren und dazu dünnen Eindruck.

Ich fürchte, wir sind zur Unzeit, zu spät im Jahre, in die Heimat gereist. Die Natur war — durch eine Reihe allzu frühzeitiger und starker Septemberfröste gezwungen — vorzeitig zur Ruhe gegangen; fast alles Grün war erfroren und verdorrt. Das war auch eine große Enttäuschung; glücklicherweise aber auch die letzte.

Unser Meteorolog wird hier wohl einwerfen, die Tatsache, daß wir auf dem Platze an der Road, wo einst unser braver Nachbar Bühler die Wagen für die ganze Umgebung in einem Blockhäuslein hergestellt hatte, heute eine „Filling Station“ fanden, sei doch eine große Enttäuschung gewesen. Er irrt jedoch. Eine große Enttäuschung wäre es gewesen, wenn wir daselbst keine „Filling Station“ gefunden hätten. — — —

„Kommt ihr denn nicht bald hinaus auf den Festplatz bei der Kirche?“ höre ich die Leserin fragen, „ihr seid ja schon mindestens zwölf bis fünfzehn Minuten unterwegs.“

Ja, freundliche Leserin, soeben drehen wir bei Dettings Farm um die Ecke und rollen dann neben dem neuen Pflaster über den rauhen Erdboden, aus dem man vor kurzem die Schienen und Schwellen der verfloßenen elektrischen Bahn entfernt hat, noch eine kleine Strecke südlich, kreuzen dann trotz des Verbots das Pflaster und sind endlich da — einmal wieder daheim auf dem alten Pfarrhof an der Piqua Road.

Hatten wir erwartet, unter den zuerst Eintreffenden zu sein, so hatten wir einfach nicht mit dem Frühaufstehen der Piqua Roader gerechnet. Als wir anlangten, wimmelte der Kirchplatz bereits von einer frohen, festlich gekleideten Menschheit jeglichen Alters.

Wie meinen Brüdern zumute war, weiß ich nicht; mich selber aber

überkam eine gewisse Schüchternheit, etwa so, wie wenn ich weiland in Danville, Rockford, Centralia u.s.w. vor einer großen versammelten Gemeinde auftreten und einen Vortrag halten mußte. Ich erblickte nämlich scheinbar lauter fremde Gesichter und mir war, als gehöre ich nicht hierher.

Doch die Piqua Roader sind, wie gesagt, ein liebes Volk; sie wollten nicht, daß man sich unter ihnen fremd fühle. Es dauerte nicht lange, so waren wir umringt von fröhlichen, lachenden Leuten, die uns mit größter Herzlichkeit willkommen hießen, und wir freuten uns, daß nun offenbar wurde: entweder, daß die Piqua Roader unsere einstmaligen Wubensstreiche total vergessen hatten, oder daß wir uns als Wuben doch einigermaßen passabel aufgeführt haben mußten. Die heuer heranwachsenden Pfarr- und Schulmeisterbuben aber mögen hieraus die Lehre ziehen, daß es gut und heilsam ist, wenn sie sich „einigermaßen passabel“ aufführen, sientmal sie dann nach vierzig und mehr Jahren nicht nur zu diamantenen Jubiläen eingeladen werden und freundliche Aufnahme finden, sondern zu Mittag auch ein vorzügliches „Chiden-dinner“ mit köstlichem Apfel=Pie als Nach-tisch bekommen.

Doch ich bin zu voreilig mit dem Apfel=Pie. Es ist noch lange nicht Mittag. Der Mart muß ja noch erst auf die Kanzel, und auch dafür ist's noch zu früh. Wir sind vorerst noch beim Handschütteln und Erneuern alter Bekanntschaften.

Großer Cäsar! wen haben wir hier nicht alles wiedergefunden und begrüßt! Allerdings nicht die Väter und Mütter, die vor achtzig Jahren oder noch früher von Deutschland ausgewandert und in diese damals noch fast ganz wilde Gegend gezogen waren, den Urwald ausgerodet, den Boden urbar gemacht und die Gemeinde gegründet hatten; denn diese ruhen ohne Ausnahme auf dem nahen Friedhofe; in den Lettern ihrer Grabchriften wächst bereits zartes Moos, und der ehemals schneeweiße Marmor färbt sich dunkel. Die Kinder jener Väter und Mütter waren es, die wir wiedersehen. Viele derselben hatten wir — ich wenigstens — seit einem halben Jahrhundert nicht mehr gesehen. Natürlich waren sie, wie wir, alt und grau geworden, doch erkannten wir sie größtenteils wieder, wenn auch nicht sofort. Gewisse Gesichtszüge, gewisse Familienähnlichkeiten behält ja der Mensch von Klein auf bis ins Alter.

Wie gern möchte ich sie alle hier mit Namen nennen, die alten Freunde und Freundinnen, allein ich sehe im Geist den Redakteur, wie er mit dem Kopfe schüttelt und warnend den Blaustift in die Höhe hält, mit dem er Dinge durchstreicht, die er nicht gebrauchen kann. Eines Persönleins aber muß und will ich doch Erwähnung tun, mag der Herr Redakteur noch so sehr abwinken und mit dem Bleistift drohen. Er würde es an meiner Stelle selber tun.

Als der Leser — meinetwegen auch der Herr Redakteur — in die Gemeindeschule ging und neben dem Stillstehen auch Lesen, Schreiben, das Einmaleins, das „Amt der Schlüssel“ und viele andere zum Leben und Sterben notwendige Dinge lernte, hat da nicht drüben jenseits des Ganges, auf der Mädchenseite nämlich, wo die Bänke sauberer und nicht so mit dem



Taschenmesser zerfäbelt waren wie auf seiner Seite — hat da nicht ein junges Wesen gefessen, das kein Junge, sondern das Gegenteil davon war, ein Wesen, das, im rechten Lichte betrachtet, gar zu nett war, das fröhlich und immer erschrecklich unschuldig in die Welt schaute, dem ein dicker Pöps über den Rücken herabhing — vielleicht auch zwei dünnere — ein schlankes, schwächliches Wesen, das nach des Lesers Ansicht geradezu liebreizend hübsch war, also, daß er's immer anschauen mußte und vor lauter Anschauen mit-ten im Hersagen des dritten Glaubensartikels und dessen Erklärung aus dem Geleise kam und absolut nicht wieder hineinfinden konnte — ein Wesen, für dessen Heil, wenn es den „Bischof“, der unsträflich sein sollte, hersagen mußte, ihm hangte und für das er inbrünstiglich flehte: „Lieber Gott, wenn du's machen kannst, so sieh zu, daß die Anna nicht steckenbleibt in allen den schweren Wörtern; sie weiß ja gar nicht, was „nüchtern, sittig, mäßig, gastrfrei und lehrhaftig“ bedeutet“?

Der Leser lacht und zwinkert mit den Augen, aber er nickt, denn er kann's nicht leugnen. Er wäre ja auch kein rechter Schulbube gewesen, wenn es sich nicht so verhalten hätte. Ist es aber so gewesen, so wird er es dem Erzähler nicht verargen, denn dieser bekennet, daß es ihm gerade so ergangen ist. Bei dem Erzähler aber ist es schier unfählich lange her. Wenn er sich recht entsinnt, war es am vierten Juli 1872, daß er sein blondes Schulkieß zum letztenmal sah, kurz vor seinem Eintritt ins Gymnasium, wo ihm die grausame Hausordnung jedes Anschauen eines Wesens feminini generis mit rauen Worten untersagte.

Unter den alten Freunden, die uns willkommen hießen, war auch ein älterer Bruder meines Wesens von jenseits des Ganges. Den fragte ich: „Sag', Charley, ist deine Schwester Anna hier?“

„Ich habe sie noch nicht gesehen,“ antwortete er, „ohne Zweifel aber wird sie mit ihrer Familie kommen. Möchtest du sie sprechen?“

„Ganz entschieden!“

Nach Verlauf einer Viertelstunde etwa erschien der Charley wieder und brachte mit sich ein kleines, zartes, freundlich lächelndes Großmütterchen, das er mir als „die Anna“ vorstellte. Eigentlich wäre eine Vorstellung nicht vonnöten gewesen; wir erkannten einander im Augenblick wieder.

„Anna,“ rief ich erfreut, „Deern, hüßt du dat würrlich? Kind, wo mi dat aber högt, di mal wedder to seh'n! Ich heiw di ja 'ne ganze Ewigkeit nich mehr to seh'n krägen!“

„Ja, Hermann, ich di ja of nich.“

„Un' wo hett't di immer gahn, Deern, all de langen Jahren her? Un' wo geist di dat nu?“

So ging's zwischen uns hin und her — hier eine Großmutter, dort ein Großvater — alles im schönsten Piqua Roader Plattdeutsch. Natürlich sammelte sich um uns her bald eine Schar ehemaliger Schulkameraden an, die zum Teil wohl ahnten, was hier vor sich ging. Wir beide aber ließen uns dadurch in keiner Weise beirren; wir plauderten lustig weiter und wurden darüber wieder Schulkmädel und Schulbube — jung und fast ausgelassen.

„Nu hör to, Anna,“ fragte ich, „du erinnerst di doch noch, dat du in

wie schöne Scholtiet ümmer min Deern wäsen büst? Nich woher, dat hest du weeten?"

"Ja, sure heiw ich dat weeten."

"Na, denn segg mi mal, Deern, worum hast du mi denn, as wi solviet wören, nich freet?"

Da schaute mich das kleine Großmütterchen lachend an und erwiderte allerliebste: „Well, Hermann, du hest mi ja nich fragt.“

Mitten in dem schallenden Gelächter, in das die Umstehenden ausbrachen und in das wir beide einstimmten, wurde ich weggerufen, und unsere prächtige Reunion hatte vorderhand ein Ende. —

Eine Eigentümlichkeit, durch die sich dies Jubiläum von anderen derartigen Feierlichkeiten auffallend unterschied, war die ganz allgemeine Freundlichkeit und Herzlichkeit im Verkehr zwischen den Teilnehmern. Nie vorher hatte ich etwas Derartiges beobachtet. Es wird das wohl darauf zurückzuführen gewesen sein, daß die Teilnehmer fast alle innerhalb der Gemeinde geboren waren, fast alle dieselbe Schule besucht hatten und durch Heirat — wenn nicht schon sonst — miteinander verwandt waren. Die große Versammlung war wie eine Zusammenkunft von lauter Brüdern und Schwestern. Plattdeutsch fast von A bis Z. Letzter Umstand allein gibt einer derartigen Versammlung schon das Gepräge der Herzlichkeit.

Das Gemeindegut hatte sich im Laufe der vielen Jahre, wie zu erwarten war, gar gewaltig verändert. Die ursprünglichen Blockgebäude mit Ausnahme des Schulhauses, das erst später dem Modernismus zum Opfer fiel, waren bereits zu meines Vaters Amtszeit abgetragen und in einen wahren Berg vorzüglichen Brennholzes verwandelt worden; jetzt aber waren alle Spuren der Pionierzeit verschwunden. Es standen nun neben dem Pfarrhaus mit seinen zehn Zimmern, das schon zu unserer Zeit errichtet worden war, eine prächtige Kirche und ein Schulhaus — alles aus Backstein, und alles drehte der Straße die Front zu, was früher das Privilegium nur des „Schmuckhauses“ gewesen war. Nichts mehr stand dem Anblick des ganzen Platzes im Wege, weder Kuh- noch Schweinestall, noch Misthaufen. Nicht einmal ein Zaun trennte mehr das schöne Anwesen von der Straße. Der Platz war modern geworden wie die Gemeindeglieder selber. Es stand nicht mehr, wie einst, während des Gottesdienstes ein Gespann Pferde neben dem andern draußen auf der Road in langer Reihe angebunden. Die Gemeinde hat einen angrenzenden Streifen Land gekauft; auf diesem rollen die großen, stolzen Autos der Kirchgänger jedes an seinen besonderen Platz. Alles nobel, alles modern.

Nur in einem Stück sind die Piqua Roader noch ganz altmodisch, ganz unmodern, und das ist ihr Glaubensbekenntnis. Sie halten noch immer fest am alten Bibelglauben und bekennen, wie ihre Eltern und Großeltern vor ihnen, die der Bibel entnommene Lehre Luthers — rein und lauter, singen auch noch heute dieselben alten Kirchenlieder. Sie sind darin nicht für Fortschritt und Modernismus zu haben. Als wir um halb zehn Uhr unsere Sitze in der gedrängt vollen Kirche eingenommen hatten, erbrauste, wie vor alters, der herrliche Choral: „Komm, Heiliger Geist, Herre Gott“, nur daß er

nicht, wie einst, vom Pastor oder von John Drier angestimmt, sondern von einer Pfeifenorgel intoniert und begleitet wurde. Und als der Festprediger aus St. Dodge die Kanzel betrat, das war's nichts Neues, was er predigte, sondern ganz dasselbe uralte Gotteswort, das vor 65 Jahren auch sein Vater hier gepredigt hatte. Auf diesen Umstand wies der Prediger auch hin und pries die Gemeinde glücklich, daß solches von ihr gesagt werden konnte. Auch die beiden Festprediger am Nachmittag, Pastor Baur und Pastor Purzner, ersterer in englischer, letzterer in deutscher Sprache, hoben dies Festhalten an Gottes Wort als eine besondere Gnade Gottes und den höchsten Ruhm der Gemeinde hervor.

Die an sich schon feinen Gottesdienste wurden noch durch prächtige Chorgesänge verschönert, und dies war nach meiner Ansicht eine Neuerung; denn es war in der Pionierzeit nie vorgekommen.

Ganz modern zeigten sich die Piqua Roader bei dem großartigen Mittagsmahl, das sie ihren Gästen servierten. Sie hatten sich zu dem Zweck ein großes Zelt aus der Stadt kommen lassen und auf dem Schulhofs aufgerichtet. Nahe an zweihundert Hühner hatten ihr Leben lassen müssen, um etwa achthundert Menschen zu speisen, und diese Hühner hatten die Leute nicht selber zubereitet, sondern — ultramodern — in der Stadt zubereiten lassen. Gut waren sie aber deshalb doch, sehr gut, wie überhaupt das ganze Zubebinner. Wissen möchte ich jedoch, was die seligen Väter und Mütter, die fast unmittelbar hinter dem Zelt in ihren stillen Kammern schliefen, zu solcher Großartigkeit gesagt haben würden, hätten sie dieselbe beobachtet können. Und gar erst die Großeltern! Lütt un Rinner, was hätten die erst angestellt!

In der Pause nach dem Mittagessen durchwanderten die ehemaligen Pfarrkinder den Friedhof, auf dem unter so vielen anderen auch ihr frommes, vielgeliebtes Mütterchen ihre letzte irdische Ruhestätte gefunden hat und dem Jüngsten Tag entgegenschlummert. Auch ihr marmorner Grabstein färbt sich schon grau; denn er steht schon ein halbes Jahrhundert. — Teures, unvergeßliches Mütterchen, du bist früh von uns gegangen. Alle deine Kinder, mit einer Ausnahme, sind viel älter geworden als du, doch du hast lange genug gelebt, um uns den rechten Weg zum Himmel zu lehren und uns mit gutem Beispiel auf demselben voranzugehen. Dank dir dafür, wir werden's nicht vergessen. Noch ein wenig länger — vielleicht — und wir sind wieder bei dir; diesmal aber, um nie wieder getrennt zu werden.

Die Herbsonne neigte sich bereits zu ihrem Untergange — wie immer, unmittelbar jenseits des St. Marys — als der doppelte Nachmittagsgottesdienst und auch das darauf folgende „Home-coming“, das einem großen Familienpicnick glich, vorüber waren. Die Schatten wurden länger. Das Scheiden so vieler Freunde und Verwandten ging langsam und zögernd vor sich, aber es mußte sein. Ein Auto nach dem andern rollte davon nach Nord und Süd, nach Ost und West. Auch wir bestiegen unsere Gefährte und kehrten zurück zur Stadt. Das langersehnte, wohl vorbereitete und fein ausgeführte Jubiläum der lieben Piqua Roader war zu Ende.

Es ließe sich über diese unsere Fahrt in die alte Heimat noch gar viel



plaudern, z. B. darüber, daß mir die Freude zuteil wurde, meinen alten Collegefreund, Herrn Doktor M. Schid, wiederzusehen und ein paar Stündchen mit ihm zu verkehren — darüber, daß uns Cousin Frik Früchtenicht am Tage nach dem Feste in seinem großen Auto zu sich aufs Land holte, bei welcher Gelegenheit er uns durch die Gegend jenseits des St. Marhs fuhr, damit ich endlich ausfände, daß die Sonne nicht, wie ich von klein auf geglaubt hatte, unmittelbar hinter dem Flusse unterginge, sondern in ihrem Laufe noch ein wenig weiter käme — darüber, daß Frik's gute Frau zum Abendessen neben anderen guten Dingen wirklich und wahrhaftig eigens dazu bereiteten Kochkäse aufstichte und schalkhaft dabei lachte u. s. w. Doch des Plauderns ist genug und mehr als genug geschehen; wir sind zu Ende.

## Eine Wintergeschichte.

**W**ie lange wird's noch dauern, so ist er wieder da, der Winter, der „harte Mann, kernfest und auf die Dauer“, mit all seinen eigenartigen, meistens sehr zweifelhaften Freuden, als da sind: Kohlenkaufen, Schneeschaukeln, Aschestreuen, Aerger über Leute, die weder Schnee schaukeln, noch Asche streuen, und noch größeren Aerger über das durch solche Leute veranlaßte unfreiwillige, aber um so plößlichere Platznehmen auf den Seitenwegen, — der Winter mit seinem unaufhörlichen Einfeuern und dem darauf folgenden Ascheschleppen, zweien Winterfreuden, die getreulich hintereinander hergehen wie die zwei Knaben in dem bekannten Klapphornverse, die „durch die Gerschte“ gingen „unterm Arm eene Verschte“, — der Winter mit seinen eisigen Winden, seinen greulichen Schneestürmen, seinen überfrorenen Fensterscheiben und eingefrorenen Pumpen, — der Winter mit obligaten Ueberröcken, Gummischuhen, Pelzkappen und Handschuhen, mit Husten und prächtigem Schnupfen in wöchentlich erneuerten und verbesserten Auflagen, mit ebenso angenehm kalten Füßen und Rheumatismus.

Ja, wer denkt nicht schon an die schönen, sternklaren Nächte, in denen man selbst unter schweren Decken im Bett gar nicht warm werden kann und auf unerklärliche Weise von Stunde zu Stunde mehr „fröstelt“, bis endlich der Morgen graut und man unter den Decken herausfährt — nicht gern, aber flink — und dann, nachdem der Nordwind sechs brennende Bündhölzchen ausgeblasen hat, mit dem siebenten das auf der hinteren Veranda des Hauses angebrachte Thermometer beleuchtet — eben lange genug, um zu finden, daß der Wärmemesser heute nicht Wärme, sondern Kälte mißt, und zwar zwanzig oder mehr Grad Fahrenheit unter Null.

Wenn der scharfsinnige Leser aus dem Gesagten entnehmen zu dürfen glaubt, daß der Schreiber dieses auf keinem sonderlich freundschaftlichen Fuße mit dem Winter steht, so glaubt er richtig.

Wir haben einmal vor vielen Jahren als wahrheitsfindende College-schüler in unserm Debattierverein „Thalia“ ernsthaft und mit solchem Eifer,

daß die Wortführer darob ordentlich in Hitze gerieten, die große und wichtige Frage erörtert: „Welche Jahreszeit bietet die größten Freuden, der Sommer oder der Winter?“ Ich war noch ein Sextaner oder Quintaner und aus diesem Grunde noch viel zu unwissend und unreif, in bezug auf so schwerwiegende Fragen eine persönliche Ansicht zu haben, oder gar laut werden zu lassen, lauschte daher mit Bewunderung den Argumenten derjenigen, die dem Winter das Wort redeten, in denen sie das Schlittensfahren, das Schlittschuhlaufen, das Schneeballen und den Empfang der Weihnachtskiste als riesige Freuden herausstrichen, dachte aber dabei immer an den träumerischen Platz am alten Kanal, wo ich mit meinem gleichaltrigen Freunde und Klassengenossen Speckhardt im Sommer Fische fing, während über uns in den Blättern einer mächtigen, alten Sykomore der Sommerwind unvergeßliche Melodien rauschte; dachte an das herrliche Baden in den Fluten des Maameeflusses und das Wetschwimmen hinab zur „Insel“, das zu erstrebende Ziel aller Concordianer; dachte an die reifen wilden Erdbeeren in den noch brachliegenden Teilen des Kirchhofes und an die ebenso reifen Kirschchen an den Bäumen auf den leeren Baustellen hinter dem Kirchhof, die um so süßer mundeten, je ungewisser es war, ob sie überhaupt jemand gehörten. Ich war privatim überzeugt, daß ein einziger Tag daheim in der näheren Umgebung von Mutters Vorratskammer in den Sommerferien besser sei als viel hundert Weihnachtskisten, mochten letztere auch noch so gut sein. Auch war es mir mein ganzes, wenn auch noch kurzes Collegeleben lang so vorgekommen und kam mir noch immer so vor, als wenn ein einziger „hit“ im Baseballspiel über „center field“ hinaus, bis fast nach Boddes Grocery hinab — also ein epochemachender „hit“ — das Schneeballen eines ganzen Winters aufwöge, und ich nahm mir vor, ohne viel Bedenken getrost für die Freuden des Sommers einzutreten, falls ich je alt und reif genug werden sollte, um über jene Debattefrage eine eigene Ansicht haben zu dürfen. Das Fischen am Kanal hätte dies Eintreten allein zuwege gebracht.

Nein, mit den Freuden des Winters ist's nichts. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Winter gar keine Freuden brächte. Er tut es; allein seine Freuden gelten nur für die Jugend, sind, wie Onkel Bräsig's Badefur, „waterig, kläterig“ und von gar zu kurzer Dauer. Zudem haben sie die üble Gewohnheit, sich, wenn man älter wird, in das gerade Gegenteil von Freuden zu verwandeln. Man denke nur an das Schneeballen und Schlittensfahren. Selbst die Weihnachtskiste macht einem in späteren Jahren nur dann Freude, wenn man sie selber packen darf — für die eigenen Kinder nämlich.

Woher die schier pessimistisch klingenden Betrachtungen?

O, daran ist eine Geschichte schuld, die von einer solchen zweifelhaften Winterfreude handelt, eine Geschichte, die zu nett ist, um den Lesern vor-  
enthalten zu werden, und die daher im folgenden erzählt werden soll.

Es muß wohl eine Nacht gewesen sein wie die weiter oben beschriebene, in der sich das Thermometer bemüht, möglichst tief zu fallen, ohne dabei selbst zugrunde zu gehen; wenigstens fand der Hausvater — den wir, weil

ihn seine Töchter so nannten, Daddy nennen wollen —, als er am Morgen aufstand und sich waschen wollte, daß sich über Nacht etwas mit seinen Wasserröhren zugetragen haben müsse; denn beim Leffenen des Hahns kam durchaus nichts hervor als ein tiefes, schauerliches Röcheln, das seinen Ursprung irgendwo tief unten in den untersten Regionen des Hauses zu haben schien. Das war vom Uebel. Sehr!

Der Mann sprang in sein Bett zurück und zog die Decken herauf bis unter sein Kinn. Er mußte denken — überlegen. Wie konnte er seiner braven Ehehälfte mit der soeben gemachten Entdeckung unter die Augen treten. Sie hatte in fast prophetischem Geiste und in ihrer ruhigen Weise gestern abend zu ihm gesagt:

„Mein Lieber, es wird gut sein, wenn du heute abend, ehe wir uns schlafen legen, nach unserm ‚plumbing‘\*) siehst; die Temperatur draußen scheint stark zu fallen.“

Das war, wie gesagt, gestern abend gewesen, als das Ehepaar mit seinen beiden kleinen Mädchen gemütlich und dankbar für ihr trautes Heim um den offenen Feuerherd versammelt saß. Zugefrorene Wasserröhren lagen da — o, in weiter Ferne!

„Freilich, freilich,“ hatte der Daddy erwidert, „ja, das ‚plumbing‘! Du hast recht, Mütterchen; ich werde danach sehen. Gewiß!“

Dabei war's auch geblieben; man kennt ja die Männer.

Das Mütterchen war zwar keine von denen, die mit Behagen bei jeder Gelegenheit ihr „Hab ich dir's nicht gesagt?“ aufstischen; dennoch empfand ihr Herr Gemahl eine gewisse Aengstlichkeit, ihr den entdeckten Sachverhalt kundzutun.

Das Haus, das die Familie bewohnte, war kein neues und hatte nicht, was man offenes „plumbing“ nennt, d. h. es hatte nicht, wie die modernen Häuser, ein freiliegendes Netz von Zufuhr- und Abzugsröhren, an das man von allen Seiten herankommen kann, ohne sich die Glieder und vielleicht gar das Genick zu verrenken.

Offenes „plumbing“! — War Daddys „plumbing“ von jeher nicht ordentlich offen gewesen — heute morgen war es das ganz sicher nicht. Wenn der Daddy nicht sehr irrte, so war der bekannte Herr Jack Frost, Schlaumeier, der er ist, durch irgendeine Oeffnung in den Keller und in die Wasserröhren geraten. Und wenn man der Verfassung nach schließen durfte, in der sich die Röhren befanden, dann mußten Frau Frost, die Frostkinder, Großvater und Großmutter Frost samt allen verschwägerten Frösten in dem Keller ein lustiges Friergelage abgehalten haben.

„Du wirst wohl einen ‚plumber‘ rufen müssen,“ meinte die Hausfrau, als sie mit ihrem Herrn Gemahl in der Küche stand und die Situation

\*) „Plumbing“! Das ist ein Wort, das uns Deutschen in Amerika viel Not macht. Mit „plumber“ ist's ebenso. Wir haben im Deutschen keinen adäquaten Ausdruck dafür, und kein Wörterbuch gibt darüber Auskunft oder Aufklärung. Klempner und Klempnerarbeit, Klempner und Klempnerarbeit — alles das drückt nicht aus, was wir meinen. Wir verstehen unter „plumbing“ die ganze Röhrengeschichte, durch die frisches Wasser ins Haus gepumpt und Abwasser aus dem Hause abgeführt wird. Und unter „plumber“ verstehen wir den Mann, der die Röhren legt oder anbringt. Wie die Frau des Daddy, so bleiben wir in dieser Erzählung bei „plumbing“ und „plumber“.



überfchaute. Die beiden kleinen Mädchen standen auch dabei, und eins derselben fragte, ob die Röhren zugefroren seien. Der Vater antwortete, er glaube, das sei der Fall. Das Mädchen erzählte darauf dem andern kleinen Mädchel, Daddy glaube, die Röhren seien zugefroren, worauf das andere kleine Mädchel bemerkte, Daddy scheine eine nicht unrichtige Ansicht von der Lage zu haben. — —

Unter gewöhnlichen Umständen hüpfst man nicht aus dem Reiche der Unerfahrenheit und der Unbeholfenheit mitten hinein in die Handwerkerkünste. Das will bei gewöhnlichen Leuten etwas heißen. Nicht aber bei Leuten, die Vertrauen auf ihr eigen Können setzen und genau wissen, wie man eine Sache anfassend muß. Zu letzterer Klasse gehörte der Daddy. Einen „plumber“ kommen lassen? Wer? Er? Warum nicht gar? No, Sir, er ist sein eigener „plumber“!

„Geda,“ rief er, „wo ist mein Schraubenschlüssel (wrench)? Jetzt geht's an des Uebels Wurzel!“

Wie alle Wurzeln, so saß auch diese tief unten, scheinbar unter dem Fußboden der Küche, wo der Keller nicht ausgegraben war. Der Daddy wußte um diesen unausgegrabenen Teil des Erdbodens unter seinem Hause, hatte ihn jedoch noch nie gesehen. Er hatte sich im stillen oft verwundert selbst gefragt, mit welcher Schlaueit und mit was für Instrumenten der „plumber“ seine Röhren dort überhaupt hinein- und angebracht haben möchte. Für eine Wurzel irgendeiner Art war dies ohne Zweifel einer der unbequemsten und unzugänglichsten Derter, die dem Daddy je vorgekommen waren. Doch einem Menschen, der sich der Unbegrenztheit seines Könnens bewußt war, machte das wenig Unterschied. Noch einmal: „Wo ist mein Schraubenschlüssel? Wo ist meine Säge? Wo ist mein Hammer?“

Er sägte ein Loch in den Fußboden unter dem Wasserabzug, dem „sink“, in der Küche und kroch zur Hälfte durch das Loch hinab. Sein Kopf, seine Schultern samt den Armen waren nun unter dem Fußboden; der übrige Teil von ihm lag langausgestreckt oben in der Küche.

Mit einem elektrischen Glühlicht, einem sogenannten „flash-light“, suchte er da unten herum und entdeckte eine ganze Anzahl von Röhren verschiedener Dimensionen, die in verschiedenen Richtungen umherirrten. Die Röhren also hatte er. Nun aber entstand die große Frage: Welche von ihnen war die zugefrorene? Oder waren sie vielleicht alle zugefroren?

Er klopfte an die eine, dann an die andere, hoffend und erwartend, daß eine zugefrorene vielleicht einen ernstern, feierlicheren Ton von sich geben möchte als eine, die dem Froste nicht zum Opfer gefallen war. Das Resultat seines Klopfens aber überzeugte unsern Amateurplumber, daß sich sämtliche Röhren in ganz derselben Verfassung befanden: alle erwiderten sie den Schlag mit einem überaus fröhlichen „Klink“ — a la staccato.

War das eine Situation! Rein unerklärlich! Zur Hälfte in dem Loch, halb in der Küche, überdachte der Daddy still und hoffnungsvoll die Sache. Immer mehr regte sich in ihm der Wunsch, daß er die Plumberkunst studiert hätte, als er noch jung war.

Wie lange er so lag — er wußte es selbst nicht, aber nach einer Weile

kam eine von seinen kleinen Töchtern an das Loch im Boden und spählte hinab. Sie sagte: „Daddy, was machst du da unten?“

„Ach, ich überlege!“ antwortete der Vater, vielleicht ein wenig ungeduldiger als nötig gewesen wäre; doch wenn man dabei ist, die Wurzel einer Situation, und zwar einer vertrackten Situation, zu ergründen, besonders wenn man auf dem Magen liegt mit seiner oberen Hälfte unter dem Küchenboden, dann ist man wenig geneigt, Kinder zu unterhalten.

Darauf hörte er, wie das kleine Mädchen dem andern kleinen Mädchen mitteilte, der Daddy überlege. Das andere kleine Mädchen meinte darauf in seiner philosophischen Weise, wenn dem also sei, so stünde außer allem Zweifel, daß nun alles bald wieder in Ordnung käme. Da freute sich der Vater in seinem Loch über die Fähigkeit seines Kindes, logische Schlüsse zu ziehen.

Es war gar nicht uninteressant da unten in dem Loch. Der Daddy hatte da Gelegenheit, die Art und Weise zu studieren, wie man vor hundert Jahren Grundmauern baute. Auch waren da unten die wunderbarsten verwinkeltesten Spinnnetze, und unser Amateurplumber geriet ins Philosophieren, wie geschickt und expert eine Spinne sein müsse, solch ein kunstvolles und zartes Gewebe zustande zu bringen, und wie bescheiden, solch Meisterwerk dort unten unter dem Fußboden eines alten Hauses zu verbergen, wo es nie, oder doch höchstens einmal in zehn Jahren, gesehen würde. Na, ja, meinte er, es handelt halt jeder auf seine eigene Weise.

Dies brachte den Mann zurück zu seiner eigenen Weise, die Wurzel des graufigen Nöchelns in seiner Wasserröhre zu ermitteln, und er riet hin und her, was in diesem rätselhaften Fall ein „plumber“ tun würde. Wie lächerlich simpel diesem ein Kasus wie der vorliegende wohl vorkäme — einem ordentlichen „plumber“ nämlich. . . .

In diesem Moment kam von ungefähr ein Käferlein aus seinem Versteck daher und beobachtete den Daddy bei seiner Arbeit — wollte sagen, bei seinem Denken. Es schien nicht die geringste Furcht vor ihm zu haben, sondern winkte ihm mit seinen Fühlhörnern einen Gruß zu. Der Daddy winkte zurück.

„Hello!“ rief er. „Hein, daß du da bist! Sag', verstehst du etwas von zugefrorenen Wasserröhren? Du, der du jahrein, jahraus hier unten haust, solltest, denke ich, damit gut bewandert sein.“

Er mochte sich irren, aber es wollte ihm scheinen, als lege das Käferlein sein Köpfchen auf die Seite und betrachtete ihn neckisch. Der Daddy war sicher, der Käfer unterzog im stillen das Röhrenproblem einem eingehenden Studium, und er hätte viel darum gegeben zu wissen, was das Tierlein dachte. Er kam jedoch nie dahinter; denn im selben Augenblick rief die Hausfrau aus der Küche herab: „Was hast du gesagt, Schatz?“

„O, nichts,“ tönte es aus der Tiefe zurück, „ich habe nur diese Röhrenheimsuchung mit einem kleinen Käfer durchgesprochen!“

Die Antwort mochte in einem der kleinen Mädchen einen argen Verdacht nachgerufen haben; denn es sagte ernst: „Es ist Zeit, daß der Daddy aus dem Loch herauskommt.“

Jetzt entschloß sich der Hausvater, den Röhren — allen auf einmal — ein heißes Bad zu geben. Er teilte dies auch dem kleinen Käfer mit und riet ihm, sich beizeiten in Sicherheit zu bringen. Die Hausmutter trieb das nötige heiße Wasser auf, und da sie ersfinderisch beanlagt war, goß sie das Wasser in eine Gießkanne und befestigte an der Kannenschnauze einen Schlauch, dessen anderes Ende sie ihrem Herrn Gemahl durch das Fußbodenhoch zuschob. Während sie darauf die Kanne hoch emporhielt, richtete er unten den Strahl auf die verschiedenen Röhren. Das war eine herrliche Idee und mußte unfraglich die gewünschten Resultate bringen. Aber, siehe da, die Röhren blieben halstarrig und verstopft und röchelten weiter. Hätte ein richtiger „plumber“ etwa mehr tun können?

Während man nun über neue, noch nicht versuchte Maßnahmen debattierte, klingelte es an der Haustüre. Der Daddh atmete auf, wünschend, sehnüchtig wünschend, daß der Klingelnde ein „plumber“ sein möchte, dem es plötzlich trotz der Kälte in den Sinn gekommen wäre, schon vor dem Frühstück bei ihnen einen freundschaftlichen Besuch zu machen; er versuchte, sich zu erinnern, ob die Familie mit einem „plumber“ so intim bekannt sei, daß man etwas Derartiges erwarten dürfe.

Die Hausfrau selber ging an die Tür zu erfahren, was gewünscht werde. Mit einem eigentümlichen Lächeln, das später vom Daddh immer als „breit“ bezeichnet wurde,kehrte sie zurück und sagte: „Das war ein Mann in lehmbedudelten Arbeitskleidern. Er teilt uns mit, daß man daran sei, die gesprungene Haupttröhre der Wasserleitung drüben an der Straßenecke zu reparieren, und daß unsere Wasserzufuhr noch etwa eine Stunde länger abgestellt bleiben würde.“



## Der Kirchendiener.

Einem Stadtpastor nachgezählt.

**A**ls ich eines Abends im Sommer vor dem Pfarrhause stand und mit dem Hydrantenschlauch das Gras und ein paar Blumenbeete begoß, die von der Hitze des Tages sehr gelitten hatten, kam auf der Straße ein bereits ältlicher, schwerer, überaus klobiger und von harter Arbeit gebeugter Mann daher, in der linken Hand einen auffallend großen Proviantkessel, in der rechten ein großes rotes Taschentuch, mit dem er sich den Schweiß von Gesicht und Nacken wischte. Als er mich erblickte, zog er seinen bereits sehr mitgenommenen Strohhut vom Kopfe und sagte freundlich grinsend: „Gut Abend, Herr Pastor; 's macht furbor heiß heite.“

Ich erwiderte seinen Gruß und bestätigte, wie man das von alters her zu tun pflegt, seine Aussage betreffs des Wetters, und der Mann stapfte schwerfällig weiter.

Ich hatte ihn nie vorher gesehen, wußte nicht, wer er war, und hatte keine Ahnung, daß ich mit ihm in nicht allzu ferner Zeit in nähere Beziehung treten, ja, fast täglich mit ihm verkehren würde.

„Wer ist der Mann — kennst du ihn?“ fragte ich meine kleine Tochter, die auf den Stufen der Veranda saß und mir zusah.

Sie lachte. „Das ist unser funny man, Papa. Wer er ist und wie er heißt, weiß ich nicht, aber wir Kinder mögen ihn alle, und er mag uns auch. Wenn wir auf dem sidewalk strickspringen und er kommt daher, dann sagt er immer: 'Dat's awright, little gurrels, dat's awright, you yomp now, ven you gits old you yomb no more!' O, ich denk, er ist zu funny. Manchmal hüpfet er mit uns. Das solltest du mal sehen, wie funny das aussieht.“

Letzteres konnte ich mir lebhaft vorstellen; ein Eisbär, der über den Strich hüpfet, mag ähnlich aussehen.

Einige Zeit später klopfte es eines Abends bei uns an, und als meine Frau die Thür öffnete, präsentierte sich vor derselben der „funny man“; heute jedoch nicht in seinen alten, blauen Arbeitskleidern, sondern in vollem, schwarzem Sonntagsstaat, und anstatt des alten Strohhutes hielt er einen guten, schwarzen Filzhut in der Hand. Recht anständig sah er aus, war auch sauber rasiert.

„Gut Abend, Frau Pastor! Sie sünd jau doch woll die Frau Pastor — was?“ sagte er und machte einen tiefen Knicks.

„Guten Abend,“ grüßte meine Frau zurück und setzte hinzu: „Ja, ich bin die Frau Pastor.“

„Das hab' ich mir gedenkt. Könnte ich den Herrn Pastor woll 'mal eben sprechen? 'S' er zu Hause?“

Ich hatte mein Studierzimmer im zweiten Stockwerk. Mit schweren, etwas mühseligen Schritten stapfte der Mann die Stufen herauf und klopfte an meine Thür. Auf meine Bitte trat er ein und reichte mir zum Gruße die Hand — eine Hand so hart wie Baumrinde, die klobigste, schwerste und rauheste Hand, in die ich jemals die meine gelegt hatte. Ich bot ihm einen Stuhl an, und er setzte sich.

„Herr Paster,“ begann er und suchte dabei in seinen Rocktaschen, „Sie kennen mir nich', aber ich kenne Ihnen schon lange. Sie haben mal bei uns — — — das biet't aber doch rein allens! Ich hab' doch den Poppier eingesteckt — ich bün sure ich hab'! Wißt Ihr, Herr Paster, ich täte gern zu Eure Kirche belangen“ — — er suchte emsig weiter in seinen Taschen — — „das heißt natürlich, wenn Ihr mir wollt und aufnehmen tut.“

„Wollen Sie mir nicht zuerst einmal sagen, wer Sie sind?“ fragte ich.

„Well, das biet't doch rein allens! Jetzt hab' ich auch das ganz vergessen! Willem Ostertag heiße ich, Willem Karl Ostertag. Der Nam' is' das Beste an dem ganzen Kerl, Herr Paster.“

„Sie möchten also Glied unserer Gemeinde werden? Das dürfen Sie gern werden, vorausgesetzt, daß alles stimmt.“

„O,“ rief Ostertag, „es stimmt alles allreit, heß'r, jau — wenn ich man den Poppier von Paster Gahheier finden könnte!“

„Pastor Gahheier?“ fragte ich, „kennen Sie Pastor Gahheier?“

„Jau, sure doch — oh, viele, viel Jöhren hab' ich zu seine Gemeinde drunten in die Gopher Prairie belangt. Er hat mich auch'n Poppier mitgegeben an Ihnen, wo ich nach hier gemußt bün — süß' guß den Deuter!“ — damit zog Ostertag „den Poppier“ aus seinem Gute, — „ich wußte, daß ich ihm hatte. Auf das Poppier, Herr Paster, steht allens drauf von mich un meine Frau un die Kinner.“ Damit überreichte er mir das ihm von der Gemeinde in der Gopher Prairie aufgestellte, jetzt schon ziemlich zerknitterte schriftliche Entlassungszeugnis.

Dieses war gut. Es konstatierte, daß Wilhelm Karl Ostertag, gebürtig aus Mecklenburg, Deutschland, samt seiner Frau Marie, geborne Moser, und seinen Kindern sich fleißig zu Gottes Wort und den Sakramenten gehalten und auch einen christlichen Lebenswandel geführt habe, weshalb auch seiner Aufnahme in eine Schwestergemeinde nichts im Wege stünde.

Ich erkundigte mich nach seiner Wohnung, versprach ihm, eines Abends im Laufe der Woche zu ihm zu kommen und mit ihm und den Seinen die Gemeindeordnung zu lesen, und fragte ihn dann, warum er die Farm verlassen habe und in die Stadt gezogen sei.

„Jau, seht Ihr, Herr Paster, das ging bei uns jüst so, wie's bei so vielen Farmers geht — es sünd die Kinner! Die wollen nich' mehr auf die Farm, Stadt! Stadt! Schob! Schob! Wenn sie man einen guten Schob in der Stadt hätten, denn wäre das Leben auf Erden all so'n Stück von's Paradies. Der Bill, unser zweiter Bub', fing dormit an, un bald hatte er den Hänt, was unser ältester Bub' is', auch so weit. Das Drummen und Murren über das ewige harte Schaffen auf dem Lande von vor Sonnenaufgang an bis in die stichfinstre Nacht nahm gor kein Ende mehr. Die Buben wollten fort, un die Katie, unsere älteste Tochter, auch. Ich konnte die große Farm mit meine Alte nich' allein rennen. Das hab' ich getan, wie ich noch jung war; das geht nu nich' mehr; ich un meine Frau sünd alt. So sünd wir denn in die Stadt gemußt un haben Schobs. Jau, heß'r, wir haben alle Schobs — ich den lieblichsten. Schaffen muß ich — o du meins Räbens! — schaffen, daß mich die alten Knochen krachen un ich oft mein', ich könnte mich

nie mehr g'rad aufrichten. Möchte ich mir mal ein bißchen ausruhen, wie ich das auf'n Lande immer un fast zu jeder Zeit konnte, gleich schreit der Baaf: 'Hurrup, hurrup, there! Vat's der matter mit you, Dutchy? Vat you tink you get paid for?' O, es bier't rein allens — 'jis' jurbor, Herr Paster!"

„Wo arbeiten Sie denn?“ fragte ich ihn.

„Was kann den so'n alten Farmer in der Stadt anders? An die Section schaff' ich.“

Der alternde Mann dauerte mich. Es gibt wohl keine schwerere Arbeit in der Welt als die eines Streckenarbeiters an der Eisenbahn. Jetzt konnte ich mir erklären, woher die harten, zerklüfteten Alligatorhände des Mannes stammten. —

Wir haben die Familie Oftertag in die Gemeinde aufgenommen, und sie wurden treue Gemeindeglieder, die beiden ältesten Söhne ausgenommen, die bald so städtisch wurden, daß sie keine Kirche mehr brauchten. Ihr Oftertag verwandelte sich, als sie englische Mädchen heirateten, in Easterday.

Nach etwa anderthalb Jahren starb unser alter Kirchen- und Schuldiener, und die Gemeinde mußte sich nach einem andern umsehen. Das Umsehen nach einem solchen ist leicht; einen finden aber, wie jede Gemeinde weiß, ist ein ander Ding. Niemand wollte unser Amt; denn die Befoldung war gar zu gering. Wir waren in Not, um so mehr, als es mitten im Winter war.

Da fiel mir unser Wilhelm Oftertag ein. Der wäre vielleicht zu bewegen, die Stelle anzunehmen. Er war nicht arm. Er hatte seine Farm in der Gopher Prairie vorteilhaft verkauft und mit dem Erlös in der Stadt eine Anzahl kleinerer Wohnhäuser erworben, die er, da er sie stets in tadellosem Zustand erhielt, gut vermietete. Drei seiner erwachsenen Kinder, die noch bei den Eltern wohnten, zahlten ihm Kostgeld, und kleinere Kinder hatte er nicht mehr. Es war bei ihm daher keineswegs ein Muß, so schwer zu arbeiten, um seinen und seiner Frau Unterhalt zu verdienen. Unsere Arbeit erforderte nicht viel Körperkräfte. Sauberkeit, Ordnung und Pünktlichkeit waren dabei wohl die Hauptsache, und diese Eigenschaften hatte Oftertag. Der Versuch, ihn für das Amt zu gewinnen, mußte gemacht werden, und ich selber wollte ihn machen.

Damit ich ihn um so gefügiger fände, wollte ich den „psychologischen Moment“ abwarten. Dieser stellte sich ein, ehe ich ihn erwartete. Schon am nächsten Morgen begann es zu schneien und schneite ununterbrochen den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht, bis gegen Morgen ein heftiger Wind sich erhob, der den Schnee zu enormen Schanzen aufhäufte und zugleich eine heftige Kälte mitbrachte. Gegen Abend war fast kein einziger Mensch mehr auf den Straßen zu sehen. Einer aber mußte noch vorbei — mein Oftertag. Auf ihn wartete ich, und er kam.

Vermunnt in Pelzrock und Pelzmütze, so daß er einem Grizzlbären ähnlicher sah als einem Menschen, stapfte er mühsam und müde daher. Ich trat hinaus auf die Veranda und bat ihn, zu mir hereinzukommen, und er,



willig und dienstbereit, wie immer, schüttelte den Schnee von sich und trat zu mir in die Vorhalle.

„Ohne lange Einleitung rückte ich mit meiner Sache heraus.

„Sie haben heute gewiß einen harten, schweren Tag gehabt, nicht wahr, Herr Oftertag?“ fragte ich.

„Ach, ach, ach!“ seufzte er und schwankte mit dem Kopfe hin und her. „Herr Paster, das hat rein allens gebiet't, das glauben Sie man. Ganz furbor! Tot bin ich, maujetot — wenn nich' ganz, denn doch nich' weit davon. Well, wenn ich eines Tags liegenbleib', denn is' es auch vorbei mit die entfante Section, un ich hab' Ruhe; denn kann wen anners dor sich totschaffen.“

„Nein, nein, mein Lieber,“ rief ich, „wir warten nicht, bis Sie einmal maujetot liegenbleiben. Wenn Sie wollen, können Sie noch heute ihrer bösen Section Valet sagen, und wenn es dann einmal wieder so tobt und stürmt, dann sitzen Sie im warmen Hause und schaufeln Kohlen ins Feuer, damit es schön warm bleibt.“

„Ho-ho!“ erwiderte der Alte, „wo käme wohl der alte Oftertag zu so'ne Herrlichkeit hier in die Stadt! Das ging draußen auf der Farm, wo ich mein eigener Waak war! Das is' nu' vorbei.“

Ich legte ihm nun meinen Plan vor und wies darauf hin, daß der Kirchen- und Schuldienst keine großen körperlichen Anstrengungen erfordere und im Vergleich mit seiner jetzigen Arbeit leicht sei. Ich verschwieg ihm dabei keineswegs, daß auch manche Unannehmlichkeiten damit verbunden seien, daß er z. B. manchmal sehr früh aufstehen müsse, um seine Gebäude an besonders kalten Tagen beizeiten warm zu haben, und daß er mitunter abends länger aufzubleiben habe, als er es bisher gewohnt gewesen sei.

Ueber Oftertags Gesicht flog, während ich redete, heller Sonnenschein, bald aber auch ein Schatten. Daß ihm der Plan im allgemeinen sehr zusagte, war fast handgreiflich, aber es wollte mir scheinen, als habe er etwas auf dem Herzen, das ihm die Annahme des Amtes schwer, wenn nicht unmöglich machte. Ihm wurde scheinbar heiß bei der Sache; denn er knöpfte seinen Pelzmantel auf, als bedürfe er mehr Luft.

„Jau,“ sagte er langsam, „jau, das is' allens allreit un wunderschön, un Sie meinen es gewiß gut mit mir, aber, Herr Paster, Sie kennen mir noch nich' genug. Ich will Sie ein Geheimnis sagen. Seh'n Sie, ich bin woll der Oftertag, aber ich sag' Euch, ich kann auch manchmal ein abscheulicher Donnerstag werden. Ich fürchte, ich bin for das Kirchendieneramt viel zu grob; ich hab' d'r nich' die nötige Feinigkeit zu. Wenn ich denn als Kirchendiener soll Andristen ermahnen un warnen un in fromme, sanfte Weise belehren un strafen, denn geht das nie nich' ohne große Dergernisse ab. Anfangs, jau, da geht's ganz gut un mit schönen, sanftmütigen Geist, aber wenn der entfante Kerl denn nich' gleich Neue zeigt un Buße verspricht, denn — — o, denn werd' ich wild un wütig un halt' ihm die Faust unner die Nase. Das glauben Sie man, Herr Paster, ich kann so'ne Sachen nich' gut ohne Dergernis fetteln.“

„Solche Sachen, guter Oftertag, gehören gar nicht mit ins Kirchen-

dieneramt. Sagen Sie, können Sie Kohlen und Asche schaufeln, Feuer machen, die Kirche und die Schule sauber fegen und abstauben?"

„Sure kann ich; och, das is' mich nix.“

„Das ist alles, was nötig ist,“ sagte ich, „das Belehren, Barmen, Strafen überlassen Sie getrost Ihrem Pastor; das ist nicht Ihre, sondern, wie Sie ja wissen, seine Aufgabe.“

„Na, denn is' das jau auch gut un allreit. Yes — jau, denn is' das, wenn ich's recht bedenken tu, ein fermoses Amt, un ich denke, ich nehme ihm an. Kohlen schaufeln, Zimmer fegen — heß'r, denn bün ich die Section los!“ — Vergnügt stapfte der Mann seiner Wohnung zu.

Der Vorstand der Gemeinde, froh, einen Mann für das Amt gefunden zu haben, stellte ihn am folgenden Tag an, und schon am frühen Morgen des nächsten Tages, als ich noch im Bette lag, hörte ich das Klingen der Schaufel, mit der Ostertag den hohen Schnee von dem steinernen Trottoir vor dem Kircheneigenthum und aus dem Schulhof schaufelte. Von da an haben wir nie wieder Klage darüber gehört, daß die Gemeinde ihr Trottoir nicht schneefrei hielt. Auch in anderen Jahreszeiten, in denen kein Schnee lag, war unser Trottoir stets sauber. „Wör Dau un Dag“, wie er sich ausdrückte, handhabte Ostertag dort den Besen.

Bei mir suchte er Rat, Hilfe und Trost und alles mögliche in allen seinen großen und kleinen Nöten.

Gleich am ersten Tag, an dem er die Schule heizen sollte, geriet er in Not. Es war ein besonders kalter Wintertag. Gegen acht Uhr kam er in meine Wohnung. „Herr Paster,“ begann er, „nu weiß ich ab's'lut nich' mehr weiter. Das biet' rein allens! Seit etwas nach vier Uhr heute früh bün ich an Gang mit das Feuer in den Furnace, hab' auch ein ganz schönes Feuer drin, aber die Schulzimmer sind un bleiben kalt. Un um Aock neun soll die Schule anfangen. Was mach' ich nur?“

Ich ahnte, was die Ursache seiner Verlegenheit sei. „Ich will mitgehen und nachsehen, was Sie angestellt haben,“ sagte ich, zog einen alten Rock an und stieg mit Ostertag hinab in den Kellerraum des Schulgebäudes.

Meine Vermutung erwies sich als richtig. Dem alten Mann erging es, wie es den meisten Menschen ergeht, die vormalz nur mit einem gewöhnlichen Ofen geheizt haben: er fürchtete sich vor dem Furnace. Feuer hatte er allerdings, lustig brennendes Feuer, aber viel zu wenig zur Heizung eines großen Gebäudes. Ich ergriff die große Schaufel, die an der Wand lehnte, und begann Kohlen auf das Feuer zu legen, daß dem guten Ostertag die Haare zu Berge gestiegen wären, wenn er solche gehabt hätte.

„O, Herr Paster, Herr Paster — ich bitt' Ihnen, nu is's aber woll genug!“ rief er nach jeder großen Schaufelvoll, „Herr Paster, die Schule geht uns in Flammen auf un die Kirche mit! Du mein's Läbens, das biet' aber doch allens!“

„So,“ sagte ich endlich, „das wird vorderhand genug sein,“, klappte die Ofentür zu und öffnete das Zugventil, das ich offenhielt, bis es eine Zeitlang im Ofen ordentlich gebräuft und getracht hatte, worauf ich es wieder

schloß. „Jetzt, mein lieber Ostertag, gehen wir durch die Schulzimmer und schauen dort nach dem Rechten.“

Raum hatten wir das erste Zimmer betreten, als Ostertag schon ausrief: „Jau, hefferie, nu kömmt's, nu kömmt's!“ Er eilte an das große Heizregister und hielt seine großen Hände darüber: „Du mein's Lebens, wie es jetzt aber dor' rauskömmt! Die reinsten Flammen! Wenn's man jetzt nich' zu doll wird mit die Hitze.“

Ich war vor dem Thermometer stehengeblieben und hatte einen Blick darauf geworfen; es zeigte einige Grad über fünfzig.

„Mit dem Zutollwerden hat es noch gute Weile,“ sagte ich; wenn es zu warm werden sollte, ehe die Schule beginnt, dann ziehen Sie mit dem Stock dort die obere Hälfte der Fenster einige Zoll herab, aber immer nur auf der Seite, von der der Wind nicht herkommt. Verstehen Sie? Heute bläst der Wind vom Westen her; sollte es zu warm werden, dann öffnen Sie die Fenster ein wenig — nicht zu viel — auf der Ostseite des Gebäudes.“

„Jau, hes, das versteh' ich; das is' denn allreit.“

Ich hatte keine Ahnung, daß Ostertag nie in seinem Leben ein Thermometer gesehen, oder, wenn er eins gesehen, nie darauf geachtet hatte. Als ich im zweiten Schulzimmer wieder vor dem Wärmemesser stehenblieb und ihn studierte, fragte Ostertag mit naiver Neugierde:

„Ich habe gesehen, daß d' in jeden Schulzimmer un auch in der Kirche so'n Dings hängt, un habe auch beobacht't, daß Ihr es immer anguckt; was sünd das for'ne Dinger?“

Ich erklärte ihm das Instrument oberflächlich, und er freute sich darüber wie ein Kind.

„Nu slag aber einer mal lang hin!“ rief er aus, „denn biet's das jau rein allens! Das reinste Wunderding! Denn muß ich also nach das Dings feuern? Jau? Well, das künmt ümmer besser! Sah, abers denn is' das Dings gar nich' so dumm — das muß ich sagen.“

Das „Thermometer“, wie er es fortan nannte, interessierte ihn ungeheuer, verstanden oder begriffen hat er die Geheimnisse desselben nie. Da hing es an seinem in die Wand getriebenen Nagel — nichts darunter, nichts daneben, auch sonderbarerweise nichts dahinter — und stand doch, wie er immer wieder beobachtete, in enger Verbindung mit seinem (Ostertags) Feuer drunten im Keller. Ging in seinem Furnace das Feuer nieder, gleich ging der glänzende „Stoff“ in der Glasröhre des „Thermometers“ auch hinab. Feuerte er dann tüchtig ein, gleich merkte es das Wunderding oben an der Wand, sogar im zweiten Stockwerk, und der glänzende „Stoff“ stieg in die Höhe. An den Lokomotiven, die er auf seiner Section oft genug gesehen hatte, war auch eine Glasröhre, in der Wasser stand — bald höher, bald niedriger — aber jene Röhre war direkt an der Lokomotive angebracht, war gleichsam ein Stück von ihr. Das „Thermometer“ aber hing frei und lose an seinem Nagel. Man konnte es hinhängen, wohin man wollte, es schaffte immer. Mit ganz richtigen Dingen ging das nicht zu, das war klar. Zauberei und Teufelspuk konnte es aber auch nicht sein, sonst gäbe sich der Pastor sicher nicht damit ab. Doch was ging ihn die Sache überhaupt an?



Er hatte den Auftrag erhalten, so lange einzufeuern, bis der glänzende „Stoff“ in der Röhre den Strich erreichte, den der Herr Pastor auf den hölzernen Rand des Instruments gezogen hatte, und mußte die Wärme den ganzen Tag auf diesem Punkt halten. Alles andere ging ihn nichts an.

Ostertag hat sich allezeit strikt nach seinen Vorschriften gerichtet, und an seinen Zimmertemperaturen war wirklich nichts auszufegen. Hat er es aber damit allen Leuten recht gemacht? Bewahre! Wo hätte es je einen Menschen gegeben, der es allen Leuten immer recht gemacht hätte? Es gab auch hier „Dergernis“.

Eines Tages hatte ich etwas mit dem Kirchendiener zu besprechen und ging deshalb am Nachmittag nach Schluß des Unterrichtes in die Schule, wo ich, wie ich wußte, den Mann beim Ausfegen treffen würde. Er arbeitete nämlich wie ein Uhrwerk. Die Lehrer hatten oftmals noch nicht die Schule verlassen, als er schon mit seinen Reinigungsutensilien in den Händen in einem der Zimmer erschien.

Schon als ich die Treppe hinaufstieg — Ostertag war gerade im zweiten Stockwerk beschäftigt — hörte ich den Mann singen. Ich blieb vor Verwunderung stehen und hörte zu. Er setzte nie mit einem Besen, sondern mit einer großen langstielligen und langborstigen Bürste, die er sich eigens für seine Zwecke herstellen ließ und die er beim Zimmerreinigen vor sich herschob, wie es die Straßenreiniger zu tun pflegen. Eifrig schob er seine Bürste, und bei jedem Stoß sang er mit lauter, allerdings etwas gräßlicher Stimme, aber richtig und deutlich: „Du — sollst — nicht — tö — ten — zo — or — nig — lich, — nicht — haß — sen, — noch — selbst — rä — chen — dich, — Ge — duld — ha — ben — und — sanft — ten — Mut — und — auch — dem — Feind — tun — das — Gut.“

Ich stand, bis er mit einem langen „Ahrieleis“, zu dem er sechs Stöße mit der Bürste gebrauchte, geschlossen hatte und trat dann ein.

„Das ist schön, Herr Ostertag,“ sagte ich, „so lasse ich mir den Kirchendiener gefallen! Der verrichtet seine Arbeit treulich und gewissenhaft und singt, von Staubwolken umgeben, ein frommes Lied dazu. Bleiben Sie bei der Weise!“

„Na, na, na, Herr Pastor,“ erwiderte der Mann und wurde rot bis hinter die Ohren, „man jau keinen Ruhm! Die Berühmtheit kommt mich nich' zu; ich verdiene ihr nich'.“ Er stützte sich auf seine Bürste und fuhr fort: „Sie kennen mir immer noch nich'. Ihr denkt, mein Singen wär' fromm; well, das Lied is' fromm, das's wahr, aber bei den Sängern, dor is's mit die Frommheit gar nich' weit her. Ich habe nich' gesungen, weil ich fromm bin, sondern wegen das infamte Dergernis — überhaupt mit den Herrn Lehrer Stieglitz. Das Dergernis mußte ich unmerklichen, mit es kämpfen, un das geht am besten mit das Lied.“ Er hob seine Bürste auf und zog ein paar lange, blonde Haare daraus hervor, die er vom Boden aufgesetzt hatte. „Ah, ah, sehen Sie mal, Herr Pastor, die schönen hellen Hoore; die sind von ein kleines, nettes Mädchen. Ich freue mir immer, wenn ich so'ne Hoore finde. Sie sind doch furchbar nett, die kleinen gurrels.“

„Was haben Sie denn mit dem Lehrer gehabt?“ fragte ich.

„Ach, es is' wegen dem Feuern. Die Menschen sünd so arg verschieden; den einen seine Gul' is' den annern seine Nachtigall. Ich halte doch die Wärme in den Zimmern immer auf den Strich, den Sie auf den Thermometer gemacht haben. Well, der Herr Lehrer Langmut in Nummer drei is' immer zufrieden, der sagt nie was. Wie ich's hab', so ist's recht. Selten mal, daß er ein Fenster weiter aufmacht, als ich es hatte. Der is' überall ein feiner Mann. Der Herr Lehrer Jacob aber in Nummer zwei hat immer kaltes Blut; ihn friert immer. Kaum kommt er im Schulzimmer, bum, bum, bum, bum — fliegen alle vier Fenster zu, je lauter, je besser, besonders wenn ich dabei bin. Wenn er könnte, tät' er auch die Ritzen zwischen die Fenster un die Schlüßellöcher zukleben, damit kein Zug 'reinkömmt. Oftertag,' sagt er, 'wie kömmt's doch, daß Sie die Schule nich' können warm haben? Sollen sich die Kinder der Reihe nach erkälten un die Grippe kriegen?'

„Ich bitte Ihnen, Herr Lehrer,' sage ich, 'der Herr Pastor hat mich en Strich auf dem Thermometer gemacht, danach muß ich einfeuern un ich muß —'

„Papperlapapp!' schreit er mich an, 'Strich hin, Strich her — ich will nicht immer frieren, daß mir die Finger steif werden. Ich muß noch im Ueberrock Schule halten. Sie bezahlen ja doch nicht für die Kohlen.'

„Herr Pastor — wenn einer zu mich sagt: 'Papperlapapp' un will denn im Ueberrock Schule halten, denn biet' das — nosserie, ich nehme das zurück — der Herr Lehrer Stieglitz biet' das noch. Der biet' rein allens. Haben Sie mir nich' ein'n Strich auf den Thermometer gemacht, wie weit, daß ich feuern soll?'

„Ja."

„Well, haben Sie mich nich' gesagt, ich soll die Fenster oben so'n büschen offen lassen wegen die reine Luft, un denn immer auf die Seite, von wo kein Wind kömmt?'

„Ja."

„Well, gut, nu horch! In Herrn Lehrer Stieglitzen sein Zimmer mache ich die Fenster den ganzen Morgen über einen Fuß weit un noch mehr auf — alle viere — un laß' ihr offen. Warum? Weil ich ihm alle kenne. Aber was denken Sie, daß das nützt? Nix, abs'lut gor nix! Hier kömmt er her, macht die Thür auf, schaut im Kreis 'rum, schnifft vier-, fünf-, sechsmaal mit die Nase nach alle Seiten hin un ruft, als wolle er verständen: 'Ha, schauderhafte Lust! Und eine Hitze, daß man einen Ochsen darin braten könnte!' Krumm — rrum — rrum! fliegen alle Fenster auf! Von oben 'runter? Bewohre! Alle von unten 'rauf. Un an die Seite, wo kein Wind herkömmt? Nix da, nosserie — g'rad' dort, wo der Wind 'reinsauft, die Rinner direkt an die Weine.

„Oftertag!' schreit er mir an, 'was fällt Ihnen ein? Wollen Sie die Kinder schon zur Pausezeit gar gebacken haben — schön knusprig und braun? Vergessen Sie nicht, Sauce dazu zu machen!'

„Herr Lehrer,' sag' ich, 'der Herr Pastor hat —'

„Was?' fährt er mich an, 'Herr Pastor? Was geht mich der Herr

Pastor an? Der hält hier nicht Schule, sondern ich, und ich will nicht langsam zu Tode rösten.'

„Nu denk' mal einer g'rad! Biet't das nich' rein allens? — Ich frage Ihnen. Als ob ich den Mann rösten wollte! An das allens habe ich vorhin denken müssen un bün denn so wild — — well, Herr Pastor, darum habe ich gesungen: ‚Du sollst nicht töten zorniglich‘; das war nich' pure Frommheit, sonnern mehr eine Medizin gegen den alten Adam.“

Ich tröstete den Mann, so gut ich konnte. Ich zeigte ihm, daß ich es ebensowenig wie er zuwege brächte, es allen Leuten recht zu machen, wies ihm nach, daß die Menschen selbst an Gottes, ihres allweisen Schöpfers, Tun und Lassen ohne Ende etwas auszufeken hätten, und sagte: „Mein Lieber, Hans Sachs sagt: ‚Wer in der Welt will leben, der muß sich ganz darein ergeben, daß er nichts recht ihr machen kann, wie er es immer fange an. Drum gehe immer für dich hin den rechten Weg und bleib darin, und tue jedem, wie er wolt', daß selbstn ihm geschehen sollt'. Mag das Gewissen nur nicht nagen, so mag die Welt, was sie will, sagen' und wenn's Paperlapapp wäre — nicht wahr, lieber Ostertag?“

„Jau, hefferiel!“ rief Ostertag, „das is' fermost! Herr Pastor, wo steht der Spruch geschrieben? Den muß ich mich auch belernen; der is' gut.“ —

Ob er ihn sich „belernt“ hat oder nicht, habe ich nie erfahren, aber er hat große Anstrengungen gemacht, seinen alten Adam, der sich bei ihm, wie er gar wohl erkannte, am deutlichsten im Zähzorn offenbarte, zu dämpfen oder, wie er sich ausdrückte, „unnerzutrigen“. Es gelang ihm dies auch meistens, besonders wenn man ihn darin unterstützte. Während aber konnte er werden, wenn ihm jemand ärgerlich widersprach, wo er glaubte, seiner Sache sicher zu sein. Dann biß er seine greulichen gelben Zähne fest zusammen und verzerrte sein ohnehin keineswegs schönes Gesicht zu einer gräßlichen Grimasse, so daß man sich vor ihm fürchten konnte.

Eines Morgens hatte ich Gelegenheit, mit anzuhören, wie er einen Jungen „ermahnte“ und ihn zur Umkehr von seinem ungöttlichen Wege zu bewegen suchte. Der Junge war ohne Zweifel der böseste, gottloseste Bube, den wir je in der Schule gehabt haben. Sechs Jahre lang war er der „Pfahl im Fleisch“ aller seiner Lehrer gewesen. Jetzt ging er bei mir in den Konfirmandenunterricht. Nebenbei will ich gleich bemerken, daß er nie konfirmiert wurde, da wir ihn längst vorher fortjagten.

Ich war lange vor Beginn des Unterrichts ins Konfirmandenzimmer hinübergegangen, saß an meinem Pult und arbeitete, als jener Junge ins Zimmer trat, gefolgt von Herrn Ostertag.

„Gut Morg'n, Herr Pastor,“ grüßte letzterer und fuhr fort: „Sie entschuldigen woll' mal, daß ich Ihnen störe, aber, wenn Sie erlauben, möchte ich mal diesen Willie sprechen. Das möchte ich in Ihrem Dabeisein tun; denn ich weiß, warum.“

„Gern, gern, Herr Ostertag,“ sagte ich, „bedarf er wieder einmal der väterlichen Zurechtsetzung?“

„Jau, jau — sehr!“



Er ging auf den Jungen zu, der eben seine Bücher in das Fach unter seinem Pult schieben wollte, und begann:

„Du, Willie, hör' mal zu, mein lieber Jung' — no, laß mal deine Bücher in Ruhe, die liegen dor gut — ich will mal eins mit dir reden. Süß, Willie, ich habe dir nu all 'ne ganze Zeit beobacht't, un was ich an dir wahrgenommen habe un immer wieder an dir sehe, das will mir je länger, je weniger gefallen. Komm, laß deine Bücher liegen! Sol Süß, deshalb habe ich mir vorgenommen, dir in sanftmütige un christliche Weise zu vermahnen un dich dein unschidliches Wesen un deinen ungöttlichen Wandel — no Willie, schau nich' zu's Geister 'raus, sonnern guck mir an; ich meine es gut mit dich. Das Vermahnen un Warnen is' zworsten deine Lehrer un deinen Paster ihre Aufgabe, un die tun's woll auch, aber weisste, die sehen lange nich' allens, was du treibst. Vor sie büßt du fromm un gottesfürchtig — was? Was is' das — du büßt nich' fromm? Jau, hes, hefferie — da hast du recht gered't — du büßt ganz un gor nich' fromm, abers du t u st so. Weisdt du, wie man solche Leute nennen tut? Die nennt man Heichler. Heichler, Willie! Aus sie werden später, wenn sie älter werden, Pharisäer, manchmal sogar Sadduzäer — schau mir an, hörste? Du büßt gut auf'n Weg, ein Pharisäer zu werden; denn ein entsamter Heichler büßt du nu all. Denkst du, ich hätte nich' gesehen, wie du das kleine Mädchen gestern deinen dreßigen Fuß hingehalten hast, so daß es darüber fiel un sich weh getan hat, un wie du dann schnell dir an die Fenz stelltest un in heilige Unschuld die Kirschblüten am Baum anschauen tatst, als hättest du nie nich' welche gesehen. Das kleine Mädchen weiß nich', wie es zu Fall kam, aber ich weiß es. Worum? Ich hab's gesehen. Glaubst du, daß ich das nich' beobacht't hätte, du Strolch, du? Oder wie du heute morgen die Gärtnerfrau auf ihren Wagen deinen abgefressenen, ekligen Apfeligriebs hast an den Kopf geworfen un denn wie das böse Gewissen wuppstig hinter den Grocery Store verschwinden tatst? He? Denkst du, ich hab' das nich' gesehen? Schon da hätt' ich dir, Lummel abscheulicher, gern den Hals umgedreht, aber ich wollte es mal ersten mit Liebe un mit sanftmütige Vermahnung probieren, ob's was nützen täte. Un da bün ich nu eben dabei, mein lieber Willie. In alle Liebe un Freundschaft möchte ich — laß die Bücher in Ruhe un hör zu, sag ich dir noch einmal, sonst haue ich dir eine an die Ohren, daß dir der Tag vergeht un es Nacht um dich wird. Aufpassen sollst du jetzt, wo es sich um dein Heil handelt, wo ich dir in Liebe un Höflichkeit zu wahre Frommheit ermahnen un ermuntern will. Bei Schortsch, du hast das nötig; denn du büßt — was? Was sagst du? Ich bün nicht dein Lehrer? Kerl, das is' dein Glück, du gottlojer Kujon! Wenn ich dein Lehrer wäre un du tätest mich mit deine giftigen Schlangenaugen angucken, wie du mir eben anglozt, du entsamter Lump, du Kreatur, du, während ich dir mit sanftmütigen Geist vermahnen tu, denn tät ich dir deine niederträchtige Haut vergerben, daß man dein Geheul in Cairo hören sollte. Darauf kannst du wetten. Was aus dir mal wird, sehe ich all jetzt. Mit dein durch un durch verbotenes Herz un deine entmenschten Anschläge gehst du bergab — immer bergab. Von Bekehrung un Umkehr ist dor keine Spur; denn du hörst nich' auf sanft-

müthige — och, vat's der use? Dich mit liebevollen Geist vernahmen zu wollen, is rein 'nausgesniffen. Ein Heichler un ein halben Pharisäer büßt du nu all, ein durchtriebener Tunichtgut un ein Tagedieb auch; wenn du 'ranwächst, wirßt du auch noch ein Spitzbub', ein Räuber un ein ganz gemeiner Verbrecher. For dir is die Penetenscherie, un zuletzt hängen sie dir am Galgen, wo du nu all drangehörst. So" — hier schöpfte Ostertag tief Atem — „nu habe ich dir mit viel Wohlwollen un Liebenswürdigkeit deine Sündhaftigkeit un deine Herzenshärte vorgehalten. Helfen wird's nix, das weiß ich; denn du büßt danach; aber was mir betrifft, ich habe nu ein gutes Gewissen, indem daß ich mein Bestes an dir versucht habe. Sängst du mal am Galgen, denn sag' nich', daß der alte Ostertag nich' seine Schuldigkeit an dir getan hat. Un nu noch eins, Willie, sehe ich noch einmal, daß du kleine Kinder fallen machst oder ihr sonst mißhandelst, oder daß du nach Leute auf der Straße smeißten tußt, denn kriegst du diese meine Fäuste zu smecken. Jan, das is' recht, schau sie dir gut an, die Fäuste, damit du ihr kennst, un da — riech' auch dran — so, du Range, du Galgenstrick!"

Der Junge, dem beim Anblick der greulichen Fäuste, vielleicht noch mehr vor dem Geruch derselben die Haare zu Berge stiegen, ließ seine Bücher liegen, wo sie lagen, und floh von dannen.

„Seh'n Sie, Herr Pastor," wendete sich Ostertag grinsend an mich, „das ging diesen Morgen schön — so ganz sachte, in alle Sanftmut und Lieblichkeit. So lasse ich mir das Vermahnen gefallen. Da war ab'sut kein Vergernis dabei. Das war's, worum ich Ihnen wollte dabei haben. Hätte ich den entamten Bengel allein gehabt un er hätte gesagt, was er gesagt hat, denn hätte mir der Zorn gepackt, un ich hätte ihm verhauen — aber orn'lich.“

„Ermahnen Sie Leute immer so, wie Sie den Jungen ermahnt haben?“ fragte ich ihn.

„Nein, o no, ich kann nich' immer mit so wenig Vergernis wie eben. Ich werd' manchmal so'n wenig wild dabei. Ich habe mal einen in die Gopher Prairie mit einer picket von der Fenz ermahnt. Das hat mich neun Daler gekost't. Das tu ich seitdem nich' mehr.“

„Herr Ostertag," sagte ich, „lassen Sie das Ermahnen ganz sein; ich bitte Sie darum. Sie verstehen das nicht so, wie es verstanden sein muß; überlassen Sie das uns — den Lehrern und mir. Es ist besser für Sie.“

„Well, — wenn Sie denken — meinswegen — ich wollte man meine Pflicht an den Willie tun, damit ich ein reines Gewissen hätte. Na, well, das is' denn auch gut so.“ —

Eine ziemlich lange Reihe von Jahren ist Ostertag unser Kirchen- und Schuldiener gewesen, und ich muß ihm das Zeugnis geben, daß wir nie einen treueren, fleißigeren, gewissenhafteren und reinlicheren gehabt haben. Kirche und Schule waren unter seinem Regiment immer in bester Ordnung, ebenso der Schulhof. Er wachte über dem Gemeinde-Eigentum, als wenn es ganz sein eigen wäre; er bemerkte schnell die geringsten Schäden und Mängel an demselben und brachte, wenn er irgendwie konnte, die Reparaturen selber an. Nie haben wir aus seinem Munde die früher so oft ver-

nommene Bemerkung gehört: „Ja, fixen will ich das schon, aber das gehört nicht mit in mein Amt, das ist extra, und ich tu' das nicht umsonst.“ Seine flobigen Hände waren in solchen Arbeiten längst nicht so ungeschickt, wie man hätte annehmen sollen, und er hat der Gemeinde alljährlich bedeutende Reparaturkosten erspart.

Die Gemeinde als solche war mit seiner Amtsverwaltung auch äußerst zufrieden und übersah gern seine gelegentlichen Bornesausbrüche. Seine Grobheiten nahm man mit der Bemerkung: „Das ist der alte Ostertag“ in den Kauf.

War er mit der Gemeinde zufrieden?

Anfangs ganz und gar. Er war dankbar, daß er endlich einen leichteren „Schob“ hatte als früher an der Section und tat willig alles, was ihm aufgetragen wurde. In späteren Jahren ging's auch noch. Nach und nach aber zeigte es sich auch bei ihm, daß das Kirchendieneramt gewisse Unannehmlichkeiten — meistens kleinere, geringfügigere — mit sich bringt, die einem mit der Zeit geradezu unerträglich erscheinen, besonders darum, weil sie immer wiederkehren, wie die Fliegen auf einen kahlen Kopf.

Ostertag fing an zu klagen, und weil er glaubte, daß er mir sein Amt zu verdanken habe, brachte er sein Klagen fast ausschließlich bei mir an. So kam er z. B. eines Tages sehr aufgebracht und erzählte:

„Herr Pastor, jetzt wird's mich doch bald zu doll — mit das Poppier in den Schulhof nämlich. Alle die Jöhren habe ich die vielen Poppierfehen, wo die Kinner ihren Lunch drin mitbringen un denn in die Yard smeizen, drei- un viermal den Dag aufgehoben — Stück für Stück. Ich kann das nu nich' mehr so leicht wie früher; denn ich werde alt, Herr Pastor. Die Herren Lehrer verbieten jau das Poppierrumsmeizen streng, abers was hilf't's? Ich habe dann, un's die Kinner leichter zu machen, einen Kasten aufgestellt, wo sie ihre Poppiere sollten 'reinsmeizen. Den haben sie mich bei ihren 'Mumrasen umgesmiffen, un der alte Ostertag durfte sich öfter bücken als sonst. Denn habe ich den Kasten an die Fenz genagelt. Hilft das was? Jau, ein paar kleine nette Mädchen tun ihr Poppier hinein; die meisten — dor liegt's! Ostertag, heb's auf! O, ich habe das so satt!“

Auch alles, was mit dem Wassertrinken der Schulkinder zusammenhing, fing an, ihm, wie man sagt, „auf die Nerven zu fallen“. Daß die kleinen Leute das Wasser, das in ihren Bechern übrigblieb, nachdem sie ihren Durst gestillt hatten, nicht, wie sie sollten, in den Abzug, sondern einfach vor sich auf die Erde gossen, bis dort eine Schmutzflache entstand, in der sie dann umherquatschten, war ihm ein greuliches „Vergernis“, und daß er im Verein mit den Lehrern täglich, und zwar immer vergeblich gegen den Unfug anzukämpfen hatte, war ein noch größeres.

Eines Nachmittags nach Schluß des Unterrichts stand ich mit einem der Lehrer im Schulhof, als Ostertag mit zwei blechernen Trinktbechern in den Händen zu uns trat. Die Becher waren noch verhältnismäßig neu, sahen aber aus, als hätten sie verschiedene Schlachten mitgemacht und wären darin jämmerlich unterlegen. An dem einen baumelte ein Stück Kette, der andere



konnte keine Kette mehr halten; denn ihm fehlte der Griff. Beide waren fast flach gedrückt.

„Nu schaut mal g'rad, Ihr Herren — biet't das nich' allens? Kann dor noch ein Christenmensch aus trinken? Ich sage nein. Wie viele, viele Becher habe ich nu all gekauft — O! Nimmer sünd sie wieder hin. Ketten habe ich drangemacht un denn an die Heibern (Hydrant). Hilft's was? Rosserie! Da streiten sich die Kinner, besonnners die Vuben, un seiten um die Becher un stoßen einanner weg von die Heibern — hums, da geht die Kette! Ich muß noch Ochsenketten kaufen, aber das nußt auch nix; denn dann reißen sie woll die Kette nich' 'zwei, ganz sure aber den Griff vom Becher. Un-wenn sie dann getrunken haben, tun sie dann den Becher hin, wo er hingehört? Fällt sie nich' ein! No, auf die Erde fliegt er. Im Kampf darum trampelt das Chor drauf 'rum, un der Ostertag sucht denn nachher die verstümmelten Leichnams zusammen. Da sünd sie, Ihr Herren. Ich glaube, ich muß den Aschenmann noch extra was geben, daß er alle die toten Becher mitnimmt, wenn er die Asche holen tut.“

Das „Dergernis“ mehrte sich mit den Jahren. Das ist bei Kirchen- und Schuldienern nie anders gewesen und wird wohl auch nie anders werden. Nicht die Arbeit, d. h. die Schwere der Arbeit, nicht die geringe Besoldung, sondern das stets wiederkehrende „Dergernis“ ist es, was einen solchen Mann schließlich aus dem Amt treibt.

Die verschiedenen abendlichen Zusammenkünfte entweder der ganzen Gemeinde, oder Teile derselben, z. B. Gemeindeversammlungen, Versammlungen des gemischten Chors oder des Männerchors, des Jünglingsvereins u. s. w., die im Schulgebäude stattfanden und für die Ostertag natürlich im Winter einheizen mußte und während welcher er im Schulgebäude anwesend zu sein hatte, waren ein „Dergernis“, das von Jahr zu Jahr an Widerwärtigkeit zunahm.

„Ich verstehe woll, Herr Paster,“ klagte er einst, ich verstehe woll, daß so'ne Versammlungen sein müssen, wenn's die Leute so haben wollen, aber denn sollten sie sich doch wie Schentelmens betragen. Meinen Sie nich' auch? Aber wie machen sie's? Smeißt Ihr Cure Tabaksasche in Euer Zimmer 'rum, — auf'n Fußboden, auf die Fensterbänke? Tut der Ostertag? Ich sage nein. Die aber tun. Un' denn die Zigarrstummel un gar die stinkigen Zigarett's — du meine Güte! Das biet't rein allens! Hier liegen zwei Zigarrstummel auf'n Piano, dor liegen drei, vier auf jede Fensterbank; dor steckt einer in ein Tintenfaß, so fest ringestampft, daß ich ihm mit dem Taschenmesser muß 'rausgraben. Asche überall! Mach du wieder Ordnung, Ostertag! Die Vorhänge lassen sie 'rauslaufen, daß ich die Schnur nich' reichen kann, ersten die Stepledder holen muß, daß ich die Vorhänge nur wieder runnertriebe. Bis zehn Uhr, sollte man meinen, hätten sie genug davon, aber nein, bis elf un noch später janthageln sie dor 'rum, un' der Ostertag muß bleiben un zusehen, wie sie sein reines, ornliches Zimmer ver-unheiligen. Ich bitt' Ihnen, Herr Paster, wann soll ich da mal ausflasen? Um Mitternacht endlich im Bett, morgens um Moch viere wieder an die

furnacel Ich weiß, was ich tu'. Eines Abends smeiß ich sie die Schlüssel vor die Füße: Da, meß euren Stall füllen aus!"

Zu Ostertags Amtspflichten gehörte auch das „Windmachen“ beim Orgelspiel im Gottesdienst — das Kalkantenamt. Wer diese Arbeit aus Erfahrung kennt, weiß, daß sie mit dem, was man Vergnügen nennt, nicht die entfernteste Ähnlichkeit hat, besonders wenn der Blasebalg nicht ganz dicht ist, oder wenn der Organist volle Orgel spielt. Einen elektrischen Orgelbläser, wie er sich in den modernen Orgeln heutzutage findet, hatten wir nicht. Unser Kalkant mußte den Wind durch Pumpen mit dem hölzernen Schwengel am Blasebalg erzeugen.

In den ersten Jahren seiner Amtswirksamkeit, als ihm noch die entsetzliche Arbeit des Schwellens und Schienenschleppens und des Kiezens und Steineschaufelns, sowie das alle Muskeln des Leibes anstrengende Dreinschlagen mit dem Zuschlagehammer auf seiner Eisenbahnstrecke — in Hitze und Kälte, in Regen, Schnee und Eis — treu im Gedächtnis vorschwebten und er bedachte, daß er jetzt in der schön erwärmten Kirche seines Amtes warten durfte, hatte Ostertag ganz gern seinen Blasebalgschwengel gehandhabt und nie geklagt. Als aber in seiner Seele die Erinnerung an die greuliche Section=Slaverei mehr und mehr zu erblasen begann, da erging es ihm wie dem Volke Israel, das in der Wüste den gelegentlichen Fleischmangel für ein so großes Uebel ansah, daß es darüber sein Hundeleben unter der Annte der Aegypter vergaß. Das Orgelpumpen entwickelte sich mehr und immer mehr zu einem richtigen „Dergernis“.

Besonders bekam er die hohen Festtage des Kirchenjahrs und den Lehrer Stieglitz auf den Strich. Letzterer war unser bester Orgelspieler, weshalb ihn die anderen Lehrer gern an solchen Festtagen spielen ließen, an denen die Orgel gewaltig erbrausen sollte. Ostertag merkte an seinem Pumpen oder, besser gesagt, an seiner Anstrengung beim Pumpen gar deutlich den Unterschied im „Verbrauch“ des Windes, konnte sich ihn aber, da er von der Konstruktion einer Orgel nicht die leiseste Idee hatte, nicht erklären. Von seinem Plaz am Schwengel aus konnte er natürlich den Spieler nicht sehen, daher auch nicht dahinterkommen, warum Lehrer Stieglitz mehr Wind verbrauchte als die anderen Organisten. Er beordnete deshalb eines Festtages seine Frau auf die Galerie in der Kirche, wo die Orgel stand, damit sie Beobachtungen anstelle, und diese kam richtig hinter das Geheimnis. Sie berichtete, daß während die anderen Lehrer die Tasten des Pedals einzeln — bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuß — niederbrückten, der Lehrer Stieglitz mit beiden Füßen zugleich auf dem ganzen Pedal herumfuhrverkte, dazu auch alle zehn Finger zugleich auf dem Manual im Gang habe. Da war's heraus.

Ob Ostertag annahm, daß ein Pastor nichts von der Orgel und auch nichts vom Orgelspiel verstehe und daher diese Sorte von „Dergernis“ doch nicht fassen und begreifen könne, das kann ich nicht angeben, aber mit einer Klage darüber ist er nicht zu mir gekommen. Er brachte sie vor Herrn Lehrer Jacob, der sie kurz darauf mir in wundervoller Nachahmung des alten Mannes reproduzierte — Wort, Ton und Geste.

„Gott sei Dank!“ begann Ostertag, „das wäre mal wieder überstannen!“

„Was wäre glücklich überstanden? Sie meinen doch nicht das schöne Pfingstfest?“

„Ach, bewohre! Das Pfingstfest is' allreit. Nein, das furbare Windmachen für den Lehrer Stieglitz meine ich. Sagen Sie mal, wenn ich Ihnen fragen darf, worum braucht der Mann ümmer so'n furbaren Haufen Wind, wenn er auf'n Festtag spielt?“

„Ei, das ist doch ganz einfach. Sehen Sie, an hohen Festtagen gedenkt die Christenheit besonderer großer Wohltaten Gottes; da muß und will sie Gottes Allmacht und gütiges Walten durch besondern Jubel- und Lobgesang preisen — sie ist in sogenannter Feststimmung. Diese Feststimmung in den Herzen der Kirchgänger noch zu erhöhen, auch seine eigene Feststimmung auszudrücken, zieht der Organist volle Orgel und läßt das Instrument mit aller Macht erschallen. Das aber erfordert Wind im Blasebalg.“

„Jau, das's allreit, aber weiß un bedenkt der Mann auch, daß dor hinter dem Orgel ein Mann im Schweiß seines Angesichts schafft, dem der Jubel in'n Halse steckenbleibt, dem die Feststimmung am Leibe 'rablaufen tut? Ich sage nein! Sonsten täte er nich' mit alle seine Füße und Hände auf einmal auf dem Orgel hin un her. Dor denkt er gor nich' an! Ihr andern Lehrer spielt doch auch, aber so'ne Masse Wind braucht keiner von euch.“

„Ja, aber wir sind auch nicht solche Meister wie Lehrer Stieglitz.“

„Js' das Meisterschaft, wenn ein Mann alle seine Füße un Hände auf einmal gehen hat? Ich denk' nich'! Ich denk', das is' Schinnerei. Habe ich heute pumpen müssen! O, das hat allens gebiet't. Ich habe pumpen müssen, daß sich die Orgel oben weit 'rausgebugt hat, ganz —“

„O, lieber Ostertag, was wollen Sie mir aufbinden! Das ist ja ganz unmöglich. Das Gehäuse der Orgel — und das ist alles, was Sie davon sehen konnten — hat mit dem Wind, den Sie machten, absolut nichts zu tun — kommt mit ihm gar nicht in Berührung!“

„Gerr Lehrer, was ich gesehen habe, das habe ich gesehen; un ich habe mit diese meine Augen gesehen, wie sich der Orgel oben woll an die acht Zoll 'rausgebugt hat. Das redt' mich auch kein Mensch aus. Well, wenn das Meisterschaft is', denn habe ich die Sorte ornlich satt — so viel sag' ich.“ — —

Es trat immer mehr zutage, daß das „Dergernis“ allmählich die Oberhand über die ehemalige Zufriedenheit im Herzen des Kirchendieners gewann. Die Klagen kamen immer häufiger, so daß sie mir tatsächlich lästig wurden. Dem Vorstand der Gemeinde waren sie längst lästig gewesen, und er hatte, trotzdem er bedauerte, des Mannes mustergültige Amtsverwaltung fortan entbehren zu müssen — nicht viel dagegen, als Ostertag eines Abends in der Vorstandsversammlung erschien, die Kirchen- und Schulschlüssel auf den Tisch legte und folgende Rede vom Stapel ließ:

„So, meine Herren, hier sünd sie, die Schlüssel. Ich lege ihr feierlich zurück in eure Hände. Worum? Weil ich's nu satt habe. Es is' nich' wegen



die Arbeit, sonnern wegen das ewige Dergernis. Einer Gemeinde kann's kein Kirchen- un Schuldiener recht machen, selbst wenn er sein Bestes probiert; das habe ich nu 'raus. Meistens is's mit die Feuerung. Ich habe immer die Wärme in die Kirche auf den Strich gehalten, den mich der Herr Paster auf den Terroneter gemacht hat, un es war auch immer schön un gut so. Für die Frauens, wenn sie kamen, war's g'rad recht, wie ich's hatte. Worum? Well, es war, wie sie's in ihr eigen Haus gewohnt waren. Denn so kommen die Männer. Raun sind sie da, denn laufen sie schon an die Fenster un reißen ihr auf. Worum? Well, die ganze Woche schaffen sie draußen in der Luft, meistens in Hemdsärmels. Sonntags haben sie einen Rock an, un die Kirche is' warm. Da jappen sie nach Luft. „Hu!“ heißt es da, „feuert der alte Ostertag aber ein! Man sollte bald denken, er find't die Kohlen auf der Straße. Der Mann lernt sein Lebtag nich' zu feuern! Seh'n Sie, da hab' ich's. Durch die offenen Fenster saust der Wind. Die Männer freuen sich; die Frauens frieren un fangen an zu niesen; denn sie kriegen den Snupfen. Ist's ein Wunner? Was kriegt der Kirchendiener nu zu hören? Wenn der alte Ostertag die Kirche nich' warm kriegen kann, denn soll er seinen Schob aufgeben; wir suchen uns denn einen Mann, wo zu feuern versteht. Ich komme nich' wieder zur Kirche, solange es kalt is'. Es biet't rein allens! Un denn das Schuingkumm (chewing gum)! Viel will ich darüber gar nich' sagen. Worum? Es nußt doch nix. Aber das muß ich doch sagen: Den ganzen Samstagmorgen liege ich auf die Knie auf dem Fußboden auf Schtärs (Empore) un schab' un kraße Schuingkumm von Boden un Bänke un schrumppe Kautabakspude vom Floor. Das is' nu alle; ich tu's nich' mehr. Mit den Ersten fange ich wieder an an die Section.“

## Der Bube und sein Hund.



Des Buben treuer Freund.

Für einen gesunden Knaben kann es kaum einen besseren, treueren, auch lieberrn Freund und Kameraden geben als den Hund. Es ist geradezu wunderbar, wie Knabe und Hund sich aneinander anschließen. Nach vieljähriger Beobachtung will es mir manchmal vorkommen, als habe der liebe Gott sie speziell für einander geschaffen. Die Welt mit ihren Bächen, Flüssen, Obstgärten, Hügelabhängen, staubigen Landstraßen, Wasserlächen, Angelrueten, Hummelnestern und was dergleichen köstlicher Dinge mehr sind, ist ja für einen Buben überhaupt prachtvoll, eine gar feine Einrichtung; voll-

kommen jedoch ist oder wird sie ihm erst, wenn in ihr der Hund auftritt — jein Hund.

Zwei, drei Knaben, seien sie leibliche Brüder oder nicht, können gute Freunde und Kameraden sein, können freundschaftlich und einträchtig miteinander verkehren, spielen und gelegentlich Streiche verüben, auch für letztere, wenn sie danach gewesen sind, getreulich die Tracht Prügel einheimen; immer einmal aber wird sich etwas — meistens Selbstsucht und Falschheit — zwischen sie drängen und mit der Freundschaft und der Treue ist's vorbei — wenigstens auf eine Zeitlang. Längeweile und der natürliche Drang zur Geselligkeit mag sie wieder vereinen, aber von Bestand ist die neue Vereinigung ebensowenig wie die alte; immer wieder kommt's zum Bruch.

Ganz anderer Art ist die Freundschaft zwischen Knabe und Hund. Die ist echt. In ihr spielen Selbstsucht und Falschheit äußerst selten eine Rolle. Wenn sie sich doch einmal zeigen sollten, so geschieht es sicher auf Seiten des Knaben; denn, genau genommen, ist der Hund doch der Falschlosere von beiden. Es kann vorkommen, daß der Junge sich so weit vergißt, seinen vierbeinigen Freund auf ein Lebendiges, mit Energie und Eifer

angefülltes Hummelneſt zu hegen, allerdings nicht in der Abſicht, ſeinem Freund Schaden zu thun, ſondern weil er in ſeinem Leichtſinn beobachten möchte, wie ſich das Tier benehmen und was es tun wird, wenn ſich die Hummeln aufmachen, Zeugnis von ihrer Energie abzulegen. Und das iſt nach meiner Anſicht das Schlimmſte, was man einem Hunde antun kann.

Der Hund, der von Natur alles, was ſummt, mit Scheu und Beſorgnis betrachtet, traut nicht recht und ſchaut ſeinen Kameraden fragend an. Da er ſich jedoch von ſeinem beſten Freunde keines Verrats, keiner Untreue verſieht, in ſeiner Treuherzigkeit auch glaubt, unbedingten Gehorſam leiſten zu müſſen, macht er ſich über das Neſt her. Weil er aber nicht gelernt hat, mit einem zur Hälfte mit Waſſer gefüllten Krug und mit einem langen Stoß zu operieren, wie wir Buben an der Piqua Road, verſucht er's mit den Pfoten und ſeinen Zähnen.

Selbſtverſtändlich kommt er dabei gar übel weg. Die Hummeln, die bekanntlich abſolut keinen Sinn für Humor beſitzen, auch den Nutzen des Vorgangs nicht einzusehen vermögen, werden unwirſch. In den verborgenen, honigduftenden Tiefen beginnt es zu ſummen und zu rauſchen. Das klingt wie ferne, dumpfe Orgelmuſik, geſpielt mit lauter ſechzehnfüßigen Regiſtern bei geſchloſſenem Schweller. Die Hummeln ſteigen herauf über die Zinnen ihrer Burg, und zwar, dieweil die Unwirſchheit im Neſt ſehr allgemein iſt, gleich in ganzen Scharen. Dem Hunde ſteigen die Haare zu Berge; doch er hat Befehl, hier ſeine Pflicht zu tun, und er tut ſie. Er ſchnappt nach der erſten Hummel und zermalmt ſie zwiſchen den Zähnen, nicht aber, ohne einen Stich in die Zunge davonzutragen. Das preßt ihm ein paar „lächſäch“ aus, doch er hält noch aus; denn er muß doch treu ſein — ſein Herr wünſcht's ja. Unterdeſſen ſehen ſich andere Feinde auf Lippen, Ohren und Rücken und machen einen zwar planloſen, trotzdem aber doch effektvollen Bajonettangriff. Da hält ſelbſt Hundetreue nicht länger aus.

Der arme Hund nimmt Reißaus, ſo ſchnell ihn ſeine Beine tragen, und wimmert und kläfft und ächzt und ſeufzt dazu. Immer einmal hält er inne, um ſich mit der Pfote eine Hummel aus dem Geſicht zu ſchlagen oder ſich mit den Zähnen einen Peiniger von Leibe zu reißen; dann geht die wilde Jagd weiter, hinüber ins Weizenfeld, wo das Tier inſtinktiv Rettung ſucht.

Und der Junge, der ſeinem treueſten Freund das Elend bereitet hat?

Zuerſt mit lautem Gelächter, dann mit Bedauern und ſchließlich mit Jammer nimmt er wahr, was er in ruſchloſem Uebermut angerichtet. Händeringend rennt er hinterdrein, ungeachtet der wütenden Hummeln, welche die Gegend nach dem Angreifer abſuchen. An den wogenden Weizenähren ſieht er, wo ſein Hund in Schlangenwindungen dahinjagt, und ſtürzt ihm nach durch den Weizen und heult dazu in Reue und Selbſtanklage. So hatte er ſich die Sache nicht gedacht! Das wird ihm der treue Fido nie verzeihen — kann's ihm nicht verzeihen; die Falſchheit war zu groß! Ob er ihn wohl überhaupt je wiederſehen wird? Wenn der Fido ſo weiterraſt, kommt er bis morgen früh an den Miſſiſſippi und findet den Weg ſeine Lebtag nicht wieder heim!



„Fido!“ ruft er überlaut über das Feld hinweg, „Fido! Fido!“ und wenig Hoffnung hegt er, daß der Hund ihn hören wird.

Doch Fido hört. Er ist dank der Salme mittlerweile seine Beiniger wirklich losgeworden und schnappt nun nach Luft und rollt sich auf der Erde und reibt wieder und wieder mit der Schnauze über den Boden, aber er hört und — kommt. Die Stimme seines Herrn weist ihm die Richtung, den Weg; denn sehen kann er nicht viel. Er kommt. Voll Mut und Zorn? Voll Gedanken der Rache? Bewahre! Mit wedelndem Schwanze, seinem Zeichen der Liebe und Freundschaft, trottet er herbei, schaut seinem Herrn mit verschwollenem Gesicht ins Antlitz und springt an ihm hinauf mit einer Freude, als hätte er ihn wochenlang nicht gesehen. Keine Spur von Verdacht, von Mißtrauen und Verachtung.

Der Junge heult wieder bei dem jämmerlichen Anblick seines treuen Kameraden, überhäuft ihn mit Liebkosungen und versichert ihm, daß dies das erste, aber zugleich auch das letzte Mal gewesen sei, daß er ihm einen so abscheulichen Streich gespielt. Das tut er nie und nimmer wieder.

Zu Hause angelangt, sucht er der Mutter Vaselinflasche hervor und salbt dem leidenden Kameraden die zahlreichen Beulen, die er auf dessen Haut sorgfältig zusammensucht — eine Behandlung, die besagter Kamerad zwar nicht versteht, der er auch keinen besonderen Geschmack abgewinnen kann, die er jedoch geduldig entgegennimmt, weil sie ihm ein Freund angedeihen läßt.

Als die Mutter zufällig dazu kommt, ihre saubere Vaselinflasche innen und außen voller Hundshaare findet und darob in gerechter Entrüstung aufzufahren will, erzählt er ihr von des Hundes Not und furchtbarer Qual und verspricht ihr, er selber wolle ihr einen neuen Vorrat von Vaselin kaufen, sobald er genügend Pennies zusammengespart habe, worauf die Mutter — nach Art guter Mütter tief gerührt — nichts mehr zu sagen weiß, sondern lächelnd ins Haus zurückgeht und auf ihrem „Stadtgeh-Zettel“ das Wort Vaselin anbringt. —

Wird der Junge von Vater oder Mutter irgendwo hingeschickt, so schaut er sich, ehe er sich aufmacht, erst nach seinem Hunde um; denn wie könnte ein Junge ohne Hund ausgehen? Findet er ihn, so ist's gut; denn er weiß längst: geht er, so geht der Hund auch. Ist aber das Tier nicht gerade gegenwärtig, so läßt er einen Pfiff erschallen. Der Hund seinerseits, mag er noch so eifrig beschäftigt sein, sei es mit der Beendigung eines delikaten Knochens oder mit einer interessanten Katzenjagd — wenn jener Pfiff ertönt, vergißt er Knochen und Katze und folgt dem Pfiff; denn sein Freund und Kamerad bedarf seiner ja, und da gibt's für ihn nur eine Lösung — Gehorsam. Gehorsam allein? Kaum. Ich glaube, sein williges Kommen ist ebensosehr die Befriedigung seiner innigen Liebe zu dem Jungen, die Befriedigung seines Verlangens, mit ihm vereint zu sein.

Dieses Wohlgefallen aneinander nimmt bei beiden bereits in frühester Jugend seinen Anfang, wo man es noch kaum erwarten sollte.

Mein nächster Nachbar, der alte Herr Doktor, erfreut sich gegenwärtig des Besuchs einer seiner verheirateten Töchter, die ihr Kind, einen kleinen

Anaben, mitgebracht hat. Der Kleine ist kaum sechzehn Monate alt, kann aber schon laufen, d. h., wenn man die schwankende Fortbewegung auf zwei kleinen, unsicheren Beinchen, ein beständiges Fallenwollen, bald nach vorn, bald nach hinten und ein alle Augenblicke sich wiederholendes, unfreiwilliges Hinsetzen mit dem Wort „laufen“ bezeichnen darf.

Dieser Tage stellte sich eines Morgens früh in des Doktors Hof ein winziges, wolliges Hündlein ein. Es mochte vielleicht zwei Monate alt sein, vielleicht auch noch nicht. Wem es gehörte und woher es gekommen war, wußte es nicht, auch sonst niemand. Es war einfach da, und da blieb es auch. Der Herr Doktor und seine gute Frau haben beide ein weiches Herz. Sie wollten keinen Hund. „Aber,“ sagten sie, „fortjagen mag man doch



Eine reiche Auswahl.

solch ein armes Tierlein nicht. Es ist ja übrigens auch ganz nett.“

Ganz nett ist's auch. Wenn man sich ihm nähert, drückt es sich dicht auf die Erde und schaut einen mit seinen in die Höhe gerichteten klaren, kugelfunden Augen an. Kommt man ganz dicht heran, so dreht es sich auf den Rücken und streckt seine kurzen Beinchen gekrümmt in die Höhe, als wolle es sagen: „Bitte, du großes Ding — was immer du sein magst — tu mir nichts; ich bin, wie du siehst, noch erbärmlich klein; ich tu dir dann auch nichts.“

Des Doktors Entelchen schlief noch, als das Tierlein ankam, und ich habe die erste Begegnung des Kindes mit dem Hündlein nicht mit angesehen; doch muß dieselbe in jeder Beziehung befriedigend ausgefallen sein; denn als ich sie beide eine halbe Stunde später zusammen sah, da waren sie, wie man sagt, schon ein Herz und eine Seele. Das Bißlein hatte das

Tierlein prompt als Kameraden akzeptiert, und der Hund hatte nicht gesagt: „Du großes Ding — was du immer fein magst“, sondern das Kind als Buben erkannt, trotz des Mädchenkleidchens, das er trug, und sich ihm demütig unterworfen.

Nein, das ist nicht richtig. Mit der demütigen Unterwerfung war's nicht weit her, wie wir sehen werden. Als ich sie das erstemal beisammen sah, wankte der Junge über den Rasen auf unser Kellerfenster zu, das, wie es schien, für ihn eine merkwürdige Anziehungskraft hatte, und das Hündlein umkreiste ihn in überaus drolligen, fast unmöglichen Sätzen. Dem Tierchen schien die ihm von dem Jungen zuteil werdende Aufmerksamkeit zu gering, zu zahm zu sein; es verlangte mehr. Daher sprang es, alle seine Kraft und Schwere zusammenraffend, dem Kinde gegen den Leib und warf es über den Haufen, so daß es auf den Rücken zu liegen kam und mit Armen und Beinen strampelte. Das war besser. So gehörte es sich! Das war rechtes Leben!

Der Junge war auch ganz damit zufrieden. Er griff dem Hündlein mit beiden Händen ins Fell, das übrigens für ein so winziges Geschöpf viel zu groß war, zog es zu sich heran und stellte naturwissenschaftliche Untersuchungen mit ihm an, indem er ihm mit seinen Fingerchen in die gläsernen Augen fuhr und ihm die Schlappohren übers Gesicht herabzog — Liebkosungen, die das Hündlein damit erwiderte, daß es sich dem Kinde auf die Brust stellte und ihm das Gesicht kunstgerecht von unten nach oben ableckte. Soweit war alles gemächlich und mausstill vor sich gegangen; als aber das Hündlein sich dem Genuße des Lebens gar zu eifrig hingab, also daß dem Jungen der Atem ausging und er nicht mehr sehen konnte, erhob er ein Bejgeheul, so daß der Onkel Franz, der eben dabei war, eine Tür für den Hühnerstall anzufertigen, einschreiten und die Freunde trennen mußte. Nicht wahr, das war von seiten des Hundes kein schönes Beispiel von Unterwürfigkeit?

Die von Onkel Franz arrangierte Trennung war von gar nicht langer Dauer. Zehn Minuten später saßen Bublein und Hündlein schon wieder in holder Eintracht zusammen hinter dem Hühnerstall, wo der Junge Kieselsteine zu essen versuchte, das Hündlein aber, das selber nicht gern Steine aß, erst jedes Steinchen beschnupperte, ehe es der Knabe zum Munde führte, und sicherlich seines Freundes sonderbaren Geschmack bewunderte.

Es unterliegt keinem Zweifel — denn die Anzeichen sind günstig —, daß, wenn der Junge erst einmal fest auf den Beinen stehen und nach Bubenart Fußtritte versetzen kann; wenn er mit den Händen kräftiger zugreifen und gelegentlich damit Ohrfeigen auszuteilen versteht; wenn er, anstatt die Kieselsteine zu essen, solche mit gefährlicher Treffsicherheit zu werfen gelernt hat — daß dann das Hündlein, welches alsdann zu einem Hunde herangewachsen sein wird und derartige Bubenkünste sehr zu schätzen weiß, einen höheren Grad von Respekt vor seinem jungen Herrn bekommen und seine jetzige „Unwürfigkeit“ in die ihm zukommende „Unterwürfigkeit“ umwandeln wird. Es wird sich wohl das richtige „Bube-und-Hund-Ver-



hättnis entwickeln. Im Geiste sehe ich sie schon gemeinschaftlich und in schönster Eintracht auf Abenteuer ausziehen. —

Abenteuer! Abenteuer eines Buben in Gemeinschaft mit einem Hunde! Diese Worte bringen mich auf eine allerliebste Geschichte, die J. C. Edwards von Missouri von sich selbst und seinem Hunde erzählt.

Shandy und ich — so erzählt er — wuchsen miteinander auf als ein Paar Buben, oder auch als ein Paar Hunde — es kommt darauf an, von



Shandys Heim.

welchem Gesichtspunkte aus man die Sache ansah. Mir selber kamen wir vor wie ein Paar Buben; nach Ansicht meiner langmütigen und vielgedul- digen Mutter aber waren wir ein Paar Hunde. Shandy war nicht nur ein vorzüglicher Hühnerhund, sondern auch, was man gemeinhin einen "good sport" nennt, immer bereit, mit Eifer teilzunehmen an irgendeinem Unfug, den ich in Anregung brachte. Unter den zahlreichen Abenteuern, die Shandy und ich gemeinsam ausführten oder bestanden, war eins, das uns der Gefahr, in die äußerste Finsternis hinausgestoßen zu werden, sehr nahebrachte.

Unweit unserer Wohnorte hausten in glücklicher Zufriedenheit — wenn sie nicht durch Shandy und mich in ihrem Frieden gestört wurden — einige Kolonien jener sanften und anziehenden Geschöpfe, die unter dem Namen Stinkfäken (Skunks) bekannt sind. Weder Shandy noch ich selber hatten die geringste Ahnung von den großartigen Fähigkeiten, die den Tierchen innewohnen.

Da geschah es eines Sommertages, daß ich, des Umherlungerns müde, auf den Einfall kam, jene friedlichen „Varmints“, wie sie in unserer Gegend genannt wurden, mit Krieg zu überziehen. Mit meines Vaters langstieligem Spaten auf der Schulter, Shandy dicht hinter meinen Fersen, zog ich aus auf Abenteuer. Ein Gang von nur wenigen Minuten brachte uns ins feindliche Lager. Es war, wie wir sahen, eine wohlgeordnete Niederlassung, nirgends zeigte sich Abfall, das Gehöft war blühsauer. Auch ließ sich kein Geruch wahrnehmen, der auf die eigentümliche Idiosynkrasie der Bewohner hätte schließen lassen. Nach sorgfältiger Rekognoszierung des Terrains wählten wir das größte Loch zum Schauplatz unseres Angriffs.

Shandy begann zu scharren und zu bellen, und ich hantierte den Spaten. Der Boden war hart und der obere Rand des Spatens scharf für meine Barfüße, doch die Aussicht auf den Lohn ließ uns Mühe und Qual überwinden. Wir waren noch nicht weit gekommen, als es uns bereits klar zu werden begann, daß unsere Bemühungen nicht vergeblich sein würden; und als wir acht oder zehn Fuß tief gegraben hatten, da wußten wir sicher, daß der Höhepunkt des Kampfes nahe bevorstehe. Shandy bellte wütend, und sein Haar sträubte sich wild empor; er nieste und hustete viel; die Luft um uns her ward förmlich dick und schwer vom penetranten Geruch.

Nachdem ich noch einige Schaufeln voll Erde losgearbeitet hatte, die Shandy in Strahlen zwischen seinen Hinterbeinen durch an die Oberfläche beförderte, machte der Hund plötzlich einen Satz in das Loch und rutschte rückwärts wieder heraus mit dem Feinde zwischen den Zähnen. Mit Stauen erkannte ich beim ersten Blick, daß wir den Patriarchen der Kolonie ans Tageslicht gebracht hatten. Das Tier hatte fast die Größe Shandys.

Während ich mich hinter die vermeintliche Gefahrlinie zurückzog, rief ich Shandy ermunternd zu, sein Bestes zu tun, und Shandy tat sein Bestes. Die Stinkfäke erwiderte die Freundlichkeit mit Zinsen, oder, wie man auf amerikanisch sagt: „and then some“.

Schon nach wenigen Minuten war Shandy seekrank und wankte zum Rande der Anhöhe hinan, um einen Schnaufer genießbarer Luft zu erschnappen. Die Stinkfäke war bereits zu jämmerlich zugerichtet, als daß sie hätte in ihr Loch zurückkehren können, selbst wenn sie gewollt hätte, doch schien sie auch nicht zu wollen, da sie nicht nur noch ein wenig Leben, sondern auch noch etwas Munition in sich verspürte.

Eine kurze Raft und Shandy, von mir geradezu angefeuert — sprang wieder hinab, machte dem Tiere den Garaus und schien unbändig froh zu sein, als alles vorüber war.

Er froch hinüber ins hohe Gras, legte sich darin nieder, wälzte sich unzählige Male um und um, schob sich auf allen seinen Seiten über den

Boden, schnaufte, niefte und hufete und gab auf jede Weise, die einem Hunde zu Gebote steht, emphatisch seinen Ekel vor seinem Elend Ausdruck.

In meiner Unwissenheit in bezug auf die Anhaftungsfähigkeit des Stinkfahengeruchs nahm ich an, daß ich, solange ich das Tier selbst nicht anrührte, von dem Gestank frei bleiben würde. So schob ich denn den Spaten unter unsere Trophäe und machte mich auf den Heimweg, indem ich den Spaten mit seiner Ladung hinter mir her zog, während Shandh, seinen Schwanz auf halbmaß gehißt, als Hauptleidtragender den Nachtrab bildete.

Meine Geruchsnerven waren bereits durch Uebersättigung dermaßen abgestumpft, daß ich überhaupt nichts mehr roch und gar nicht ahnte, daß wir sozusagen die Nachricht von unserm Triumphzug vor uns her schickten wie ein Herold mit der Posaune. Es war mir nämlich entgangen, daß wir mit dem Winde zogen, der die frohe Botschaft uns vorausstrug.

Schon als wir uns dem Hof näherten, sah ich meine Mutter an die Haustür kommen, einen Augenblick scharf nach unserer Richtung schauen, ihre Hand flink an ihre Nase führen und darauf verschwinden, gerade in dem Augenblick, als ich im Begriff war, ihr mit der Hand zuzuwinken und siegesfreudig zu rufen: „Suchhei, Mama, wir haben sie!“

Als wir das Pfortchen im Hofzaune erreicht hatten, erschien die Mutter wieder.

„Ja“, rief sie, „bleib stehen, wo du bist! Daß du mir nicht wagst, einen Fuß in den Hof zu setzen! Du meine Güte! Was habt ihr beide wieder angestellt — du und der Hund!“

„Naach, Mama, was hast du nur? Wir haben die Stinkfaze gefangen, die unsere Hühner gefressen hat. Willst du sie sehen? 's ist ein fürchterliches Beest! Ich wett', es ist die, die den alten Hahn totgemacht hat.“

„Habt ihr das abscheuliche Ding da? Gleich macht ihr euch damit wieder die Noad hinunter, so schnell ihr könnt. Und laß mir ja den Hund nicht in den Hof!“

„Ja, aber, Mama, ich will's begraben, das Ding,“ flehte ich — hoch verwundert, was die Mama so in Harnisch gebracht haben könnte.

„Warum habt ihr's nicht dort eingescharrt, wo ihr's umgebracht habt?“

„Ich will's ja wieder ausgraben und ihm die Haut abziehen. Will Creasey hat mir gesagt, wenn ich eine Stinkfaze auf drei Tage begraben täte, dann wär' aller Stank 'raus.“

„Und du bist horniert genug zu glauben, was der gesagt hat! Gleich nimmst du das Ding hinunter in den Busch und scharrst es ein, ohne ein weiteres Wort der Einwendung — es macht mich krank!“

„Es hat den Shandh auch krank gemacht, Mama.“

„Macht, daß ihr fortkommt, sag' ich dir!“

Da war natürlich nichts mehr zu machen. Shandh und ich zogen trübselig wieder in den Wald zurück und begruben unsere Jagdbeute.

Wald nachdem dies geschehen, standen wir wieder außen am Hofzaun, und ich rief der Mutter zu, „O, Mama, was willst du, daß wir jetzt tun sollen?“

Die Mutter, deren empörte Seele noch immer nicht besänftigt war,



erschien mit einem Stück selbstfabrizierter Seife, das sie ihm zuwarf mit den sich schier überstürzenden Worten: „Nimm diese Seife und gehst hinunter in die Kälberweide; dort ziehst du dich aus und hängst deine Kleider über die Fenz. Dann macht ihr euch hinüber in den Teich hinterm Obstgarten und schrubbst euch!“

„Naach, Mama,“ wehklagte ich, „stinken wir denn wirklich so greulich, wie du uns willst glauben machen? Ich kann uns nicht sehr viel riechen.“

„Was? Wie ich euch will glauben machen? Um alles in der Welt! Ihr riecht so fürchterlich, daß ich darauf wetten möchte, der alte Bobby Mac kann euch riechen weit drüben in seiner Hütte, so schmutzig und unsauber, wie er selber ist. Jetzt macht, daß ihr fortkommt und waagt's ja nicht wie-derzukommen, ehe ihr rein seid.“

Kurz darauf konnte man einen Buben durch unsern Obstgarten schleichen sehen, gekleidet in weiter nichts als Geruch, mit einem Stück Seife in der einen Hand und einem Strick in der andern, an dessen Ende sich ein widerstrebender Hund befand, ein Hund, dem man das Vorgefühl eines gräßlichen Verhängnisses vom Gesicht ablesen konnte.

So endete für Shandy und mich unser erstes — und zugleich letztes — Abenteuer mit einer Stinkfaze. Von da an singen wir die Tiere in Fallen, und Shandy zog auf die Wachteljagd aus.

## Wie der Kandidat ins Amt reiste und wer mit ihm fuhr.

### Ein Stücklein Autobiographie.

**E**s war im Herbst des Jahres 1882, also schon ein wenig lange her. Das ist auch gut; denn wenn es erst vor kurzem passiert wäre, so würde der Erzähler, der seitdem recht grau geworden ist, Mühe haben, die Einzelheiten der Erinnerung, die er erzählen will, zusammenzufuchen, und vergäße dabei wahrscheinlich doch die Hälfte, sintemal sein Gedächtnis anfängt, löcherig zu werden wie ein altes, vielgebrauchtes Fischnetz. Heutzutage geht mir gar manches durch die Maschen.

Mit den Vorkommnissen aus der Jugendzeit aber verhält es sich anders; wie mit dem Meißel in Stein gehauen, haften sie noch heute in meinem Gedächtnis — selbst die geringsten Nebenumstände.

Wir Abiturienten des Seminars hatten im Juni jenes Jahres Examen gemacht und unsern künftigen Wirkungskreis zugewiesen bekommen. Wir waren unserer ganze dreizehn Kandidaten und stoben, wie sich denken läßt, bei der Berufsverteilung auseinander wie eine Schar Späßen, unter welche man einen Stein geworfen. Nach fünfundzwanzig Jahren haben wir Massen-Reunion gehalten, zu welcher sich, wenn ich nicht irre, ganze sechs zusammenfanden.

Mir war bei der Berufsverteilung nach meiner Ansicht das Los aufs lieblichste gefallen; denn man hatte mich eines bösen Halsleidens wegen hinab in den äußersten Süden unseres Landes, in eine Vorstadt von New Orleans, Louisiana, geschickt, was mir, einem etwas romantisch angelegten Menschen, äußerst lieb und angenehm war, weil mir der Sinn dorthin längst gestanden hatte. — Was habe ich mir in den der Südlandreise vorhergehenden Ferien über meinen künftigen Wirkungskreis zusammengeträumt! Was für schöne Bilder vom sonnigen Süden habe ich mir entworfen! Moosbehangene Zypressenwälder, tropische Vegetation, Zucker- und Baumwollplan-



Vor der Abfahrt.

tagen, Ozean- und Flußdampfer im Hafen, Austernfischer in ihren Segelbooten auf den Bayous, Südfrüchte in Massen auf den Märkten, fremdartige Fische aus dem nahen Meere und gewaltige Schildkröten und Alligatoren aus den Zypressenümpfen — alles dies sah ich im Wachen und in Träumen. Und daran war vor allem eine Anzeige von Ernst von Hesse-Warteggs Buch „Mississippi-Fahrten“ mit Illustrationsproben schuld. Die Illustrationen, in geheimnisvollem Dunkel gehalten, waren für einen phantasiebegabten jungen Menschen geradezu unwiderstehlich. Was dem „Fischer“ Goethes das „feuchte Weib“ gewesen ist, von dem es heißt: „Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm, da war's um ihn gesch'e'n“, das war mir jene

Buchanzeige, und mein sehnlichster Wunsch war: Könnte ich nur wie Hesse-Wartegg meine bevorstehende Reise hinab ins Land der Goldorangen per Dampfer den Mississippi hinunter machen!

Und siehe da, das Glück war mir hold! Auf meine Anfrage, was der Wunsch meiner Gemeinde in bezug auf mein Kommen sei, schrieb mir mein zukünftiger Pastor, es herrsche in Louisiana gerade wieder einmal eine Gelbfieber-Epidemie, ich möchte, um der Ansteckungsgefahr aus dem Wege zu gehen, meine Ankunft bis gegen Mitte Oktober verschieben, da man hoffe, daß bis dann die größte Gefahr vorüber sei. Ob ich die Reise auf der Eisenbahn oder per Dampfer auf dem Mississippi machen wolle, sei ganz meinen Wünschen anheimgegeben. Was konnte ich mehr verlangen?

Als sich der September seinem Ende entgegenneigte, packte ich meine wenigen Habseligkeiten, nahm Abschied von der Heimat und fuhr auf der Eisenbahn hinab nach St. Louis, Missouri, dem nördlichen Endpunkt der berühmten Anchor Line.

Der Dampfer, der zunächst an der Reihe war, die Fahrt nach dem Süden zu machen, war die „City of Alton“, ein mächtig großes Boot, das einst geradezu prachtvoll gewesen sein muß, jetzt aber die Zeit seiner Jugend längst hinter sich hatte und hin und wieder auf der Fahrt, besonders wenn es auf eine verborgene Sandbank geriet und sich aus deren liebevoller Umarmung zu befreien suchte, vor Anstrengung schon stark ächzte und stöhnte und dabei am ganzen Leibe zitterte, das auch bereits bedenklich kleine Schritte machte, selbst wenn es zu eilen glaubte. Es war dies übrigens seine allerletzte Fahrt; es verließ New Orleans nie wieder.

Auf diesem Boote quartierte ich mich also eines schönen, sonnigen Samstagnachmittags ein, was mir, wiewohl es ein wenig großartig klingt, nicht gerade viel Mühe und Anstrengung verursachte, da ich neben meinem Koffer, der ohne meine Hilfe an Bord gelangt war und sich ohne Zweifel irgendwo auf dem Dampfer herumtrieb, nichts an Gepäc besaß als eine Reisetasche, die ich in meiner Kabine auf mein Bett warf und damit die Einquartierung vollendete.

Wie glücklich ist doch ein armer Junge! Er hat nichts — am allerwenigsten Sorge.

Als ich wieder auf den offenen Teil des Salondecks heraustrat, hatte sich unterdessen ein alter Herr eingefunden und auf einen der zahlreich umherstehenden bequemen Rohrseffel niedergelassen. Er saß, wie man sagt, „in Hemdsärmeln“, streckte seine langen Beine von sich und rauchte in offener Seelenruhe seine Pfeife. Er machte — ich weiß nicht recht, warum — einen gewissen noblen Eindruck auf mich, wiewohl er durchaus nicht fein, sondern in einfaches schwarzes Alpaka gekleidet war. Außer einem schmalen goldenen Trauring trug er keinen Schmuck. Sein glattrasiertes, nur wenig runzliges Gesicht und seine Hände waren das Feinste an ihm. Seine Tabakspfeife konnte den Anspruch auf Nobilität nicht erheben. Sie bestand aus einem graubraun gebackenen Tontopf, in dem ein längeres Rohr aus einer Art Schachtelhaln saß, und mochte neu fünf Cents gekostet haben.

Schon als ich aus dem Salon trat, betrachtete er mich von Kopf zu



Füßen, und als ich an ihm, wie ich genötigt war, vorüberzuschreiten wollte, hielt er mich an und fragte freundlich — auf englisch natürlich: „Wohin die Fahrt, junger Mann?“

„Nach New Orleans,“ gab ich zur Antwort.

„Den ganzen Weg hinunter?“

„Das ist meine Absicht, wenn nichts dazwischenkommt.“

„Das freut mich! Das ist fein! Ich reise auch dorthin; so habe ich also Gesellschaft. Aber hören Sie, sind Sie Demokrat?“

Ich fürchte, daß ich bei der Frage tief erröthete. Darüber hatte ich nämlich, wievohl ich bereits etwas über einundzwanzig Jahre alt, also nach Onkel Sams Ansicht stimmberechtigter Bürger des Landes war, noch nicht recht nachgedacht. Alles Nachdenken in der Welt hätte mir auch nichts genützt,



Flotte Fahrt.

zünftmal ich von dem Unterschied zwischen einem Demokraten und einem Republikaner keine flasse Ahnung hatte. „Civil Government“ und was sonst noch zur Politik gehört, nahm auf unserm Lektionsplan auf dem Seminar damals noch gar keine Stelle ein. Ich war in politischer Hinsicht vollständig „unsophisticated“, wie man auf amerikanisch sagt, hatte auch ob solchen Mangels bisher weder Kopfschmerzen noch Gewissensstrupel empfunden. Was sollte ich dem alten Herrn also antworten? Was mochte er selber sein? Glücklicherweise fiel mir ein, daß mein Vater einst bei einer Präsidentenwahl demokratisch gestimmt hatte, nahm daher an, er sei Demokrat, und da es mir als gehorsamem Sohn zukam, des Vaters Beispiel zu folgen, vermutete ich, daß ich wahrscheinlich ebenfalls ein Demokrat sei, und antwortete dem Manne mit freudigem Ja.

„Das ist abermals fein,“ sagte der alte Herr, „dort unten im Süden ist nämlich alles demokratisch, und man würde Sie, fürchte ich, gar nicht aufnehmen, wenn Sie es nicht wären. Aber,“ fuhr er fort, „ein richtiger Demokrat zeigt seine demokratische Gesinnung auch öffentlich dadurch, daß er an heißen Tagen seinen Rock auszieht und vor aller Welt in Hemdsärmeln einhergeht.“

Da freute ich mich, daß ich Demokrat war, nahm mir auch vor, es vor=derhand zu bleiben. Ich zog meinen Rock aus und warf ihn zu meiner Reise=tasche auf mein Bett. Da ich jedoch fürchtete, der alte Herr möchte mich hinsichtlich meines politischen Glaubens des weiteren examinieren und dabei auf die Bodenlosigkeit meiner politischen Unwissenheit stoßen, gesellte ich mich nicht wieder zu ihm, sondern schlich auf Umwegen an die Brüstung des Dampfers und sah den schwarzen Schiffsverladern, den „Roustabouts“, zu, wie sie ganze Berge von Waren von der Werste an Bord schleppten und sich dabei von dem Mate erschrecklich anbrüllen ließen.

Später — nach dem vortrefflichen Abendessen, das in jener guten alten Zeit „a la carte“ serviert wurde — als wir bereits den sich allmählich in Dunkel hüllenden Strom hinabglitten und ich wieder, wie so oft, an der Brüstung saß und mich meines Lebens freute, gesellte sich mein alter Freund wieder zu mir. Glücklicherweise kam er nicht wieder auf meine politischen Ansichten zu reden. Wir sprachen vielmehr „von allem Süßen, was Men=schenbrust durchbebt, wir sprachen von allem Höhen, was Menschenherz erhebt“, und immer nobler erschien mir der Mann. Er war ein gut unter=richteter Mensch, ein gewandter Mann, von dem ich gar manches lernte. Nach meinem Dafürhalten hätte er es verdient, besser gestellt zu sein, so daß er sich auch einmal etwas Besseres als seine Fünf=Cent=Peise hätte leisten können.

Es mag den Leser vielleicht frappieren, wie es mich frappierte, daß der alte Herr sich mit mir, einem jungen, unreifen und völlig unscheinbaren Menschen, abgab — abgeben mochte; doch wird es einigermaßen begreiflich werden, wenn ich bemerke, daß er fast geradezu auf meine Gesellschaft an=gewiesen war, wenn er überhaupt Gesellschaft wünschte. Wie erwähnt, war es Herbst, Ende September, und deshalb war der Passagierverkehr auf dem Strome nur gering. Die Südländer, welche den Sommer über im Norden gewesen waren, waren entweder schon heimgereist, oder blieben noch im Norden, um dem Gelbfieber zu entgehen. Nur Leute, die kurze Strecken zu reisen hatten und dazu keine Eisenbahn benutzen konnten, weil damals solche noch nicht am Mississippi vorhanden waren, fuhren per Dampfer. Wir hatten durchschnittlich nie mehr als ein Duzend Passagiere an Bord und die meisten von ihnen nur auf kurze Zeit. Mein bejahrter Gefährte und ich waren in den ersten Tagen die einzigen, welche die ganze Reise machten; erst zwei Tage später stellte sich noch ein nach New Orleans bestimmter Passagier ein.

Auf welche Weise sich unser Dampfer die Nacht über die Zeit vertrieb, kann ich nicht angeben, denn ich schlief, wie's einem jungen Menschen zu=kommt, vortrefflich, obgleich es meine erste Nacht auf einem stampfenden

Dampfer war; aber als ich mich beim Anbruch des neuen Tages von meinem Lager erhoben und Toilette gemacht hatte und an die Brüstung heraustrat, um das Erwachen der schönen Gotteswelt mit anzusehen, da fand es sich, daß sich die wackere „Alton“ nicht sonderlich angestrengt haben konnte; denn wir zottelten soeben am nahen, mit Cottonwood dichtbewachsenen Illinoiser Ufer entlang, und einer der Negers, die das Deck aufwuschen, sagte mir auf meine Anfrage, die nächste Landungsstelle sei Sainte Genevieve, Missouri. Wir hatten demnach die ganze Nacht über etwa 50 Meilen zurückgelegt — 50 von den 1250 Meilen der ganzen Strecke. Wenn das in demselben Tempo weitergeht, dachte ich, so kann's wirklich fast Mitte Oktober



Im Speisesaal des Dampfers.

werden, ehe ich an meinem Bestimmungsorte angelangt sein werde, und das Gelbfieber hatte hinreichend Zeit auszusterben.

Die Mississippiwelt war jedoch viel zu schön und interessant, als daß sie viel Nachdenken über die Zukunft erlaubt hätte. Es war ein wunderbarer Sonntagmorgen, und Schöpfungstille herrschte in der ganzen Natur. Von den Wellen des Stromes stiegen die Nebel auf und wallten in Wolken hinüber an die Hügel Missouris. Nur hin und wieder ertönte aus dem Cottonwoodgesträuch zur Linken das Redern des Sumpfhordenvogels. Ein früher Fischer ruderte trotz des Sonntags mitten auf dem Strome umher und inspizierte seine Angeln, die, an großen Holzklößen oder auch an den Griffen großer, verforkter irdener Krüge befestigt, weit und breit in den



Wellen verantfert waren. Fern im Osten über Illinois färbte sich der Himmel rot; die Königin des Tages schickte sich an, aus ihrer Kammer zu gehen.

Soviel ich sehen konnte, war ich der einzige Passagier, der den schönen Morgen genoss; ich war es jedoch nicht lange. Mein betagter Reisegefährte gesellte sich wieder zu mir, und zwar mit einem lächelnden Gesicht, aus dem neben Freundlichkeit und Wohlwollen die hellste Lebenslust und Freude an dem prächtigen Morgen hervorleuchteten. Wiederholte drückte er seine Freude darüber aus, daß es, wie er sehe, doch noch mehr Menschen gebe, die ihr Wohlgefallen an der grandiosen Schönheit der Schöpfung Gottes dadurch offenbarten, daß sie sich, um sich davon ja nichts entgehen zu lassen, schon vor Sonnenaufgang von ihrer Matratze erhoben. Er sagte, er habe von Jugend an das Leben und Treiben auf und an dem mächtigen Strome betrachtet und beobachtet, trotzdem habe dasselbe in all den Jahren seines langen Lebens für ihn nie an Interesse verloren. Er erklärte mir den eigentümlichen Fischfang mittels verkorkter Krüge und dicker Holzklöße und machte mich auf gar vieles aufmerksam, was mir vielleicht entgangen wäre.

Plötzlich legte er seine Rechte auf meine Schulter mit einem Ernst, als hinge zum mindesten der Bestand der gesamten Demokratie, wenn nicht die Wohlfahrt der ganzen westlichen Hemisphäre von dem ab, was er nun vorzubringen habe, und fragte: "Before I forget, young man, have you had your eye-opener already this morning?" (Haben Sie heute morgen schon Ihren Augenöffner gehabt?)

Freundlicher Leser, ich habe vorhin bekannt, daß ich damals hinsichtlich der Politik schmählich „unsophisticated“ gewesen sei. Ich will hier offen und ehrlich weiterbekennen, daß ich es auch in vielen anderen Dingen war. Es mag sein, daß der Ausdruck „eye-opener“ vor achtundvierzig Jahren noch nicht so gebräuchlich gewesen ist wie heutzutage — wollte sagen: wie vor Volksthum; ich wenigstens hatte ihn noch nicht gehört und konnte mir beim besten Willen nicht denken, was der gute Mann damit sagen wollte. Ich mag ihn recht einfältig angeschaut haben, als ich ihm erwiderte: „Ich fürchte, ich verstehe Sie nicht.“

„Was verstehen Sie nicht? Wissen Sie nicht, was ein ‚eye-opener‘ ist?“ fragte der alte Herr.

„Nein, soviel ich weiß, habe ich nie einen gesehen, auch noch nie von einem gehört.“

„Sollte man's glauben!“ rief der Mann.

„Ein Demokrat, der nicht weiß, was ein ‚eye-opener‘ ist! Gibt's ja etwas? Kommen Sie mit, ich zeige Ihnen einen.“ Damit ergriff der alte Herr mich am Arme, führte mich an das Büfett im Salon und sagte zu dem Schankwirt, der eben mit einem Tuche seine schier zahllosen Gläser säuberte: „Barkeep, hier ist ein junger Mann, ein richtiger Nordländer, der auch ein Demokrat zu sein behauptet, dabei aber nie einen ‚eye-opener‘ gesehen hat, ja, nicht einmal weiß, was für ein Ding das ist; wollen Sie ihm, bitte, einen zeigen?“

Der „Barkeep“, der von der Rede natürlich keine Silbe glaubte, finte=mal ihm sein gesunder Menschenverstand, wie auch langjährige Erfahrung,

längst gelehrt hatten, daß es einen solchen Demokraten nie gegeben hat, nicht damals gab und voraussichtlich auch nie geben würde, es sei denn, daß der Kongreß von Sinnen käme, zwinkerte gar eigentümlich aber verständnisvoll mit den Augen und erwiderte: "Sure will," was soviel heißen sollte als: „Mit dem größten Vergnügen“. Er legte sein Tuch weg, setzte vier kleine Gläschen auf den Schantrisch, füllte zwei derselben "two fingers" hoch mit dem Inhalt verschiedener Flaschen, die zwei anderen mit Eiswasser und schob uns die ganze Bescherung hin. Da gingen mir auch ohne Augenöffner die Augen auf, und ich wußte fortan ziemlich genau, was ein „eye-opener“ sei.

Wenn die Handlungsweise des alten Herrn diesen oder jenen Leser befremden sollte, also daß er gegen ihn ergrimmt, weil er nicht nur selber



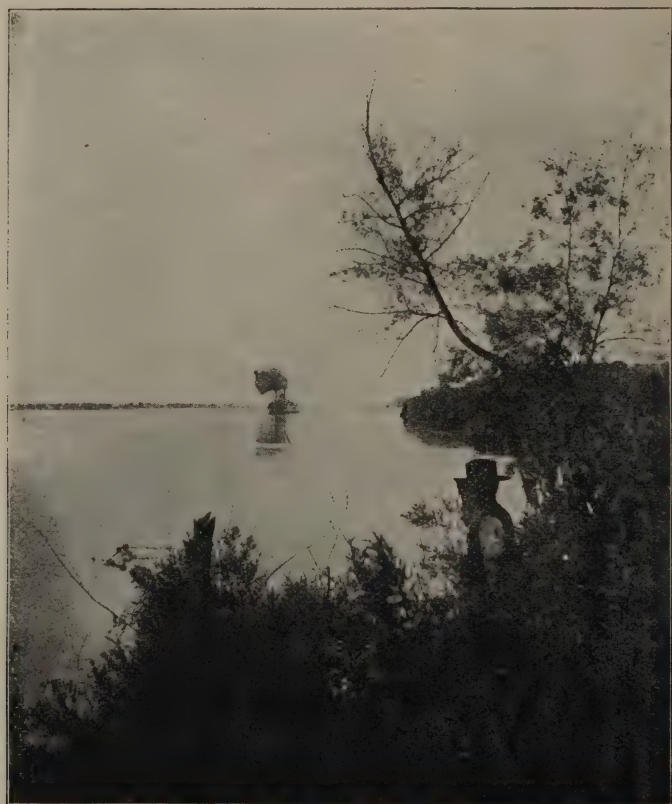
Beim Ausbaggern.

einen Augenöffner zu sich nahm, sondern — horrible dictu! — auch einen jungen, unerfahrenen Menschen in die Geheimnisse desselben einführte, so sei solchem Leser zu wissen getan, daß der Mann sich absolut nichts Böses dabei dachte, sondern daß er damit nur die Vorschriften der damaligen durchs ganze Lande bekannten und heute noch vielfach gerühmten "Southern hospitality", der Gastfreundschaft des Südens, befolgte. Er trank auf der ganzen Reise sonst keinen Tropfen, seinen Augenöffner aber nahm er, soviel ich weiß, täglich zu sich.

Später, in meinem Kosthause in Louisiana stand jahraus, jahrein eine Flasche auf dem Schrank, in der das Hauptingrediens eines Augenöffners nie ausging, und mein Kostherr versäumte nie, sich damit frühmorgens die Augen zu öffnen, damit er auf seiner Dampfähre keine Fehler mache beim Einkollektieren des Fahrgeldes.

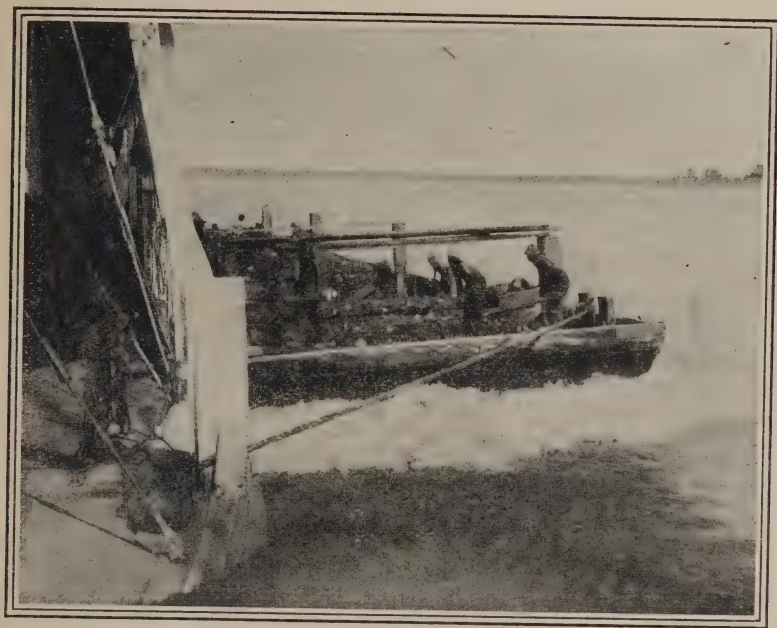
Doch kehren wir auf unsere „City of Alton“ zurück!

Es hatte den Sommer über sehr wenig geregnet, daher war auch der Wasserstand im Strome überaus niedrig. Ueberall stakten Sandbänke und in denselben festgerannte, kahle Baumstämme, sogenannte „Snags“, aus der Flut hervor, und die Piloten mußten langsam fahren und mit größter Vorsicht steuern, um nicht festzufahren oder gar dem Schiffe von unten her einen „Snag“ in den Leib zu rennen. Fast ohne Unterbrechung standen die lead-men auf ihrem Posten vorn im Bug, von wo aus sie das Sentblei rechts und links in den Strom warfen, um die Tiefe des Wassers festzustellen und ihren Befund dem Piloten droben am Steuerrad zuzurufen. Trotzdem saßen wir schon vor dem Frühstück fest und sicher auf einer Sandbank direkt vor einem mächtigen Felsen, der am Missouriufer, dem Loreleifelsen ähnlich, in den Strom hinausragte.



In froher Erwartung.





Beim Kohlenladen.

Zwar strengte die wackere „City of Alton“ alle ihr noch zu Gebote stehenden Kräfte an, um sich wieder zu befreien, zwar kamen mehrere kleinere Dampfer herbei und zogen hilfsbereit aus Leibeskräften an den Tauen, die wir ihnen zuwarfen — alles umsonst, wir saßen fest, und das Boot wich keinen Zoll aus seinem Sande. Eine Stunde nach der andern verging, die Sonne stand nun bereits hoch, und immer noch lagen wir auf derselben Stelle.

Schön war es da allerdings — wunderschön, soweit Szenerie in Betracht kam, aber selbst die schönste Landschaft kann einem leidig werden, wenn man sie immer nur von einer Seite her betrachten muß. Wie nett wäre es da gewesen, wenn dort oben auf den Felsen vor uns sich freundlich „die schönste Jungfrau“ niedergelassen, „mit goldenem Kämme ihr goldenes Haar“ gekämmt und dabei ihr berühmtes Lied mit der „wunderjamten, gewaltigen Melodei“ gesungen hätte. Damit war's jedoch nichts; der Mississippi weiß nichts von der Lorelei, und der Felsen blieb unbefessen. Deshalb schauten wir auch nicht viel „hinauf in die Höh“, sondern suchten sehnüchtig den Strom ab nach einem Dampfer, der Kraft genug besaß, uns von der Sandbank zu ziehen.

Zwischen elf und zwölf Uhr kam denn auch endlich die große, neue „City of Cairo“ stolz vom Norden heran. Sie machte nicht viel Federlesens, sondern befestigte unser Tau irgendwo an sich selbst und gab Dampf. Die

großen Räder an ihrer Seite drehten sich ein paarmal rückwärts, unser eigener Dampfer stöhnte und ächzte einige Male aus tiefster Seele, und — wir schwammen frei.

Erlöst aus der Gefangenschaft waren wir nun zwar, aber die Fahrt ging deshalb doch nicht gleich weiter. Der Strom war hier so niedrig, daß selbst die erfahrenen Piloten beider Boote nicht wußten, wie und wohin sie fahren sollten, ohne auf Sandbänke zu geraten. Nach dem Mittagessen bemannten daher beide Dampfer eine Anzahl Ruderboote und ließen mit langen Stangen weit und breit das Wasser sondieren, um eine wenigstens halbwegs sichere Fahrstraße zu entdecken. War eine solche gefunden, so wurde sie mittels Brettbojen markiert.

Diese Arbeit beschäftigte unsere Mannschaften den ganzen Nachmittag, und der schöne Sonntag mag für die übrigen Passagiere überaus langweilig gewesen sein. Für mich nicht. Mir war alles, auch das Geringfügigste, was auf dem Schiffe wie auch auf dem Wasser vor sich ging, vollständig neu und und äußerst interessant; es passierte wenig, das ich nicht gesehen, beobachtet und meinem Gedächtnis eingeprägt hätte. Vieles davon habe ich später in meinem Buch „Reisebilder aus den Vereinigten Staaten“ verwandt.

Schon senkten sich die Abend Schatten auf Felsen, Wald und Strom, als sich endlich beide Dampfer wieder in Bewegung setzten und ihren Weg überaus langsam und sorgfältig im Zickzack zwischen den Bojen hindurchsuchten. Im Laufe der Nacht muß die „City of Cairo“, die nicht so schwer beladen war wie unser Boot, uns vorausgeeilt sein; wir sahen sie nicht wieder.

Am nächsten Vormittag landete unser Dampfer bei St. Marys Landing, einem kleinen, scheinbar schon alten Städtchen am hügeligen missourischen Ufer. Wenn ich recht unterrichtet bin, kann dort heute kein großes Boot mehr anlegen, da der Fluß unmittelbar vor der Stadt eine lange und breite, längst mit Cottonwood bewaldete Sandbank aufgebaut hat, so daß St. Marys heute gar nicht mehr direkt am Strome liegt. Die San Francisco Eisenbahn hat den Ort über seinen Verlust der Dampferlandung dadurch getrübt, daß sie ihre Schienen am Städtlein vorüber legte.

Während wir dort landeten, rannte in großen Sähen ein etwas mehr als halbwüchsiger Bursche das abhängende Ufer herab auf den Dampfer zu. Er schwang in seiner Rechten eine ungeschlachte gelbe Reisetasche, die ihm zum Gaudium der Passagiere immer zwischen die Beine geriet, so daß er alle Augenblicke in Gefahr kam, kopfüber auf das Boot herabzutollern.

Dies, freundlicher Leser, war mein anderer ganz nach New Orleans eingeschriebener Reisekumpen. Er war von Anfang an Hansdampf in allen Gassen auf dem Boot. Grinsend kam er die Treppe zum Salondeck herauf, grinsend zahlte er in der Office seine Fahrt, grinsend erschien er, nachdem er seine Kabine inspiziert hatte, wieder auf dem Verdeck, schaute sich die wenigen Passagiere der Reihe nach an und gestellte sich prompt zu mir, wohl deshalb, weil ich ihm im Alter am nächsten stand und er bei mir das richtige Verständnis für seinen Witz, seine Dummheiten, zu finden glaubte.

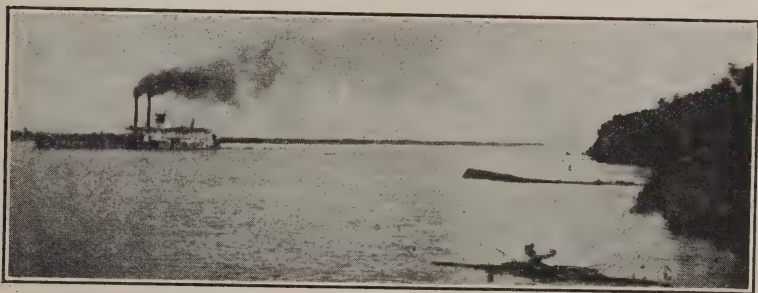
Es dauerte nicht lange, da lag der größte Teil seines kurzen Lebenslaufes wie ein offenes Buch vor mir. An Offenheit fehlte es dem Burschen

nämlich nicht. Was er mir nicht offenbarte, war nur, was mich nach seiner Ansicht nicht interessieren konnte. Er erzählte, er sei ein New Orleanser Kind, sein Vater betriebe an der Tchoupitoulas Straße eine Mühle.

„Halt!“ rief ich, ihn unterbrechend, „wie heißt die Straße? Das ist ja ein unmenschlicher Name.“

„Tchoupitoulas,“ antwortete er. „Reisen Sie ganz hinunter nach New Orleans? Ja? Nun, dann werden Sie bald erfahren, daß wir dort eigentümliche Straßennamen haben. Them's French names, ye know.“

Er wollte nicht, wie sein Vater, Müller werden, deshalb hatten ihn seine Eltern hinauf nach St. Marys Landing geschickt, wo sie Verwandte hatten; dort habe er dann das Barbierhandwerk gelernt. Er freue sich unendlich, mit dem Erlernen des Handwerks endlich fertig zu sein, das jämmerliche St. Marys verlassen und in die Heimat zurückkehren zu dürfen und damit dem Regiment seiner strengen Tante entgehen zu können. Die Tante verstünde gar nichts von Buben: sie selber habe keine Kinder. Der



Dem Ziele entgegen.

Onkel sei im allgemeinen besser, habe jedoch nichts zu sagen. In New Orleans herrsche zwar augenblicklich noch das Gelbfieber, doch sei das erträglicher als die Tante.

So ging's weiter — alles, wie ich glaubte, im prächtigsten irischen Dialekt.

Wie ich später, nachdem ich einige Monate im Süden gewohnt hatte, erkannte, war seine Sprache keineswegs irisch=englisch, sondern das reinste Negerenglisch. Für ihn gab es keinen barber, sondern einen bawbah, kein before, sondern ein befo', keinen quarter, sondern einen quawtah, keinen war, sondern einen wah. Bei ihm war eine mortgage eine mawgidge und ein girl ein goil. „Uncle Geawge,“ erzählte er einst, „he was a-settin' an' a-sleepin' in his bawbah chaiah nebber knowin' whah he was at.“

So mangelte es mir selten an Unterhaltung. Plauderte mein betagter Reisegefährte, der übrigens ein guter Unterhalter war, nicht mit mir, so saß sicher der „Geawge“ — so hieß nämlich der Barbier nach seinem Onkel — auf der Brüstung irgendwo in meiner Nähe und erzählte von den „houn' dawgs“, mit denen er in „Mizzourah“ auf die „Squoil-Jagd“ (squirrel) gegangen sei.



Schon am ersten Tage schloß er Freundschaft mit dem schwarzen Koch des Dampfers und mit den zahlreichen jungen schwarzen Aufwärtern (cabin-boys) und hatte es fortan gut — er litt weder Hunger noch Durst. Auch mit dem übrigen Personal des Bootes (ausgenommen mit den Piloten, die ihn prompt aus dem Pilotenhäuschen jagten, wenn er sich dort bliden lassen wollte) stand er sich gut; ebenso mit den verschiedenen Passagieren, die hier und da ein- und nach kurzer Fahrt wieder ausstiegen, besonders mit den Damen, die scheinbar Freude an seinen Streichen hatten. Nur an meinen alten Herrn machte er sich nie heran. Zu seiner Ehre sei hier erwähnt, daß er weder rauchte, noch Tabak kaute, was doch dazumal fast zum guten Ton gehörte. An dem Büfett sah ich ihn nie.

Mit der Zeit, so ganz allgemach, erreichten wir Cairo, die kümmerliche Namensschwester der ägyptischen Hauptstadt. Ueber Cairo habe ich des längeren in meinen „Reisebildern“ berichtet. Was ich damals geschrieben, wird wohl heute nicht mehr stimmen. Es hat heute über 15,000 Einwohner, die sicherlich nicht dort wohnten, wenn sich die Stadt nicht gewaltig zu ihren Gunsten verändert hätte. Ich will hier nur erzählen, daß ich auf meinen damaligen Wanderungen durch das Nest ein Kistchen Zigarren kaufte. Diese wollte ich meinem greisen Reisegefährten, der mir täglich Gutes erwies und von dem ich glaubte, daß er nur aus Sparsamkeitsrücksichten seine erbärmliche Tonpfeife rauchte, in dankbarer Anerkennung seiner Freundschaft schenken. Was ich dafür bezahlte, weiß ich heute nicht mehr; viel war es sicherlich nicht; denn ich hatte nicht viel. Es werden meine Cairoenser wohl die sogenannten „Two-for-fives“ gewesen sein; denn auch in Hinsicht auf Zigarren war ich recht „unsophisticated“.

Mit meiner Beute kehrte ich fröhlich auf den Dampfer zurück. Der alte Herr saß, wie gewöhnlich, in seinem bequemen Lehnstuhl in der Nähe der Treppe. Mit einer nach meiner Ansicht wohlgefügten kleinen Rede überreichte ich ihm das Kistchen.

Was da auf dem Gesichte des Mannes vor sich ging, kann ich nicht beschreiben, sonderbar aber war es, und in seinen Augen schimmerte es feucht, als er mit den freundlichen Worten: „Ich danke schön, mein Junge! Sie haben's jedenfalls herzlich gut gemeint, und ich weiß das zu würdigen, aber ich rauche, wie Sie beobachtet haben werden, nie Zigarren“, mein Geschenk ablehnte. War er mir schon früher wohlgesinnt gewesen, von da an schien er's zweifach zu sein.

Ein Tag nach dem andern schlich langsam dahin. Droben in meiner nordischen Heimat war es, als ich davonzog, schon recht herbstlich gewesen, hier unten am Mississippi merkte man davon wenig; nur die zum Teil abgeernteten Getreidefelder erinnerten an die Jahreszeit. Schon ehe wir Memphis, Tennessee, erreichten, konnte man Verschiedenheit in der Natur beobachten. Im Gegensatz zu heute war der Mississippi damals fast auf der ganzen Strecke auf beiden Seiten von grandiosen, geheimnisvollen Wäldern gleichsam eingerahmt. Wo nicht bereits Städte und Dörfer und schon bebauter Land lagen, da ragte düster und wild der Urwald, aber es war nicht mehr der Wald des Nordens mit seinen Buchen, Eichen und Hickories. Hier

zeigten sich schon einzelne Zypressen mit ihren horizontal abstehenden Aesten und Magnolien mit großen, glänzenden Blättern. Viele Bäume trugen ihre langen, schlangenähnlichen Lianen, manche auch schon das langherabhängende spanische Moos, Tillandsia genannt. Baumwollfelder traten immer häufiger auf, und allmählich glitten wir hinein in das Land des Zuckerrohrs.

Das war der Süden! — der Süden, wie ich ihn seit Jahren in Träumen geschaut, und mein Herz jubelte beim Anblick der enormen subtropischen Vegetation. Der Oktober war mittlerweile ins Land gekommen, hier jedoch merkte man davon nichts; es grünte und blühte alles in sommerlicher Pracht.



Ein Gruß vom Lande.

Meine beiden Reisegefährten machten sich aus der Pracht scheinbar wenig; sie waren von Jugend auf daran gewöhnt. Ich aber durchlebte alle Märchenbücher der Welt.

Eines heißen Nachmittags landeten wir an einer riesigen Zuckerplantage in Louisiana, und unsere Roustabouts schleppten eine Masse verschiedener Waren — besonders aber wieder Speck und Kornmehl — hinüber ans Land. Mit den Negern schlüpfte auch mein vermeintlich irischer Barbiergeselle ans Ufer und verschwand im hohen Zuckerrohr. In ihrer langsamten Weise — ein Neger eilt nie, es sei denn, daß er flieht — hatten die Schwarzen ihre Arbeit vollendet und kehrten im Gänsemarsch und, wie gewöhnlich, singend über die Landungsbrücke auf das Boot zurück. Die große Glocke auf der Höhe des Hurrikandecks ließ ihre drei tiefen Schläge erklingen zum Zeichen, daß die Landungsbrücke eingezogen werden sollte. Da, im allerletzten Augenblick, erschien der Bengel, der „Geatwe“, oben am

Herrrand und stürmte mit mächtigen Sprüngen über die Landungsbrücke bootwärts mit einem großen Arm voll Zuckerrohr, das er von der Plantage gekauft hatte und das ihn wegen der großen Länge der Stauden am Laufen hinderte, weil er damit überall anstieß. Unter schallendem Gelächter sämtlicher Passagiere (hier fern im Süden, wo es damals noch keine Eisenbahnen gab, transportierten die Boote viel Volk) brachte der Bursche seinen Raub an Bord und verteilte ihn in kleineren Stücken an die Reisenden, die darauf den süßlichen Saft aus dem Rohre sauten und fogen. Auf welche Weise es der Bursche zuwege gebracht hatte, die fast zwei Zoll dicken Stengel im Gelde abzuschneiden, weiß ich nicht; eine saure Arbeit aber muß es gewesen sein, und ich vermute, er hat sich zu dem Zweck von seinem Freunde, dem Koch, ein großes und scharfes Messer erbettelt. Sein „treat“ wurde nicht gebührend gewürdigt. Den meisten Passagieren erging es wie dem Erzähler: Der Saft des Zuckerrohrs schmeckte ihm widerlich, und die Rohrstücke flogen bald in den Strom hinaus wie „Roman Candles“.

Wie oft und wie lange wir unterwegs auf Sandbänken im Flusse oder im zähen Schlamm an einem Landungsplatz festgeseßen und wieviel hundertmal wir zwischen Memphis und Donaldsonville, Louisiana, wo die Dampfer damals fast an jeder Plantage anlegten, ans Land gefahren, weiß ich nicht mehr; eins aber weiß ich, daß der elfte Tag unserer Reise kam und wir noch immer nicht unser Ziel erreicht hatten. Da wir außer unserm Transport drei vortreffliche Mahlzeiten den Tag und ein gutes Bett erhielten, hatten wir keine Ursache zur Klage, daß wir zu wenig für unser Reise-geld bekämen.

Am Nachmittag dieses Tages setzte sich der junge Barbier zu mir und fragte: „Wo werden Sie heute in New Orleans übernachten?“

„Voraussichtlich bei einem Freunde, der mich dazu eingeladen hat,“ erwiderte ich.

„Weiß er, daß Sie heute ankommen?“

„Leider nicht; ich habe versäumt, ihm den Namen des Dampfers von Vicksburg oder Natchez aus brieflich anzugeben.“

„Dann wird er Sie kaum an der Werft erwarten. Er kann ja gar nicht ahnen, daß Sie heute eintreffen. Darf ich fragen, wo Ihr Freund wohnt?“

„An der Bienville Straße. — Kennen Sie die?“

Da grinste der Bursche einmal wieder eigentümlich und sagte: „Mein Freund, es gibt in New Orleans nicht viele Straßen, die ich nicht kenne.“

Und ich glaubte ihm dies, ohne daß er's mir schriftlich gab.

„Wie heißt denn Ihr Freund?“ fragte er weiter.

„Thompson — Fred Thompson.“

„Oh,“ es wird vermutlich hier eine ganze Anzahl Thompsons geben, vielleicht auch mehr als einen Fred Thompson. Sagen Sie, ist Ihr Freund Fred Thompson vielleicht Lehrer an einer der hiesigen deutschen lutherischen Gemeindeschulen?“

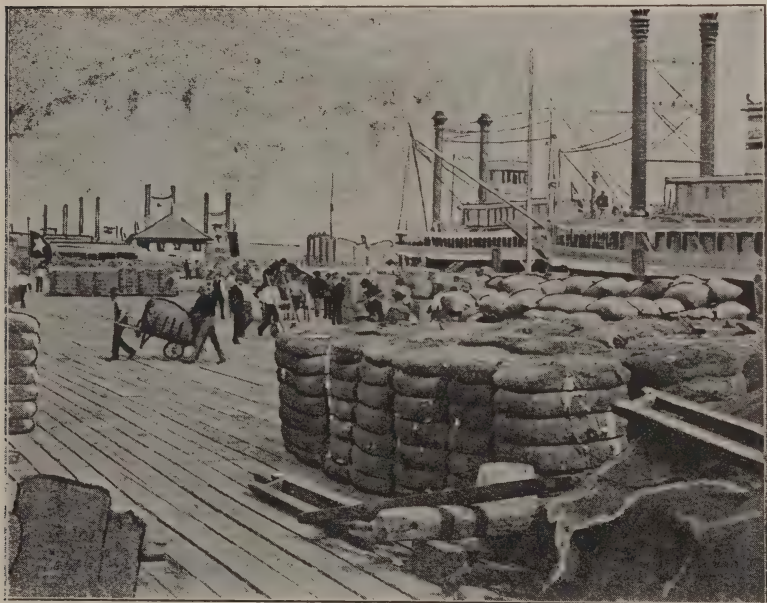
Ich starrte den Frager einen Augenblick an — sprachlos vor Erstaunen. Geschehen auf dem Mississippi-Boote noch heute Wunder?



„Ja, freilich,“ gab ich zur Antwort, „aber —“

„Ei,“ unterbrach mich mein irischer Kumpen, „dann werden wir ihn schon finden. Ich werde Sie natürlich, wenn's Ihnen recht ist, zu ihm führen. Ich kenne den Mann von Ansehen; er ist früher öfters in unsere Schule gekommen. Ich bin nämlich ein ehemaliger Schüler Lehrer Keyls von der oberen deutschen lutherischen Schule.“

Ja, ja, es geht manchmal gar sonderbar zu in der Welt, auch auf dem Mississippi. Man braucht bloß die Augen und die Ohren offen zu halten, um es wahrzunehmen. Hier wurde aus einem vermeintlich irischen, windi-



Am Landungsplatz in New Orleans.

gen Barbiergefellen ein deutscher lutherischer Glaubensgenosse.

Und der George hat Wort gehalten. Obgleich es nach der Weise Louisianas sofort nach unserer Landung um sechs Uhr Nacht wurde und obgleich es den George nach jahrelanger Abwesenheit sicherlich nach Hause zu seinen Eltern zog, begleitete er mich doch ganz bis an meines Freundes Wohnung und sah, daß ich dort freundlich empfangen wurde. Unterwegs dorthin aber hat er gesagt:

„Wenn Ihr Freund heute abend nicht daheim sein sollte, oder wenn wir finden, daß er das Gelbfieber im Hause hat, dann gehen Sie mit mir heim zu meinen Eltern; eine freundliche Aufnahme dort garantiere ich Ihnen.“

Das war, freundliche Leserin, der eine derer, die mit dem Kandidaten ins Amt reisten. Wie war's nun mit dem andern — dem alten Herrn?

„O,“ höre ich Sie ausrufen, „jetzt, nachdem wir das Obige gelesen haben, ist das Raten nicht schwer. Der alte Herr hat sich sicherlich im letzten Augenblick als des Erzählers lang verlorenen Onkel aus Hongkong oder Pernambuco entpuppt.“

Das wäre dem Erzähler durchaus nicht unlieb gewesen; denn der Mann gefiel ihm sehr und war entschieden wert, als Onkel anz- und aufgenommen zu werden; allein so war's nicht. Trotzdem hatte es auch mit ihm eine eigene Bewandnis.

Der Landungsplatz der Flußdampfer in New Orleans — nicht der der Ozeandampfer — ist ein merkwürdiger. Während sonst überall am Mississippi die Boote beim Landen erst einen weiten Bogen zu beschreiben haben, um mit dem Bug flußaufwärts, also gegen die Strömung, anlegen zu können, fahren sie hier, am Fuße der berühmten Canal Straße, direkt an die Werft, weil die Strömung an dieser Stelle sonderbarerweise dem eigentlichen Flusse entgegen, also *flußaufwärts* läuft.

Unsere „City of Alton“ fuhr also direkt auf den Landungsplatz zu, und wir Passagiere, die wir unser Gepäck zusammengeführt hatten und mit demselben erwartungsvoll oben an der Brüstung des Salondecks standen, hatten Gelegenheit, alles, was auf der Werft vor sich ging, zu beobachten, längst ehe das Boot anlegte. Dort war es äußerst lebendig. Eine Menge Leute hatte sich angesammelt, weiß, gelb, braun und schwarz. Vor allem fielen uns zwei oder drei hochelegante Kutschen auf, bespannt mit prachtvollen Pferden, deren mit Silber beschlagenes Geschirr, wie auch das Silber an den Kutschen, im Scheine der bereits untergehenden Sonne hell glänzte. Die in den Kutschen gekommenen, kostbar gekleideten Leute beiderlei Geschlechts, waren ausgestiegen und standen dicht am Rande der Werft, offenbar zu dem Zweck, jemand vom Boot würdig und mit Ehren zu empfangen.

Als sich die „City of Alton“ dem Ufer näherte, begannen jene Leute am Lande uns mit Händen, Taschentüchern und seidenen Sonnenschirmen zuzuwinken.

Wem mochte der großartige Empfang gelten? Großer Cäsar, hoffentlich doch nicht mir! Ich hatte früher schon einmal gehört, daß manche Pastoren und Lehrer bei ihrer Ankunft auf ihrem neuen Arbeitsfeld von einem besonders dazu ernannten Komitee empfangen und willkommen heißen werden. Sollte dies da vielleicht —, o, du meine Güte, hoffentlich nicht! Ich, von Natur so geradezu erbärmlich schüchtern — besonders gepunkteten Damen gegenüber! Was sagt man da nur? Mir wollte nichts, aber auch rein gar nichts einfallen. Sollte jedoch der Empfang wirklich dem neuen Schulmeister gelten, so sollte ich doch dem etwaigen Komitee zuwinken; so viel konnte ich tun, selbst wenn ich nicht gemeint war.

Schon wollte ich mein Taschentuch hervorziehen, da gewahrte ich links hinter mir meinen greisen Reisegefährten, der, lächelnd, eifrig mit seinem Taschentuch zum Lande hinüberwinkte.

Aber war das auch mein alter Freund? Ich kannte ihn kaum wieder.

Sein Alpakaanzug war verschwunden, und der Mann stak in einem hoch=eleganten Frackanzug aus feinstem schwarzem Tuch. Um einen schneeweißen Stragen trug er eine ebenso weiße Halsbinde. Der alte Strohhut, den er auf der ganzen Fahrt getragen, war einem glänzenden seidenen Zylinder gewichen. Der Mann erschien höher und gerader und nobler als jemals vorher.

Kaum war die Landungsbrücke herabgelassen, als die ganze Schar jener feingekleideten Leute vom Lande an Bord und die Treppe nach dem Salondeck heraufeilte und jubelnd über meinen braven Reisefumpan herfiel,



Eine südliche Landschaft.

ihn umarmte, küßte und ihm mit behandschuhten Händen auf den Rücken klopfte. Die jungen Herren ergriffen sein Gepäck, die Damen geleiteten ihn wie im Triumph die Treppe hinab ans Land. Ich aber war momentan wieder einmal sprachlos.

Neben mir auf einem Stuhl saß der Steward des Dampfers. An den wandte ich mich endlich mit der Frage: „Wer ist denn der alte Herr, der hier so prunkvoll empfangen wird?“

„Das,“ gab dieser zur Antwort, „sollten Sie doch am besten wissen, der Sie, seit wir St. Louis verließen, Tag für Tag mit ihm verkehrten. Hat er Ihnen nicht gesagt, wer er sei?“

„Ja, er erzählte mir, er sein ein Pflanzer irgendwo in Louisiana.“

Da lachte der Steward und sagte: „Pflanzer! Ja, das stimmt; Pflan=



ger ist er auch. Mein Junge, der Mann ist Ex-Gouverneur Barmouth von Louisiana, wohl der angesehenste und wahrscheinlich auch der reichste Mann im Staate."

Da war's heraus. Jetzt wunderte ich mich nicht mehr, daß ich Demokrat sein mußte. — Und der Mann hatte sich mit mir, dem unwissenden, sozusagen grasgrünen Menschen tagtäglich freundschaftlich abgegeben, hatte mir neben den vielen mehr wissenswerten Dingen beigebracht, was ein „cheopener“ ist, und mich, wenn sich einmal morgens Gelegenheit dazu bot, mit einem solchen versorgt — dem hatte ich aus Mitleid bei Cairo meine „Two-for-fives“ schenken wollen, weil er, wie ich vermutete, sich nie etwas anderes als seine jämmerliche Tonpeise leisten konnte — ihm, der, wie ich später erfuhr, etwa 50 Meilen stromabwärts eine Plantage von 2600 Acres des fruchtbarsten Bodens der Welt besaß und ein Heer von schwarzen Arbeitern beschäftigte. Nun konnte ich mir auch den großartigen Empfang erklären, der ihm bei seiner Ankunft in der Heimat zuteil wurde.

Ja, ich bleibe dabei: Es geht oft sonderbar zu in der Welt.

Am folgenden Tage, als ich durch die unbekannten Straßen von New Orleans wanderte und, ähnlich dem guten Tuttlinger im Mannitverstan, mit großen, verwunderten Augen die mir ganz neue südliche Welt betrachtete und eben in solcher Betrachtung beim mächtigen, massiven, steinernen Custom House an der Canal Straße angelangt war und im stillen bedauerte, daß der Koloß, wie man mir vorgeflunkert hatte, bereits ein volles Stockwerk tief in den weichen Grund hinabgesunken sei, siehe, da begegnete mir mein greiser Reisefamerad, der, begleitet von zwei feinen jungen Damen, dem Landungsplatz am Flusse zuschritt, wahrscheinlich um auf einem anderen Dampfer weiter den Strom hinabzufahren, seiner Pflanzung zu. Er trat wieder in seinem Alpakaanzug und trug wieder seinen alten Strohhut. Freundlich, wie immer, reichte er mir die Hand zum Gruße, stellte mich seinen Damen vor, erkundigte sich, wie mir der Süden gefalle, und lud mich schließlich herzlich ein, ihn auf seiner „Farm“ zu besuchen — eine Einladung, der ich leider aus einfältiger Bescheidenheit nie folgte. Ich habe ihn nie wiedergesehen. —

Das ist in kurzen Zügen die Reise des Kandidaten ins Amt. Ihm wurde an diesem Tage auch ein Empfang zuteil, der in keiner Weise Ähnlichkeit hatte mit dem des alten Herrn; doch das ist eine andere Geschichte.



## Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr.

Es gibt für uns Christen hier auf Erden wohl keine schönere, herrlichere und interessantere Beschäftigung als die Beobachtung des lieben Gottes in seinem Walten, das Nachspüren seiner eigentartigen, wunderbaren Wege, sei es in der Regierung der Natur, oder in der Leitung und Führung der sogenannten Schicksale ganzer Völker oder einzelner Menschen.

Die Resultate solches Nachspürens, solcher Beobachtung sind immer dieselben: zuerst Staunen und Verwunderung, dann aber Bewunderung, Lob, Preis, Verehrung und Anbetung Gottes. Etwas anderes können sie gar nicht sein.

Schärfere, genauere Beobachter Gottes und seines Waltens als die Psalmisten in der Heiligen Schrift hat es nie gegeben; und was ist stets das Resultat ihrer Forschungen gewesen? Lies nach in deinem Psalter, lieber Leser, dort haben sie es wunderschön aufgezeichnet. Laut hinaus in die Welt haben sie ihren Befund gesungen. Handelte es sich um Naturforschungen, so sangen sie: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter“, oder: „Groß sind die Werke des Herrn; wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran.“ Setzen sie eine wunderbare Beobachtung in Gottes Leitung menschlicher Schicksale gemacht, so erscholl ihr Lied: „Gott, deine Gerechtigkeit ist hoch, der du große Dinge tust. Gott, wer ist dir gleich?“ oder: „Gott, dein Weg ist heilig. Wo ist so ein mächtiger Gott als du, Gott, hiß!“

Es ist gar nicht so schwer, dem lieben Gott auf seinen Wegen nachzuspüren, aber man muß dabei wachsam sein, Augen und Ohren offen halten und manchmal etwas Geduld haben. Er macht es gern wie eine Mutter, die mit ihrem kleinen Kinde Verstecken spielt und plötzlich spurlos verschwindet, aber aus Sorge, ihr Kind möchte sich ängstigen, aus ihrem Versteck ab und zu ein „Zu-huh“ erschallen läßt, bis sie glücklich gefunden ist. Hab' nur keine Sorge, wenn seine Zeit kommt, offenbart er sich schon und läßt dir seine Gegenwart auf irgendeine Weise kund werden, wenn er dir auch nicht immer den gedruckten Beweis für sein wunderbares Walten und für die Wahrheit seiner Wortes durch den Zeitungsjungen auf die Veranda werfen läßt, wie er es vor Jahren zweimal bei dem Schreiber dieser Zeilen getan hat.

Aber das ist ja schon eigentlich die Geschichte, auf die ich mit der langen Einleitung lossteuern wollte — die Geschichte, in der erzählt werden soll, wie der liebe Gott eines Morgens früh gleichsam zu mir auf die Veranda meiner Wohnung trat und freundlich zu mir sagte: „Mein liebes Kind, vor einer Reihe von Jahren, als du noch recht jung warst, habe ich dich vor einem großen Unrecht, das du im Zorn begehen wolltest, gewarnt, und du hast auf meine Stimme gehört und bist mir gehorsam gewesen. Darüber habe ich mich gefreut. Ich versprach dir damals, ich wolle deine Sache selber in die Hand nehmen, und du hast meinen Worten geglaubt. Darüber habe ich mich damals gefreut. Das ist nach eurer menschlichen Berechnung lange

her. Du hast jene Sache, die dich damals so aufregte, verschmerzt und schier vergessen, und das ist gut. Damit du aber siehst, daß dein Gott sie nicht vergessen hat, und damit du nun um so fester glaubst, daß des Herrn Wort wahrhaftig ist und daß er hält, was er zusagt — da liegt deine Morgenzeitung; heb' sie auf, steige deine Treppe hinauf und lies.“

Was ich da las — mit wahren Entsetzen las, versetzte mich im Geist weit zurück in die ersten Monate meiner Amtstätigkeit als Gemeindefchul-lehrer, die im Oktober 1882, also vor achtundvierzig Jahren, ihren Anfang nahm. Ich hatte mir auf dem Seminar zu Addison ein böses Halsleiden zugezogen, weshalb man mich, nachdem ich Examen gemacht hatte, auf An-raten der Aerzte in ein warmes Klima, nämlich nach G . . . ., Louisiana, einer am rechten Ufer des Mississippi gelegenen kleinen Stadt, sandte, von woher ein Ruf um einen Kandidaten eingelaufen war.

G . . . . war dazumal ein zu zwei Dritteln von Negern, Mulatten und Halbblutindianern bewohntes, von Zypressensümpfen umgebenes, jämmerliches Nest, und die kirchlichen Verhältnisse darin waren entsprechender Art. Sie werden heutzutage wohl anders sein; denn es ist dort über ein halbes Jahrhundert ununterbrochen kirchlich gearbeitet worden. Anno 1882 aber waren sie geradezu entsetzlich, was der freundliche Leser schon aus dem ein-zigen Umstand, den ich hier anführen will, erkennen kann, nämlich daß die Gemeindeversammlungen, zu denen nie mehr als höchstens fünf Männer erschienen, nicht mit Gebet, sondern tatsächlich mit einem Glase Schnaps aus der schwarzen Flasche, die auf des Vorstehers Tisch stand, eröffnet und mit einem zweiten Trunk, wenn noch genug vorhanden war, auch geschlos-sen wurden.

Das Gemeindlein mag nach allen möglichen Dingen Verlangen getra-gen haben, nach einem Lehrer für ihre Schule aber entschieden nicht, wes-halb auch mein Einzug dort einen in keiner Weise vulkanartigen Enthusias-mus hervorrief. Doch weil ich einmal da war, besonders aber weil die Missionsgesellschaft, auf deren Wunsch und Anraten hin man mich berufen hatte, möglicherweise der Gemeinde ihre Unterstützung entziehen würde, wenn man den Lehrer wieder gehen hieße, schiedte man sich in das Unver-meldliche und räumte mir die Schule ein.

Von all diesen Zuständen und Verhältnissen wußte ich natürlich damals noch nichts. Fröhlich und gutes Mutes durchwanderte ich in den ersten Ta-gen die für mich gänzlich neue Welt und betrachtete mit großen verwunderten Augen à la Kannitverstan die tropischen Pflanzen, die herrlichen Blumen, deren wunderbarer Geruch — namentlich abends — die ganze Stadt erfüllte, die Bananen- und Orangenbäume, welch letztere sich eben unter der Last ihrer kostbaren Früchte zu beugen begannen; ich besah mir den gewaltigen Strom, den Hafen mit seinen zahlreichen Dampf- und Segelschiffen aller Arten und Größen und schwitzte tropischen Schweiß dazu.

So kam der Sonntag und mit ihm meine jämmerliche Einführung. Ueber diese will ich hier nicht viele Worte machen. Am Tage darauf fing ich in Gottes Namen und mit jugendlichem Eifer meine Schule an.

Als es im Ort bekannt wurde, daß ich auch deutschen Unterricht erteile,



sandte mir, wer immer noch deutsch sein wollte und nicht römisch-katholisch war, seine Kinder zu. So unter anderen auch ein Apotheker, ein dicker, un-  
tersehter, etwa vierzigjähriger Schweizer, John Freh. Er brachte mir drei seiner Kinder: ein nettes Mädchen von etwa zwölf Jahren, einen ungefähr zehnjährigen Jungen und ein kleineres Mädchen, das vielleicht acht Jahre alt sein mochte. Ihm war es durchaus nicht um eine religiöse Erziehung seiner Kinder zu tun; denn nichts lag ihm ferner als Gott, Gottes Wort und Kirche. Deutsch sollten die Kinder lernen, sagte er, deshalb brachte er sie mir; alles andere könnten sie in der Staatschule auch lernen.

Der Mann stand im Städtchen in einem üblen Ruf. Das war mir als einem eben Zugezogenen noch nicht bekannt; es hätte bei mir in bezug auf die Annahme seiner Kinder auch keinerlei Unterschied gemacht. Die Schule war eine Missionschule, und ich nahm mit Freuden auf, was kam, ausgenommen Negerkinder und sonstige Farbige. Diese durfte ich nicht aufnehmen, weil ich sonst sämtliche weißen Kinder verloren hätte.

Jene drei Kinder des Apothekers waren in ihrem Wesen ganz verschieden. Das älteste Mädchen war ein liebes, gehorames und fleißiges Kind; das jüngere Mädchen zeigte sich störrisch und verschlossen, und der Junge war ein nichtsnutziger, durchtriebener Balg, ein ganz verzogener Ränge und Raufbold, dessen Lieblingsbeschäftigung es war, in der Mittagspause mit den Negerkindern aus der Nachbarschaft der Schule Schlachten zu schlagen, wobei sich die Kombattanten mit "bitter oranges" bombardierten, bis der Schulhof und die benachbarten Höfe mit den Früchten besät waren. Er hat mir von Anfang an viel Not gemacht, bald mit dieser, bald mit jener Gottlosigkeit. Ermahnungen unter Hinweis auf Gottes Willen und Gebot, rollten von ihm ab, wie Wassertropfen von einer Ente; er schien sie gar nicht zu verstehen. Warnungen schlug er in den Wind, und körperliche Züchtigungen machten auf ihn einen Eindruck, der von elf Uhr bis Mittag vorhielt. Ich nahm Rücksprache mit seinem Vater in der Apotheke. Der lächelte mit seinem aufgedunsenen Gesicht und sagte, ja, sein Sohn sei ein munteres, lebendiges Kerlchen, und ich solle nur streng mit ihm verfahren.

Eines Nachmittags — der Junge mochte vielleicht drei Wochen in der Schule gewesen sein — beklagten sich die Mädchen bei mir, der Johnn Freh male "dirty pictures" — unzüchtige Bilder — auf seine Tafel und halte sie ihnen zur Ansicht hinüber. Der Junge, der das mit anhörte, fuhr wie der Blitz mit der Hand über die Tafel, jedoch nicht schnell genug; ich sah noch genug.

"Jetzt habe ich die Geschichte aber ordentlich satt!" sagte ich, zog dem Bengel die Hosen straff und verabreichte ihm eine gehörige Tracht Schläge, wie er sie verdient hatte. Ob er dabei auch nur eine Miene verzog, weiß ich nicht mehr, aber er setzte sich wieder auf seinen Platz und tat eine Zeitlang, was er sollte. Der Unterricht nahm seinen gewöhnlichen Verlauf; ich hoffte, die Strafe würde bei dem Jungen den gewünschten Erfolg haben, und wir dürften die ganze Angelegenheit in Vergessenheit geraten lassen. Es sollte aber anders kommen.

Wenn abends kurz nach fünf Uhr der Ueberlandzug der Texas-Pacific  
Zugel 9

Bahn, der die Post aus dem Norden brachte, durch unser Städtlein gefahren war, pflegte ich aufs Postamt zu gehen, um etwaige Briefe aus der fernern Heimat in Empfang zu nehmen. Dies mußte der Apotheker, dessen Laden unmittelbar neben dem Postamt sich befand, beobachtet haben; denn als ich an diesem Abend, von der Post zurückkehrend, an seinem Laden vorbeikam, stand der Mann in der Tür seiner bereits hellerleuchteten Apotheke und wartete auf mich.

„Auf ein Wort, Herr Lehrer!“ rief er mir zu, „wollen Sie, bitte, so gut sein, einmal heraufzukommen? Ich möchte Sie etwas fragen.“

Um das „Heraufkommen“, um das mich der Mann bat, zu erklären, muß ich erwähnen, daß in G. . . . , wie auch in anderen südlichen Städten, alle sogenannten „Framegebäude“ auf drei bis vier Fuß hohen gemauerten Pfeilern ruhen müssen, da sonst bei den häufigen Ueberschwemmungen das Wasser in die Wohnungen stiege — was es bei sehr hohen Ueberschwemmungen trotz der Pfeiler doch oft tut.

Des Apothekers Ladentür, in der er, wie gesagt, stand, befand sich etwa vier Fuß von der Erde, und es führten vom Bürgersteig (sidewalk) fünf hölzerne Stufen zu ihr hinauf.

Es fiel mir auf, daß der Mann, den nicht ich, sondern der mich etwas zu fragen hatte, mich nicht auf dem Bürgersteig erwartete und ansprach, sondern mich ersuchte, zu ihm hinaufzusteigen; doch er war doppelt so alt wie ich, dazu sehr dick und schwerfällig, zudem versah ich mich auch keines Argen, und so sprang ich denn die Stufen hinauf.

„Herr Lehrer,“ begann er freundlich, „wie ich höre, haben Sie heute in der Schule meinen Jungen strafen müssen; was hat der Bengel denn wieder angestellt?“

Das klang so treuherzig und kam in so väterlich besorgtem Tone heraus, daß ich mich freute.

„Ja, Herr Freh,“ erwiderte ich, „heute hat es der Junge schlimmer getrieben als je zuvor. Er zeichnete unzüchtige Bilder auf seine Tafel und hielt sie den Mädchen über den Gang hin.“

„Und wegen einer solchen Lappalie schlagen Sie mein Kind?“ schrie der Mann plötzlich, und ehe ich mich dessen versehen konnte, versetzte er mir einen Faustschlag unter das Kinn, daß ich, fast besinnungslos, die Stufen hinabtaumelte und ohne Zweifel ganz auf die Straße hinausgefliegen wäre, wenn ich nicht gegen einen von Freh's Berandaposten drunten am Rand des Bürgersteigs gefallen wäre.

Der Stoß gegen den Pfosten brachte mich augenblicklich wieder zur vollen Besinnung, zugleich aber auch auf schreckliche Nachgedanken. In der Dunkelheit, die sich, wie im Süden immer, rasch herabgesenkt hatte, suchte ich nach einer Waffe auf der Straße und fand auch richtig in der Gasse einen etwas über faustgroßen Stein. Den griff ich hastig auf und stürmte damit los. Ich war durchaus kein Schwächling, und an Mut und Kampflust fehlte es mir auch nicht — in dem Augenblick ganz gewiß nicht. Schon wollte ich die Stufen hinanspringen, da war mir's, als hörte ich ganz deutlich Gottes Stimme: „Mächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum

dem Born; denn es stehet geschrieben: Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr.“ So deutlich hörte ich diese Worte, daß ich, wie gebannt, stehenblieb.

Ich muß ehrlich bekennen, daß ich mich in meiner Unvernunft zuerst über dieses Eingreifen Gottes tatsächlich ärgerte. Ich wollte nicht gewarnt sein. Ich war der Beleidigte, der Geschlagene; nahm ich nicht Rache, und zwar sofort, so durfte ich, schimpf- und schmachbedeckt, den Heimweg antreten. Der Gedanke, als davongelaufener Feigling im ganzen Ort gelten zu sollen, war mir geradezu gräßlich — unerträglich. Die Waffe zur Selbst-  
 rache trug ich ja schon in der Hand, eine Waffe, die ich gut zu handhaben wußte; ich war um vieles gewandter und schneller als der feiste, unbeholfene Mann. In kurzer Zeit — das wußte ich sicher — hätte ich ihn jämmerlich zugerichtet gehabt. O, es ist grauenhaft, wie schnell das aufgeregte, zornige Gehirn mit Hilfe des Satans arbeiten kann! All dies Denken nahm keine Minute in Anspruch.

Aber, aber — der liebe Gott war auch noch auf dem Plan. Er machte nicht viel Wesens, sondern blieb ruhig bei seinen Worten: „Die Rache ist mein; ich will vergelten.“ Nichts mehr und nichts weniger. Und er trug damit den Sieg davon. Ihm sei Lob und Dank dafür!

Es ist mir recht schwer geworden, den Stein wieder in die Gasse zurück-  
 zuwerfen, aber ich tat es; den Mann Frey aber, der sich nach seiner feigen Tat in den hinteren Teil seines Ladens geflüchtet hatte, nun jedoch, als er sah, daß ich nicht kam, wieder in seiner Tür erschienen war, sagte ich: „Ich habe es mit Ihnen und Ihrem gottlosen Jungen gut gemeint; Sie schlugen mich dafür. Ich wollte mich an Ihnen rächen und hätte es auch gekonnt. Ich tue es nicht, sondern überlasse die Rache dem lieben Gott; der wird Sie zu seiner Zeit finden.“

„Machen Sie, daß Sie heimkommen mit Ihrem lieben Gott, Sie —“ schrie mir der Mensch nach. Er mochte noch mehr gesagt haben, aber ich vernahm es nicht mehr; denn ich ging davon — in großer Aufregung allerdings, jedoch dankbar, daß mich Gott vor einer greulichen Sünde bewahrt hatte.

Noch zweimal an demselben Abend trat die Versuchung an mich heran, fast noch stärker als das erstemal. Zuerst in meinem Kosthause, wohin ich mich zum Abendessen begab, nachdem ich etwas zur Ruhe gekommen war. Dort gingen außer mir sechs oder acht Matrosen, Dampfbootleute und einige „pressmen“ aus den „Cottonseed Oil Mills“ in Kost. Das war eine Schar von (gelinde ausgedrückt) gar rauhen Gesellen, mit denen, wie man sagt, nicht gut Kirschchen essen war, aber wem sie hold gesinnt waren, der stand sich gut bei ihnen, und das Glück hatte ich — aus welchem Grunde, weiß ich nicht.

Sie saßen, wie schon oft vorher, bereits zu Tisch und aßen, als ich eintrat, und während sie sonst auf meinen Gruß ruhig antworteten, schrien sie mich heute abend an, fast alle gleichzeitig. Ob es wahr sei, daß John Frey mich geschlagen hätte, wollten sie wissen; sie hätten davon gehört u. s. w.

Doch ich will's kurz machen: Diese Leute hatten auf irgendeine mir unbekannte Weise von der Affäre gehört und in meiner Abwesenheit be-



schlossen, mich nach dem Essen in ihre Mitte zu nehmen, Freys Apotheke zu stürmen und den Mann — wie sie sich ausdrückten — "within an inch of his life" zu verprügeln, und im Falle er sich zur Wehre setzen würde, kurzerhand aufzuhängen. Ich hatte die größte Not, die ungeschlachteten Kerle von dem greulichen Vorhaben abzubringen. Sie konnten es absolut nicht begreifen, wie ein Mensch eine solche Beleidigung ungerächt hingehen lassen könne. Ja, Christentum sei ganz gut; sie seien auch gute Christen, aber, aber so etwas dürfe doch nie und nimmer ungerächt bleiben. "Say the word, boy, and let's go!" O, ich selber sollte gar keine Hand dabei rühren, sondern bloß zusehen, sie wollten das alles allein besorgen; nur sollte ich die Genußtunng haben, den miserablen Menschen, der alle seine Lebtag nichts getaugt habe, heulen zu hören und vielleicht hängen zu sehen.

Christen waren diese Kerle sicher nicht, aber es war Gottes Wort — der Spruch: „Rächet euch selber nicht“, den ich ihnen immer wieder vorhielt, und behauptete: "You can't step over that nor can you crawl under it," — es war Gottes Wort, dem sie mit den Worten: "Well, if you look at it that way" nachgaben. Wer aber glauben sollte, daß mich mein Verhalten in der Achtung jener Leute irgendwie erniedrigt hätte, der irrte gar sehr. Das gerade Gegenteil traf ein.

Als ich etwa eine Stunde später auf meinem Zimmer saß, studieren wollte, aber nicht studierte, weil ich, wie man zu sagen pflegt, „zu nichts mehr nuß war,“ trat die Versuchung noch einmal an mich heran; diesmal in der Gestalt des angesehensten Arztes der Stadt. Der war ein fein gebildeter Amerikaner und kam nicht mit Prügel- und Lynchgelüsten, aber Selbst-  
 rache war auch sein Ziel. Ich mag mich irren, aber ich vermute, er hatte persönlich ein Hühnchen mit dem Apotheker zu pflücken und hoffte, mit seinem Vorschlag zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Vor Gericht sollte ich die Angelegenheit bringen, das war sein Rat und Wille; er selber wollte sämtliche Kosten tragen, keinen Cent sollte mich der Prozeß kosten. Seine Stellung und sein Ansehen in Stadt und Parish (County) wollte er dazu benutzen, Propaganda gegen Frey zu machen, einen Boycott gegen ihn ins Werk zu setzen, ihn auf solche Weise finanziell zugrunde zu richten und damit aus der Stadt zu treiben.

Der Plan war schlau erfonnen und in einer sehr verlockenden Weise vorgetragen. Der Doktor hatte, wie ich glaube, tatsächlich die zur Ausführung desselben nötige Macht in der Hand. Mit seiner Macht und seinen Mitteln wäre es mir ein leichtes gewesen, greuliche Rache zu nehmen und meinen Angreifer deutlich merken zu lassen, daß ich es sei, der ihm den Boden unter den Füßen langsam wegnahm. Der Plan scheiterte aber wieder an dem Wort: „Rächet euch selber nicht, meine Liebsten . . . ich will vergelten, spricht der Herr.“ Der Herr Doktor hat mich in der Stunde, die er bei mir zubrachte, wohl ein duzendmal einen „fool“ genannt — einen Narren, der sich selber im Licht stehe, und ist endlich ärgerlich heimgegangen. Und die Folge? Kurze Zeit darauf brachte er dem „fool“ seinen eigenen Sohn und seinen Neffen zur Erziehung in die Schule.

Ach, man glaube doch nie und nimmer, daß das treue Festhalten an

Gottes Wort und das Bestreben, nach Gottes Wort zu handeln, einem je-  
mals auf längere Zeit Schaden bringen könne. Ich erfreute mich nach jener  
Affäre in der Stadt eines weit besseren Ansehens als zuvor, und keiner  
Seele fiel es ein, mich für einen Feigling zu halten.

Nach wie vor ging ich abends zur Post, nie aber habe ich den Apotheker  
wieder in der Tür seines Ladens stehen sehen; ich sah ihn überhaupt selten  
mehr, ebenso seine Kinder, die jetzt nicht mehr Deutsch lernen brauchten,  
sondern in die Staatschule gingen.

Im Frühjahr 1884 durchbrach der hochangeschwollene Mississippi seinen  
Damm und setzte den weitaus größten Theil unseres Städtchens unter Was-  
ser. Doch davon habe ich in meinem Buche „Dies und Das und noch Etwas“  
ausführlich erzählt. Meine Schule, als eins der letzten Gebäude — den  
Hypressensümpfen zu — befand sich bald in einem großen See, das Wasser  
stand im Zimmer und wir konnten nicht mehr hinein. Mit meinem Schule-  
halten war es vorbei. Ich erhielt einen Ruf von St. Louis, Missouri, und  
zog dorthin. Jahre vergingen — die Affäre mit dem Apotheker in G. . . . .  
hatte ich längst verschmerzt und fast vergessen.

Hatte sie der liebe Gott auch vergessen?

Schon im Frühjahr 1883 war es deutlich bemerkbar, daß es mit dem  
Geschäft des Apothekers abwärts ging. Zwar war nie ein Boycott öffent-  
lich angesagt oder ausgerufen worden, aber er trat doch ein. Eine zweite  
Apothekette entstand — man behauptete, der oben erwähnte Arzt habe sie  
ingerichtet — und blühte rasch auf, während Freys Geschäft zusehends  
abnahm.

Eine Reihe von Jahren hatte ich bereits in St. Louis gewohnt, als  
ich eines Tages von meiner ehemaligen Hausmutter in G. . . . . einen Brief  
erhielt, worin mir mitgeteilt wurde, daß John Freys älteste Tochter — sein  
bestes Kind — kürzlich an der Auszehrung gestorben sei und zwei kleine  
Kinder hinterlassen habe, die Frey zu sich habe nehmen müssen, da sich sonst  
niemand ihrer annahm.

Wieder verging ein Jahr oder zwei, da erhielt ich abermals einen Brief  
aus G. . . . . mit der Nachricht, daß John Freys zweite Tochter, die noch  
unverheiratet war, eines Abends mit einer Schar gleichalteriger Mädchen  
nach dem linken Ufer hinübergesegelt, aber nie wieder heimgekehrt sei. An  
der kleinen Dampffähre, die sonst bei Nacht den Verkehr zwischen dem linken  
Ufer und G. . . . . vermittelte, muß wohl in dieser Nacht, wie schon so oft,  
etwas schadhast geworden sein, so daß sie die gewohnten Fahrten nicht  
machte, und so mußten denn die Mädchen, als sie gegen Mitternacht wieder  
über den Strom setzen wollten, sich in einem Kahn hinübereudern lassen. Sie  
hatten das jenseitige Ufer fast erreicht, als sie trotz der Warnung des Fähr-  
mannes aus Uebermut den Kahn zu schaukeln begannen, bis derselbe plötz-  
lich umschlug und sämtliche Mädchen in die enorme Strömung hinauswarf.  
Wunderbarerweise — wie es möglich war, ist dem, der den Mississippi d o r t  
kennt, ein Rätsel — wurden alle Mädchen gerettet, außer — John Freys  
Tochter. Sie ist, wie alle diejenigen, die dort je untergingen, nie wieder  
ans Tageslicht gekommen.

Daß ich dies zu hören bekam! War es Zufall, oder war es das Walten Gottes? Ganz entschieden das letztere. Doch man höre weiter.

Es muß im Jahre 1892 oder 1893 gewesen sein, als ich eines schönen Sommermorgens vor dem Frühstück frisch und fröhlich die Treppe in meiner Wohnung hinabließ, um mir meine Morgenzeitung zu holen. Ich hatte nämlich mit so vielen bösen Männern die den lieben Frauen so widerwärtige Gewohnheit gemein, am Frühstückstisch die Zeitung zu studieren. Letztere — ich hielt damals die nun eingegangene „St. Louis Republic“ — pflegte der Träger schon in aller Frühe auf meine Veranda zu werfen. In der Regel hatte meine Schwester, die mir den Haushalt führte, das Blatt bereits heringebracht, ehe ich mit meiner Toilette ganz zustande gekommen war; an diesem Morgen holte ich sie selbst. Und das kam auch nicht von ungefähr. Ich sollte heute nicht bloß meine Zeitung lesen, sondern Gottes wunderbaren Wegen nachspüren, Gottes stilles Walten beobachten, was ich nicht vermocht, wenn ich das Blatt nicht selber geholt hätte.

Wie immer, lag die Zeitung auf der Veranda. Der Träger hatte sie vor dem Werfen fest zusammengerollt, das war deutlich zu sehen; nach dem Fall auf die Bretter aber war sie auseinandergefallen und lag nun nicht, wie gewöhnlich, so, daß der Titel und die mit großen Lettern gedruckten Ueberschriften dem Auge zuerst erschienen, sondern so, daß das letzte Viertel der ersten Seite nach oben gekehrt war. Dort der letzte, etwa vier Zoll lange Artikel in der letzten Spalte — ich sehe es, als wäre es gestern gewesen — war der e i n z i g e, dessen Ueberschrift klar und deutlich zu sehen war, und diese Ueberschrift, die ich las, während ich mich nach dem Blatt bückte, ließ mich fast erstarren. Sie lautete: „John Frey Lynched.“ Ich glaube, ich bin weiß geworden wie eine Wand. Augenblicklich stand wieder alles vor mir: die laue Novembernacht des Südens, die erleuchtete Apotheke, der dicke Mann in der Thür und der junge Mensch, der einen Stein aus der Gasse hob; und wieder war mir, als hörte ich von der dunklen Straße her die Worte: „Rächet euch selber nicht, meine Liebsten“.

Noch aber war ich nicht ganz sicher; in dem großen Lande mochte es viele John Freys geben. Doch nein, das Telegramm war, wie ich jetzt sah, in New Orleans aufgegeben, und als Ort der That war G . . . . . genannt. Da war's gewiß. Aber handelte es sich um den Vater oder den Sohn? Beide hießen sie John.

Aus dem Telegramm ging hervor, daß es der Sohn war — mein ehemaliger bedauernswerter Schüler. Viel habe ich aus seinem späteren Leben nicht in Erfahrung bringen können. Nach dem aber, was ich hörte, muß er, wie er als Kind ahnen ließ, ein ganz gottloser Mensch und ein Verbrecher geworden sein, den man endlich beim Anzünden eines Hauses ertappt, gefangengenommen und prompt an einem Telegraphenposten aufgehängt hatte.

Ein anderer meiner damaligen Schüler, der heute ein braver und tüchtiger Pastor ist, war zur Zeit des Lynchgerichts als Student in Ferien daheim in G . . . . . und erzählte mir, als er nach St. Louis kam und mein



lieber Hausfreund wurde, daß er mit Grauen seinen ehemaligen Schulkameraden selber an dem Telegraphenpfosten habe hängen sehen.

Welchen Eindruck dies Gottesgericht auf den im Grunde ebenso gottlosen Vater gemacht hat, kann ich nicht angeben. Zur Buße und zur Umkehr aber scheint es ihn nicht bewogen zu haben; er blieb nach wie vor ein Heide. Wie ich hörte, hat er fortwährend in der damaligen, sehr verrufenen Louisiana Staatslotterie gespielt und wirklich einst viele Tausende von Dollars gewonnen. Er verkaufte darauf, was er hatte, nahm sein Geld und was von seiner Familie noch übrig war, und ging auf Reisen, zuerst durch ganz Europa, später durch die ganzen Vereinigten Staaten. Er muß dabei das „unrechte Gut“ mit vollen Händen hinausgeworfen haben; denn als er endlich nach G. . . . zurückkehrte, hatte er nur noch so viel, daß er sich auf einer kleinen Insel im Golf von Mexiko ein Stücklein Land kaufen konnte, auf das er zog und wo er Hühnerzucht trieb oder doch zu treiben gedachte.

Durch diese Uebersiedlung hatte er sich den Augen seiner früheren Mitbürger in G. . . . entzogen und geriet nach und nach in Vergessenheit. Man würde seiner mit der Zeit wohl gar nicht mehr gedacht haben, wenn auch Gott ihn aus den Augen und aus dem Gedächtnis verloren hätte. So etwas aber gibt's nicht, wie aus dem Folgenden hervorgeht. Das Folgende wird dem Leser vielleicht unglaublich vorkommen; denn es wird entschieden unglaublich klingen, ist jedoch buchstäblich und in allen Einzelheiten wahr — auch keineswegs schwierig nachzuweisen.

Wenn ich Jahr und Datum änderte, so dürfte ich diesen Abschnitt meiner Erzählung mit genau denselben Worten beginnen, mit denen ich den vorigen begann, in welchem das Ende des jungen Frey beschrieben wurde; denn sonderbarerweise waren die Umstände und Einzelheiten des Erlebnisses ganz dieselben.

Es waren seit der Ermordung des jungen Frey abermals Jahre vergangen — es mag 1893 oder 1894 gewesen sein; genau weiß ich's nicht mehr — als ich eines Morgens vor dem Frühstück wieder einmal selber die Treppe in meiner Wohnung hinabließ, um mir meine Zeitung zu holen. Wieder, wie einst, lag sie bereits auf der Veranda. Wieder, wie einst, hatte der Träger sie, fest zusammengerollt, dort hingeworfen, wo sie — ganz genau so, wie einst das andere Blatt — auseinandergefallen war und merkwürdigerweise auch wieder nur das letzte Viertel der ersten Seite nach oben fehrte. Gerade wie das erstemal, war es wieder der letzte Artikel in der letzten Spalte, dessen Ueberschrift die einzige sofort sicht- und lesbare war. Wieder, wie damals, mußte ich sie — gerade sie — vor allem lesen. Ich las sie im Niederbücken und, genau wie einst, fuhr ich mit Entsetzen wieder in die Höhe und starrte auf das Blatt.

“Entire Family Wiped Out.” So ungefähr lautete die Ueberschrift, und gleich darunter stand der Name John Frey, “formerly of G. . . .”.

Da tauchten sie abermals vor mir auf, alle jene fast vergessenen Dinge: der nahe rauschende Mississippi, davor die dunkle Straße, die erleuchtete Apotheke und in der Tür derselben der feiste Mann, der einem jungen Menschen, den Lehrer seines Sohnes, durch das Dunkel nachschrie: „Machen Sie,

daß Sie heimkommen mit Ihrem lieben Gott!“ und ich sandte ein Dankgebet gen Himmel, daß ich derjenige gewesen war, der mit seinem lieben Gott heimging.

Was aber berichtete meine Zeitung an dem Morgen? Welchen Weg hatte Gott diesmal eingeschlagen?

Eine jener furchtbaren Sturmfluten (tidal waves), der Schrecken der Bewohner der Küsten und Inseln des Golfes von Mexiko, war am Tage, ehe ich davon las, mit verheerender Macht vom Süden heraufgebraust und hatte die Küsten von Louisiana und Mississippi verwüstet. Das Inselchen, auf dem der ehemalige Apotheker sich niedergelassen hatte, muß wohl direkt in der Bahn der enormen Woge gelegen haben; denn mit unwiderstehlicher Gewalt war sie darüber hinweggefegt und hatte alles verheert. John Frey samt Weib und Kindern — inklusive der beiden Kinder von seiner früher verstorbenen ältesten Tochter — samt allem, was er sein genannt hatte, war von der Insel hinweg ins tobende Meer hinausgerissen worden. Das war der Schluß. Von dem Gottesverächter und seiner ganzen Verwandtschaft war nach jenem Sturm nichts Lebendiges mehr auf Erden.

Nun die Frage: War mir das eine Genugthuung — eine Freude?

Nein, freundlicher Leser — nie! Es ist mir nie in den Sinn gekommen, mich des Untergangs meines Feindes zu freuen. Eins aber will ich bekennen, nämlich daß ich infolge jenes schrecklichen Gerichts eine Zeitlang vor dem lieben Gott ein undefinierbares Gefühl hatte, das sich erst nach und nach, als ich anfing, dem wunderbaren Weg, den er mit der Familie Frey einerseits und mit mir anderseits gegangen war, Schritt für Schritt nachzuspüren, zuerst in Verwunderung, dann in Bewunderung und endlich in Preis und Anbetung verwandelte.

Ich habe mir nie eingebildet, daß Gott lediglich des Faustschlags wegen, den mir der Apotheker versetzte, eine ganze Familie — darunter ganz schuldlose Menschen — von der Erde vertilgt habe. Er wird ohne Zweifel mehr als genug andere Gründe dafür gehabt haben. Aber daß Gott, als er endlich zur Rache schritt, auch meiner in der Ferne gedacht und in ganz wunderbarer, eigenartiger Weise dafür gesorgt hat, daß ich davon Nachricht bekam — das lasse ich mir nicht ausreden.

---

## Erik.

**D**as Kreuz, das das kleine Kerlchen trug, war nach des Arztes Aussage Tuberkulose des Hüftgelenkes. Eins seiner Beine war zusammengeschrumpft und völlig unbrauchbar. Trotzdem hatte der Knabe gelernt, sich zwischen zwei Krücken mit erstaunlicher Schnelligkeit und Sicherheit fortzubewegen. Er brachte es zuwege, fast an allen Spielen seiner Kameraden teilzunehmen; ja, er war sogar oft der leitende Geist in bezug auf Knabensport, und das Ericson House, ein altes Hotel dritten Ranges, in welchem sein Vater den Hotelier spielte und seine Mutter von früh bis spät das Kochen besorgte, war für die Bubenchaft jenes Viertels des Städtchens das Hauptquartier oder der Sammelplatz — zum Verdruß aller bessergesinnten Mütter.

Der Kleine war aber längst nicht immer zum Spielen aufgelegt, selbst wenn er gesund war, und er war oft, sehr oft nicht gesund. Nicht selten zog er es vor, auf den Verandastufen im warmen Sonnenschein zu sitzen, sein frühzeitig gealtertes Gesicht halb versenkt zwischen den durch den Gebrauch der Krücken unnatürlich erhöhten Schultern. Dann lag etwas in seinen mattblauen Augen, das sonst in Kinderaugen nicht gefunden wird, auch nicht hineingehört, etwas wie der Blick eines sinnenden Greises, der seine unwiederbringlich vergangene schöne Jugendzeit an seinem Geiste vorüberziehen läßt und darob trauert. Sein eigener Vater, ein ernstster, schweigsamer Däne, pflegte dann sein Kind fragend zu beobachten und unruhig sein Haupt zu schütteln. Selbst die unverwundlichen Buben mieden seine Nähe, wenn Erik — so hieß der Knabe — einen seiner „Anfälle“ hatte.

Was mochte in seinem Seelchen vor sich gehen, während er so still Stunde auf Stunde in der Sonne saß, eine seiner schmalen, abgezehrten Hände auf dem Rücken seines treuen Hundes? Der junge Pastor auf der gegenüberliegenden Seite der Straße, der ihn vom Fenster seines Studierzimmers aus beobachtete, legte sich selber oft die Frage vor. Ohne Zweifel waren es traurige Gedanken; denn oft machte ein Seufzer des kleinen Dulders schmale, flache Brust erbeben, er biß sich auf die zuckende Unterlippe, und langsam rieselten Tränen über seine Wangen herab. Wenn niemand in der Nähe war, ließ er den Tränen freien Lauf; sowie sich aber jemand ihm näherte, selbst wenn es auch seine eigene Mutter war, wischte er eilig die verräterischen Zähren weg, rief seinem Hunde und humpelte so schnell er konnte, die Straße hinab. Ein paar Minuten später, wenn, wie man sagt, die Luft wieder rein war, saß er auch wieder auf seinem Lieblingsplatz, Watch, den Hund, neben sich und in seinen Augen wieder denselben rätselhaften Traum.

Es war fast unmöglich, ihm Mitgefühl oder Bedauern zu zeigen. Der einzige, der je den Versuch dazu machte und Erfolg damit hatte, war jener junge Pastor, und auch dieser erst nach einem langen, vorsichtigen und viel Geduld erheischenden Eroberungszug gegen die anscheinend uneinnehmbare Festung — Eriks Vertrauen.

Eines Tages, nachdem der Pastor vom Studiertische aus wieder die



erbarmungswürdige kleine Gestalt auf der Veranda beobachtet hatte, bis er es bei seiner Predigt, an der er eben arbeitete, nicht mehr aushalten konnte, ging er über die Straße. Es war das erstemal, daß er sich dem Kinde so weit näherte.

„Willst du mir nicht sagen, Kleiner, was dich so bekümmert?“ fragte er bittend.

Das Gesicht des Knaben wies zwar noch deutlich die Spuren getrockneter Tränen auf, dennoch antwortete er mit kalter, fast troziger Stimme: „Ich habe keinen Kummer.“

„Ich fürchte, du hast doch,“ sagte der Pastor sanft. „Es scheint mir, du hast geweint. Kummer des Herzens ist etwas, dessen sich niemand zu schämen braucht. Wir alle haben ihn, Erik, und gewöhnlich bringt er Tränen mit sich. Ich würde nicht viel von einem Manne oder Knaben halten, der nicht ab und zu einmal weinte. Die größten und berühmtesten Leute, von denen ich weiß, haben ihren Kummer. Und sie weinen auch.“

„Nicht der Präsident der Vereinigten Staaten!“ erwiderte Erik, indem er ein paar ungläubiger Augen auf den Redner richtete.

„Freilich, selbst der Präsident der Vereinigten Staaten! Willst du mir nicht, bitte, sagen was dein Kummer ist?“

Erik saß einige Sekunden sehr still. Sein Geist war jedoch nichts weniger als ruhig. Es war offenbar, er suchte den Mut und die Worte zu einer passenden Antwort; seine Finger krampften sich zusammen im Fell des Hundes.

„Sie würden mich bloß auslachen,“ brachte er endlich in plötzlich aufsteigendem Mißtrauen hervor.

„Mein lieber Junge,“ erwiderte der Pastor ernsthaft, „ich habe, solange ich lebe, noch nie über jemand gelacht, der sich im Elend befand. Im Gegenteil habe ich mein Leben dem Dienste der Trostbedürftigen und Bekümmerten geweiht — und zu diesen gehörst du ebensowohl wie sonst irgend jemand.“

„Ich glaube, ich habe gar keinen eigentlichen Kummer,“ sagte Erik langsam. „Aber ich — ich muß so viel nachdenken — über die Vögel — über den Sonnenschein — über die Bäume. Es ist so viel, was mich wundert: wo der Wind herkommt und wohin die Blumen gehen, wenn sie sterben, und ob Gott auch die Gebete hören kann, die nicht in der Kirche gesprochen werden — und ob die Hunde in den Himmel kommen — und ob verkrüppelte Jungen, wenn sie Engel werden, gerade so schnell fliegen können, als wenn — als wenn sie gerade Beine gehabt hätten.“

Er hob nach diesem Bekenntnis sein Gesicht, aus dem das Mißtrauen immer noch nicht ganz gewichen war, zu dem des Pastors empor. Die vielen Runzeln, die das Elend darauf eingegraben hatte, und anderseits die Hoffnung, die trotz des äußerlich gezeigten Zweifels aus seinen Augen strahlte, verliehen dem Gesichtchen einen so unsagbar rührenden Ausdruck, daß der junge Pastor von tiefem Erbarmen ergriffen ward. So gut er es vermochte, zerstreute er die Skrupel des kleinen Philosophen — die Skrupel, die ja im Grunde nichts anderes waren als die uralten Probleme der Menschheit seit Adams Zeiten. Und wenn dem Kinde auch manches in den Erklärungen

unverständlich geblieben sein mochte, eins war ihm ohne Zweifel klar geworden: Der Pastor meinte es gut mit ihm. Und das war diesem vorerst die Hauptsache.

Der Junge saß gern in dem düsteren Empfangszimmer des Hotels und lauschte den mannigfachen Geschichten, welche die Gäste oder Kostgänger, die durchgängig rauhe Arbeiter waren, einander erzählten, während sie ihr Abendpfeifen rauchten. Dies war leider fast seine ganze Schule. Vor allem waren es die Erzählungen Swan Swansons, die ihn fesselten. Swan war ein halbes Menschenleben Matrose gewesen, hatte in vielen verschiedenen Ländern der Erde wunderbare Dinge gesehen und erlebt und konnte prächtig davon erzählen. Mit stockendem Atem, mit glänzenden Augen und glühenden Wangen saß das Büblein stundenlang und hörte zu, wenn der alte Schwede sein Gewebe aus Faktum und Phantasie entrollte; und wenn es darüber spät wurde und die Mutter des Knaben in der Tür erschien und bittend rief: „Willst du nicht jetzt zu Bett gehen, Erik?“ dann schüttelte der kleine Autokrat schweigend seinen Kopf, ohne seine Augen von dem Erzähler zu wenden. Für ihn gab es kein Bett, bis Swanson sich erhob und seine Pfeife ausklopfte.

Die blonde Mutter, eine nach ihrer Art immer noch schöne Frau, ging schweren Herzens von dannen; denn Swansons abenteuerliche Schilderungen waren dem Kleinen nicht gut. Nach jeder derartigen Sitzung warf er sich in seinem Bette die halbe Nacht unruhig hin und her und plapperte im Schläfe Matrosenlatein. Am folgenden Morgen aber waren seine hageren Wangen blässer als je.

Einst, in einer Nacht, nachdem sich der alte Schwede in seinen Erzählungen einmal selbst übertroffen hatte, floh den Knaben der Schlaf ganz. Endlich — mit fieberndem Gesicht und klopfenden Pulsen — tastete er im Finstern nach seinen Krücken, die natürlich immer dicht neben dem Bette an der Wand lehnten, rutschte von seinem Lager nieder auf den Fußboden und zündete eine Kerze an. Wäch, der stets zu Füßen des Bettes schlief, brauchte keine Einladung, mitzugehen, denn die beiden waren unzertrennlich. Verstohlen stiegen sie die Treppe hinauf und gingen den kahlen Gang entlang, bis sie Swan Swansons Zimmertür erreichten. Da gingen sie hinein. Es war keine geringe Aufgabe, den schlaftrunkenen Mann wach zu bekommen; endlich aber richtete er sich doch auf einem Ellbogen auf und fragte, was man von ihm begehre.

„Sag', Swan,“ begann der aufgeregte Kleine mit unterdrückter Stimme, „könnte wohl ein verkrüppelter Mann, wenn er sonst flink mit seinen Krücken ist, eine Anstellung auf so einem Walfischfahrer kriegen?“

„Well, — ich weiß nicht,“ erwiderte Swan, der, wie jedermann, gern auf die Ideen und Wünsche des armen Kindes einging. „Wenn mir's aber recht ist, dann will mir's vorkommen, als wenn unser zweiter Koch auf der ‚Climar‘ nen Klumpfuß gehabt hätt‘.“

„Noch! Ich würd' nicht kochen,“ sagte Erik mit Entrüstung, „das ist Frauenarbeit!“

„Ho=ho! Nicht auf'm Schiff — noch lange nicht!“ erwiderte der Schwede mit Nachdruck. „Ich selber habe auf einem Schiff gekocht.“

Ja, das war dann etwas anderes; das stellte das Kochsein selbstverständlich sofort in ein neues Licht. Der Junge sann einige Augenblicke, während seine fliehernden Augen im Scheine der Kerze funkelten. „Dulden sie auch Hunde auf den Schiffen, Swan?“ fragte er unsicher.

„Ja, einen guten Hund. Aber du rechnest doch nicht etwa darauf, den Watsch da mit aufs Schiff zu nehmen — tußt du? Sieh, Junge, bis du ein Mann bist, hat der Watsch vor Alter längst ausgespielt.“

Der Knabe warf einen entsezten Blick auf den Mann, und mit beinahe gellender Stimme fragte er: „Wie meinst du das? Leben Hunde nicht so lange wie Menschen?“

Der Alte merkte, daß hier Vorsicht geboten sei.

„Well,“ sagte er, „wenn ich's recht bedenk' — ja, sie tun — manchmal — so lang anyhow wie manche Menschen.“ Sein Blick streifte die kümmerliche Gestalt voll Erbarmen.

„Warum hast du denn gesagt, sie täten nicht?“

„A a k e n! A a k e n, Erik, find's, was ich g'meint hab'. Da schwachen wir alleweil von Hunden, und ich denk' immer dabei an Ragen — den Mastkorb will ich fressen, wenn's nicht wahr ist. So ein Ragenleben, weißt du, ist gar nicht der Rede wert, wenn ich's recht bedenk', aber Hunde! Du meine Güte! Hunde leben entseztlich lang! Hast du nicht schon Leute sagen hören: ‚Dich hab' ich aber'n Hundeleben lang nicht gesehen‘? Wenn du hast, nachher weißt du, daß sie 'ne arg lange Zeit gemeint haben.“

„Glaubst du, daß Watsch so lange leben wird wie ich?“ fragte Erik, indem er seine Rechte auf ihren Lieblingsplatz auf des Hundes Rücken legte.

„Sollt' mich gar nicht wundern, wenn er's täte,“ erwiderte der Schwede mit größerer Aufrichtigkeit als er beabsichtigte. „Nein, das sollte mich gar nicht wundern. Aber jetzt lauf' zurück in dein Bett, sonst kriegst du kalt.“

Gehorsam ging der Knabe davon. In der Türe aber blieb er stehen. „Ich will ihn mitnehmen aufs Schiff, Swan,“ sagte er mit einer Stimme, die vor Stolz und Liebe zitterte. „Watsch und ich verstehen einander so gut. Wenn ein Walfisch mit seinem Schwanz mein Boot zertrümmert und mich ins Wasser hinauswirft, wie's einer mit dir gemacht hat, dann wird der Hund hinausschwimmen und mich holen und mir die Haifische vom Leibe halten.“

Als Erik am Morgen seines neunten Geburtstages erwachte und, wie gewöhnlich, nach seinen Krücken langte, stockte plötzlich seine Hand auf halbem Wege; denn dort in der Ecke, wo noch gestern abend seine alten Krücken gestanden hatten, lehnte an ihrer Statt ein nagelneues, glänzend lackiertes und nickelbeschlagenes Paar. Nichts in dem schmucklosen Zimmer war mit ihrer glänzenden Pracht zu vergleichen. Lange und mit wahrer Inbrunst betrachtete sie der Kleine. Selbst Watsch konnte, nachdem er sich gestreckt hatte, nicht umhin, sein Wohlgefallen an ihnen auszudrücken, indem er die Gummiahfäße an den Enden sorgfältig beschnupperte und verständnisvoll mit der Zunge über den Firnis fuhr.



„Wach!“ rief der Knabe jauchzend, „das sind neue Krücken, und die haben viel Geld gekostet, kannst mir's glauben! Das erste, was wir heute tun, ist, daß du und ich 'nunter geh'n zur Postoffice, damit die Leute sie sehen können. Aber du mußt jetzt nicht so dran 'rumlecken, sonst leckst du all den Firnis ab; und ich will sie schön glänzend behalten, bis wir beide mal auf den Walsischfänger gehen. Wenn der Kapitän sie sieht, denkt er vielleicht, wir seien reich, und gibt uns um so eher einen Platz.“

Besonders groß war seine Freude, als er beim Frühstück dahinterkam, daß die neuen Krücken ein Geburtstagsgeschenk vom Pastor seien. Erik liebte den Pastor, obgleich er stets gut gekleidet erschien und immer weiche, weiße Hände hatte. Natürlich konnte derselbe sich nicht mit Swan Swanjon messen oder auf gleiche Stufe stellen; das konnte kein Mensch, aber Erik entdeckte fast täglich gewisse Mehlichkeiten, die er früher nicht gahnt. Wenn er erst einmal mit dem Pastor besser bekannt sein würde, wollte er die beiden Herren einander vorstellen und war gewiß, daß sie Wohlgefallen aneinander finden würden.

Nach dem Frühstück humpelte er mit den neuen Krücken über die Straße, um dem Geber derselben seinen Dank abzustatten. Die junge hübsche Frau des Pastors empfing ihn mit freundlichem Lächeln und geleitete ihn in das Studierzimmer, wo der Junge einen Augenblick verlegen und unbeholfen stehenblieb, seinen Hut in den Händen drehte und ängstliche Blicke auf die vielen Bücher in den Regalen und auf die Bilder an den Wänden richtete. Aus irgendeinem Grunde war ihm zumute, als befände er sich in einer Kirche.

„Gottes Segen zum Geburtstage, Erik!“ rief der Pastor freundlich hinter seinem Schreibtische hervor. „Willst du dich nicht setzen?“

„Ich habe keine Zeit dazu — Wach wartet auf mich draußen. Ich bin bloß 'reingekommen, Ihnen zu danken für diese Krücken da. Mister Pastor, Sie hätten mir nichts schenken können, das mir mehr Freude gemacht hätte — und sie passen mir auch gut. Vielleicht kann ich mal wieder etwas für Sie tun,“ setzte er hinzu, indem er ob der Unwahrscheinlichkeit, daß ein solcher Fall je eintreten könnte, errötete. „Wenn ich kann, dann lassen Sie mich das nur wissen.“

„Du kannst schon jetzt etwas für mich tun, wenn dir daran gelegen ist,“ erwiderte der Pastor. „Wenn du mir versprichst, zur Sonntagschule zu kommen, dann werde ich mich tausendmal entschädigt fühlen für die Kosten jener Krücken.“

Diese Bitte hatte der Pastor schon oft an Erik gerichtet, aber der Knabe hatte sie ihm ebensooft rund abgeschlagen. Jetzt stand die Sache plötzlich anders. Hatte ihn der Pastor nicht heute eine große Freude bereitet und damit seine Erkenntlichkeit gewissermaßen verdient? Und hatte Erik nicht gerade eben dem braven Manne gesagt, er möge sich getrost an ihn wenden, wenn er einen ihm möglichen Gegendienst wünsche? Was sollte er tun?

Er ließ seine Augen zu Boden sinken und pflückte unentschlossen an seinem Hute. Nicht viel stärker am Geiste als er am Leibe war, dazu launenhaft und voller Vorurteil, hatte der Knabe sich in eine unvernünftige

Bitterkeit gegen die kleinen Knaben und Mädchen, die jeden Sonntag, gesund und sauber gekleidet, zur Kirche wanderten, hineingearbeitet, und wiederholt hatte er seinen Spielkameraden gegenüber geprahlt, daß er sich nie in solcher hochnasigen Gesellschaft würde finden lassen. Und gerade das verlangte nun der Pastor von ihm!

„Würde ich neben einem Mädchen sitzen müssen?“ fragte er endlich.

„Nein,“ entgegnete der Pastor, „ich würde dich in einer Knabenklasse unterbringen. Meine Frau soll deine Lehrerin sein; ich bin sicher, du wirst sie lieb gewinnen.“

„Wieviel Geld bringen die Kinder?“

„Du brauchst gar keins zu bringen, es sei denn, du wolltest es tun.“

„O, ich kann meinen Weg bezahlen!“ prahlte Erik mit beleidigtem Stolz.

„Na, dann — ein paar Pennies tun's. Das ist, was die Knaben von deinem Alter gewöhnlich bringen.“

„Ich werde einen Nickel bringen. Adieu!“

Er stülpte den Hut auf seinen Kopf und schwang sich eilig zwischen seinen Krücken in langen Schritten zur Türe hinaus.

Der Pastor, der es fast bereute, sich die Gelegenheit zunutze gemacht zu haben, folgte ihm.

„Du verstehst doch recht, Erik,“ rief er dem Davoneisenden von der Haustür aus nach, „daß ich dich nicht des Nickels wegen eingeladen habe?“

„O, das weiß ich freilich,“ rief der Knabe zurück, „wenn Sie von der Sorte wären, so hätten Sie mir nicht die Krücken geschenkt!“

Erik steuerte dem Postamte zu; verschwand jedoch unterwegs momentan in einem schmalen Gang zwischen zwei Gebäuden, wo er schnell einen kleinen weißen Zeuglappen aus der Tasche zog und damit den Staub von den Krücken wischte. Dann — nachdem er den Lappen sorgfältig wieder eingesteckt hatte, so daß ihn ja kein anderer Junge zu sehen bekäme, setzte er seinen Weg fort.

Bald hatte er eine ganze Schar bewundernder und wohl auch neidischer Buben um sich, die er, voranhumpelnd, auf ihren gewohnten Versammlungsplatz — den Hinterhof des Hotels — führte. Hier, zwischen Aschenhaufen und Abfallfässern, durfte die Bande die neuen Krücken in die Hand nehmen und befühlen, einzelne besonders bevorzugte Jungen durften sie sogar probieren, nachdem ihnen scharf eingebunden worden war, ja den Firnis nicht zu zerkratzen.

„Was denkst du, daß die gekostet haben?“ fragte einer der Buben mißgünstig.

„O, zehn Dollars,“ antwortete Erik mit einer gleichgültigen und daher überaus impressiven Handbewegung.

„Gui-i-i! Was du nich' sagst! Denkst du, daß der Beschlag dran wirklich echtes Silber ist?“

Erik warf ihm einen niederschmetternden Blick zu.

„Kannst du dir vorstellen, daß man an K r ü c k e n irgend etwas anderes als echtes Silber anbringen würde?“ fragte er spöttisch.

Der zweifelnde Thomas duckte sich und schlich davon, aber an seiner Stelle meinte ein anderer Junge: „Echtes Silber oder nicht — mir ist's gleich; ich zieh' ein Paar guter, gesunder Beine irgendwelchen Krücken vor.“

Erik zuckte bei den Worten zusammen und verzog das Gesicht; denn er war in bezug auf seine Mißgestalt außerordentlich empfindlich; allein er war nicht von ungefähr der Anführer dieser wilden Bande geworden — er verstand es, solcher meuterischen Gesinnung zu begegnen.

„Sol!“ rief er, „das zeigt, wieviel Verstand du hast! Irgend jemand kann ein Paar guter, gesunder Beine haben. Ich könnte das auch! Für fünf Dollars könnte ich meine Beine vom Doktor fixen lassen — und ich habe die fünf Dollars auch!“ setzte er mit schmähtlicher Hintansehung der Wahrheit hinzu, „aber ich würde das nie tun. Ich mag lieber Krücken haben; ich kann mehr damit ausrichten. Ich kann auf sechs verschiedene Weisen eine Treppe hinaufsteigen. Uebrigens“ — damit spielte er seinen größten Trumpf aus — ging der größte General, der je gelebt hat, an Krücken. Der hatte eine Million Soldaten in seiner Armee und nicht einer davon war so ein guter Streiter wie er.“

„Wie hieß der General, Erik?“ fragte der rotköpfige Maginnis.

„Ich sag' dir's einmal, wenn wir allein sind, Ned,“ antwortete der Invalide finster.

Am Nachmittage desselben Tages hätte man den „Ned“ auf demselben Hinterhofe unter Eriks Anleitung mit einem in die Höhe gebundenen Bein und mit Eriks alten Krücken unter den Achseln allerlei Manöver ausführen sehen können, während die übrigen Buben — durch des Invaliden Nachtgebot aus dem Hofe verbannt — neidisch durch die Ritzen und Astlöcher in der Fenz lugten.

Am ersten Sonntage, nachdem Erik dem Pastor das Versprechen, zur Sonntagschule zu kommen, gegeben hatte, war der Anabe wieder einmal krank. Das war, wie bemerkt, bei ihm nichts Ungewöhnliches. Es verbrachte wohl ein Viertel seines Lebens auf dem Krankenlager, so daß gar oft, wenn die Bubenbande, wie gewöhnlich, morgens um das Hotel schlich und ihrem Anführer durch Pfeifen und Rufen ihre Anwesenheit kundtat, der Wirt selber in der Thür erschien und rief: „Boys, Erik ees sick to-day!“ Heute aber, wiewohl er so schwach und elend war, daß er zitterte, auch nicht einmal ein Stückchen Zwieback zu sich nehmen konnte, bestand er darauf, aufzustehen und zur Sonntagschule zu gehen.

„Aber Kind,“ remonstrirte die Mutter, „der Herr Pastor erwartet dein Kommen gar nicht, wenn du krank bist. Ich will ihm Wort hinüberschicken, damit er weiß, wie es um dich steht.“

„Tu das nicht, Mutter,“ bat der Kleine ernst. „Er möchte denken, ich tu bloß so und mache ihm was vor; denn er weiß, daß ich nicht gehen wollte.“

So ging er denn trotz der mütterlichen Warnung davon. Er wäre ohne Zweifel schon unter normalen Verhältnissen auf diesem für ihn neuen und sehr unliebsamen Gang aufgeregt gewesen, aber als er in seinem heute besonders elenden Zustande die Kirche betrat und den Gang zwischen den Bankreihen hinaufhumpelte, begann der ganze Raum sich vor ihm zu drehen,



und das Summen unter den bereits versammelten Kindern kam ihm plötzlich vor wie das Rauschen mächtiger Gewässer. Er fühlte sich schwächer werden und merkte, er werde sein Ziel nicht erreichen können. Er blieb stehen — wie er mit schwindenden Sinnen noch wahrnahm — unmittelbar vor einer Mädchenklasse. Lieber als da zusammenfallen, wollte er sterben. Seine letzten Kräfte zusammenraffend, wankte er noch einige Schritte weiter, der Frau Pastor entgegen, die ihn mit freundlichem Lächeln erwartete. Zu ihren Füßen sank er zwischen seinen Krücken still zu Boden.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich in des jungen Pastors Armen draußen in der Vorhalle der Kirche, kalte Wassertropfen auf seinem Gesicht, umgeben von mitleidigen Leuten, aus deren Reihen er vernahm, daß man im Begriffe sei, ihn nach Hause zu bringen.

„Wartet,“ flüsterte er mit schwacher Stimme, „ich will erst meinen Nidel abgeben. Er ist in meiner Westentasche.“

Da suchte denn eine der umstehenden Damen mit behandschuhten Fingern in des Kleinen Westentasche, bis sie unter Knöpfen, Stücken von Bleistiften, Pfropfen und allen möglichen anderen Dingen, die ein Junge hochhält, den Nidel fand und ihn seiner Klasse gutzuschreiben versprach.

Dieser außerordentlich heftige Anfall seines heimtückischen Leidens griff den Knaben mehr an als je zuvor, und es verging eine Woche, ehe sein bleiches, schmales Gesichtchen und sein kraftloses Körperchen wieder im Sonnenschein auf den Verandastufen erschien.

Im Laufe jener Woche hatte ihm jemand einen Wagen geschickt — ein schönes, kleines Gefährt, feuerrot angestrichen, mit stählernen Speichen, Gummireifen und wirklichen Deichseln, so daß man eine Ziege oder einen Hund davorspannen konnte. Er bot einen Anblick, der jedes Hühnerherz mit Freude erfüllen mußte, und an zwei oder drei Tagen, während welcher Erik noch zu schwach zum Spielen war, saß der kleine Invalide und betrachtete seinen Wagen — stundenlang.

Ab und zu erschien einer seiner barmherzigen kleinen Freunde, stellte sich gutmütig zwischen die Deichseln, ließ sich einen Strick als Zügel um die Arme binden und machte den Gaul, indem er den Krüppel im Wagen umherzog. Das war freilich nett und anerkennenswert, aber Erik verlangte nach einem vierbeinigen Zugtier, nach einem solchen, das einem wirklichen Pferde ähnlicher war, und selbstverständlich fiel seine Wahl auf seinen Watsch. Watsch war im Grunde kein sehr sanftmütiges und friedfertiges Tier. Unter den Haken in der ganzen Nachbarschaft führte er ein wahres Schreckensregiment; jedem vorübertrabenden Köter lieferte er eine Schlächt; er schnappte bei Gelegenheit den auf der Straße vorübergehenden Leuten nach den Beinen und stand in dem üblen Rufe, selbst vor Hühner- und Kükenmord nicht zurückzuschrecken. Seinen Herrn aber, den unglücklichen Invaliden, liebte er mit der ganzen Inbrunst seines Hundeherzens. Von ihm hatte er sich von klein auf alles gefallen lassen, ohne jemals zu knurren. So stand er auch jetzt willig und geduldig wie ein Lamm im Hofe, während der Knabe mühselig und unbeholfen aus Strickseilen ein Geschirr zusammenflickte und ihn damit vor den Wagen spannte.

Als jedoch der Kutscher aufgestiegen war und es nun ans Wagenziehen gehen sollte, schien dem Tiere einzufallen, daß es dazu doch eigentlich nicht auf der Welt sei. Auch mag es gedacht haben, daß es von Rechts wegen schon zu alt sei, neue, nie vorher gesehene Kunststücke zu erlernen, selbst wenn es galt, damit seinem kleinen Herrn eine kleine Freude zu bereiten. Genug, Watch wand sich aus dem jämmerlichen Geschirr heraus und gab damit zu verstehen, daß er nicht mehr mitmachen wollte. Unglücklicherweise, obwohl ganz unbeabsichtigt, warf er dabei auch noch den Wagen um, so daß der hilflose Kutscher auf die Erde herausspurzelte. Der Knabe, noch immer schwach und reizbar, geriet darüber in Zorn, ergriff eine seiner Krücken und versetzte damit — zum erstenmal in seinem Leben — seinem geliebten Freunde einen Schlag.

Watch, der mehr vor Erstaunen als vor Schmerz ein Geheul ausgestoßen hatte, flog durch das Gostor und rannte die Straße hinab, und der Junge, überwältigt von der Enormität seiner Freveltat, stand einige Augenblicke wie vom Donner gerührt, bleich wie der Tod, stieß dann einen unartikulierten Schrei aus und setzte dem Tiere nach.

Der Hund war nirgends mehr zu sehen. Straße auf und Straße ab, mit einer Kraft, die nur die reinste Verzweiflung möglich machte, schwang der Knabe sein verkrüppeltes Körperchen zwischen seinen Krücken vorwärts. Von einem Lieblingsaufenthalt seines vierbeinigen Kameraden zum andern eilte er — zum Hintergäßchen des Postamtes, nach Hendriks Bauholzhof, zur Käferei, nach Wilsons Fleischmarkt — und rief an jeder Straßenecke, an jeder Gassenkreuzung mit gellender, angstestimmter Stimme sein: „Here, Watch! Here Watch!“ Doch da war kein Watch, der ihm mit lachenden Augen und wedelndem Schwanz, wie sonst immer, entgegengesprungen kam. In des Knaben Augen standen Tränen, seine Lippen zuckten krampfhaft, und bitteres Weh erfüllte sein Herz — das Weh der Reue, das so alt ist wie die Menschheit selbst.

So gelangte er endlich an die Grenze des Städtchens. Dort auf einem Ager spielten einige Knaben, unter denen er den roten Maginnis erblickte, Ball. In seinem Jammer nahm Erik nicht den Pfad wahr, auf dem er ohne irgendwelche Schwierigkeit hätte zu den Ballspielern gelangen können, sondern kämpfte sich mühselig, die Schönheit seiner Krücken total vergessend, durch hohes, staubbedecktes Unkraut und Dornestrüpp. Seine Hände und Wangen, von den Dornen zerkratzt, bluteten, als er den Spielplatz erreichte.

„Jungens, Watch ist fort!“ stieß er mit schwacher Stimme hervor. „Helft mir ihn suchen!“

Es gibt nicht viel, das einem Knaben mehr Vergnügen macht, als eine Jagd, einerlei, was das Jagdobjekt sein mag. Mit dem Ballspiel war's für heute vorbei. Nach einer kurzen, dafür aber um so lauterem Beratung stürmte die Bande schreiend davon. Möchte sie aber noch so schnell laufen, der kleine Krüppel hielt mit ihr Schritt, obwohl ihm vor Aufregung die Brust zu plagen drohte. Nichts hielt ihn zurück, nicht einmal eine sogenannte

Barbed-wire-Fenz, an der er seine Kleider zerriß und seine Hand verwundete und die den Firnis an der Krücke arg mitnahm.

Nach langem vergeblichen Suchen beschloß man, sich zu trennen und die Jagd nach verschiedenen Richtungen hin fortzusetzen. Niemand nahm Rücksicht auf den Invaliden; man ließ ihn allein. Es war auch einerlei — er konnte doch nicht weiter mitmachen. Müde und krank an Leib und Seele, gab er das Suchen auf und schleppte sich heimwärts.

Watsch war noch nicht heimgekehrt, sonst hätte er sicher, seinen kleinen Herrn erwartend, auf den Stufen gelegen. Er war nicht da, und dem Knaben entfloß momentan der letzte Hoffnungsstrahl. Dann, als wäre ihm plötzlich ein rettender Gedanke gekommen, steuerte er über die Straße, dem Pfarrhause zu und zog die Klingel. Der Pastor war glücklicherweise zu Hause.

„Mister Pastor,“ begann Erik aufgeregt, „Watsch ist fort — verloren! Glauben Sie, daß Sie mir helfen könnten, ihn wiederzufinden? Ich bitte Sie nicht gern darum, aber Swan Swanson ist am Schaffen in der Brickyard, und ich weiß mir sonst nicht zu helfen.“

Tiefes Mitleid ergriff des jungen Mannes Herz beim Anblick der staubbedeckten kleinen Jammmergestalt mit den fiebergeröteten Wangen, den müden Augen und der zitternden, Hilfe heischenden Stimme.

„Ganz sicher werde ich dir helfen!“ rief er. „Aber du mußt nun nach Hause gehen und dich ausruhen; du bist todmüde. Beängstige dich auch nicht mehr. Selbst wenn wir den Watsch nicht sofort finden sollten, so habe ich doch keinen Zweifel, daß er zurückkehrt. Er hat dich viel zu lieb, als daß er lange von dir wegbleiben könnte.“

„Nein, Mister Pastor“ — fast kreischend brachte der Knabe die Worte hervor — „der kommt von selber nie mehr zurück! Ich habe ihn geschlagen! Und er — er hat mich mehr geliebt als sonst irgend jemand auf der Erde! O, ich wollte, ich wäre tot!“

In erschütterndem Schluchzen machte sich der lange unterdrückte Gram Luft in des Kindes Herzen. Erik weinte laut. Das brachte ihm endlich Erleichterung. Der Pastor ließ ihn auf den Hotelstufen zurück und eilte davon, seinem Versprechen nachzukommen. Eine Stunde lang lief er im Städtchen umher und stellte Nachforschungen an — vergebens. Wohl stieß er auf einige von Eriks Jägern, erfuhr aber auch nichts durch sie, bis endlich auf einer der letzten Vorstadtstraßen mit dem Hute in der Hand, sein rotes Haar wild den Kopf umflatternd, der rote Maginnis durch den Staub dahergeerannt kam. Unheil ahnend, blieb der Pastor stehen und erwartete ihn.

„Pastor,“ rief der Junge, so laut als es ihm bei seiner Atemlosigkeit möglich war, „der Watsch ist tot! Der Mann, der kürzlich vom Lande herein und in Osborns Haus gezogen ist, hat ihn beim Eierausfaugen entdeckt und — und hat ihn erschossen!“

„Ist er tot?“ fragte der Pastor entsetzt.

„Ja, tot ist er und liegt draußen auf der Straße; sein Kopf ist ganz voll Schrot.“

Es war nur zu wahr. Als der Pastor den Schauplatz erreichte, stand



bereits eine Gruppe erregter Buben im Kreise um den toten Hund her und schaute mit Grauen in die verglasten Augen.

„Hört einmal, ihr Jungen,“ sagte der Pastor besorgt, „dies kann für unsern armen Erik verhängnisvoll werden. Ich wünsche, daß ihm niemand von euch davon Nachricht bringt; denn das könnte böse Folgen haben. Ich selber will ihm davon sagen. Sollte ihn einer von euch eher zu sehen bekommen als ich, so schide er ihn mir auf meine Studierstube.“

„O, Herr Pastor,“ rief plötzlich einer der Knaben, „schau'n Sie mal — dort!“

Wie die Knaben, die den Ruf vernommen hatten, so wandte sich auch der Pastor um und — war einen Augenblick in Versuchung, seine Pflicht zu versäumen und zu fliehen vor dem, das ihm nun offenbar bevorstand; denn in der Ferne erblickte er eine kleine gekrümmte Gestalt, die sich in schier unglaublicher Eile zwischen Krücken heranarbeitete.

Der Pastor machte keinen Versuch, Erik anzuhalten und ihn vorzubereiten; denn aus des Invaliden ganzem Gebahren ging deutlich hervor, daß er bereits alles wisse. Der Kreis der Umstehenden öffnete sich — beinahe ehrerbietig — als der Bedauernswerte, leuchtend und vor Ermattung wankend, herantrat. Der Knabe sprach kein Wort, bewegte kein Glied. In unsagbarem Weh starrte er nieder auf die Leiche seines besten Freundes, und Todesblässe lag auf seinen hohlen Wangen. Langsam lösten sich seine Finger von den Griffen der Krücken, und er fiel, ehe ihn jemand fassen konnte, besinnungslos über den Körper des Hundes.

Traurig trugen sie ihn heim und brachten ihn zu Bett. Mit seiner Erholung ging es gar nicht nach Wunsch. Tagelang lag er in einer Art Betäubung, einem barmherzigen Halbschlummer. Der Arzt schüttelte den Kopf und sagte, eine Saite im Herzen des Kindes sei gesprungen; die fast einzige Triebfeder, sein elendes Leben weiterzuschleppen, sei ihm genommen, mit ihm ginge es dem Ende zu. Doch habe des Hundes Tod das bereits Unabwendbare bloß beschleunigt.

Der Pastor, dessen Umgang der Kranke, wie es schien, dem seiner eigenen Eltern vorzog, ließ es sich nicht gereuen, einen Teil jedes Tages an seinem Bette zuzubringen. Er hätte so gern gewußt, wie es um des Knaben Seele stand. Seine Nachforschungen offenbarten ihm, daß es damit keineswegs gut stand. Die Eltern, deren einziges Streben darauf gerichtet war, soviel als möglich von den Gütern dieser Welt zu gewinnen, und die daher fast Tag und Nacht arbeiteten, waren dem Befehl Gottes: „Ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zu dem Herrn“, nicht nachgekommen, sondern hatten die religiöse Erziehung ihres Kindes fast ganz und gar vernachlässigt. Der Pastor, der das Ende des Kranken mit raschen Schritten herannahen sah, gab sich daher große Mühe, das von den Eltern Versäumte nachzuholen. Das war keine geringe Aufgabe, da dem Kinde fast alle religiösen Begriffe fehlten. Erik wußte — vielleicht aus den Gesprächen mit seinen Spielkameraden aus dem Hinterhof — daß es irgendwo einen sehr schönen und angenehmen Ort geben sollte, den man Himmel nenne und in den alles, was auf Erden lebt, nach dem Tode eingehe. Auch

hatte er von Engeln gehört, die am Eingange des Himmels gleichsam Wache hielten und das Thor öffneten und schlossen. Von dem Heilande jedoch, der den Menschen durch bitteres Leiden und Sterben jenen Himmel erworben und erkauft hat, wußte er nichts. Deshalb unterrichtete ihn der Pastor in den Heilswahrheiten, so gut es bei dem schwachen Begriffsvermögen des Kleinen möglich war, und betete viel mit ihm.

Der Knabe nahm alles dankbar an, doch wollte es oft scheinen, als könne er damit nicht ganz ins reine kommen. Ihm lag scheinbar vor allem daran, ob er im Himmel seinen Wath. wiederfinden werde und ob ihm der Hund den Schlag mit der Krücke verziehen habe, so daß er sich freuen würde, wenn sein früherer Herr ankäme.

Tropdem muß er doch im stillen über des Pastors Reden nachgedacht haben; denn eines Tages überraschte er diesen mit der Frage: „Wenn ein Junge, kurz ehe er stirbt, ein paar Lügen gesagt hat, glauben Sie, daß ihn dann die Engel in den Himmel lassen?“

„Welche Lügen hast du denn gesagt?“ fragte der Pastor.

„Ich habe den Buben gesagt, ich könne für fünf Dollars mein Bein fixen lassen und daß ich lieber an Krücken ginge als auf gesunden Beinen. Ich habe ihnen auch gesagt, ich wüßte von einem General, der an Krücken ließe und eine Million Soldaten hätte — und — und das ist alles nicht wahr.“

Mit Freuden ergriff der Pastor diese Gelegenheit, ihn über Sünde, über Buße und über die Vergebung der Sünden zu unterrichten, die Jesus uns erworben hat. Er ermahnte ihn zur Reue über seine Sünden, auch über die genannten Lügen, und wies ihn hin auf Jesus, der auch die Sünder liebhat und sie rein macht von allen ihren Sünden, wenn sie zu ihm kommen.

Müde erwiderte der Kleine: „Mir tut alles leid, womit ich unrecht getan habe — ich will zu Jesu gehen.“

Gleich darauf fiel Erik in den Schlaf, und der Pastor verließ leise das Krankenzimmer und ging heim.

Als er am folgenden Morgen über die Straße gehen wollte, um, wie gewöhnlich, seinen kleinen Freund zu besuchen, erblickte er eine blonde Frau, die, bitterlich weinend, sich bemühte, einen weißen Flor an der Thür des Hotels zu befestigen. Erik war daheim.



---

---

## Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
Wie die Post ins Pfarrhaus an der Piqua Road kam . . . . .	3
Wie der Frits zu seinem Hunde kam . . . . .	12
„Ich hatt' einen Kameraden“ . . . . .	23
Die Perser und die Frau . . . . .	52
Wie Onkel Otto in Gefahr geriet, seinen Frieden zu verlieren, ihn jedoch zurückeroberte . . . . .	57
Eine Fahrt in die alte Buschheimat . . . . .	62
Eine Wintergeschichte . . . . .	78
Der Kirchendiener . . . . .	84
Der Bube und sein Hund . . . . .	100
Wie der Kandidat ins Amt reiste und wer mit ihm fuhr . . . . .	108
Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr . . . . .	127
Erst . . . . .	137

---

---



# Deutsche Bücher zur Unterhaltung.



## Unsere unübertreffliche Hausbibliothek. „Blätter und Blüten“ Band 1--22, 24--26.

Preis, \$1.00 per Band, 6 Bände für \$5.00.

Eine Haus- und Familienbibliothek in wunderschönen Prachtbänden, voll des mannigfaltigsten Inhalts zur Belehrung und Unterhaltung für jung und alt. 25 Bände, bis zu 392 Seiten stark und aufs reichste illustriert.

Sie sind eine reiche Schatzkammer für jedes Haus, für jedes Lesezimmer und bieten eine Fülle des Wissens wie der Unterhaltung dar. Jeder Band enthält eine Reihe sorgfältig ausgewählter oder eigens geschriebener Erzählungen, viele Geschichten und Beschreibungen, Artikel über historische Begebenheiten wie über naturgeschichtliche Gegenstände, Medizinisches, Haushaltungsangelegenheiten, Völkerkunde, Sprüche, Rätsel, Jugendfreuden, eine Abteilung für die Kleinen u.s.w., u.s.w.

Nachstehend sind nur einige wenige Hauptfächer aus jedem Bande genannt:

**Band 1.** 106 Illustrationen. Erzählung Direktor Lindemanns: Wohl dem, der Freude an seinen Kindern hat. Viele hübsche Gedichte, spannende Erzählungen und Beschreibungen.

**Band 2.** 109 Illustrationen und koloriertes Titelblatt. Erzählung Dr. Lindemanns: Der tyrannische Vater. Prächtige Erzählungen, Beschreibungen, Gedichte u.s.w.

**Band 3.** 143 Illustrationen, darunter mehrere kolorierte Bilder und Einlagen. Erzählung Dr. Lindemanns: Die Witwe und ihre Kinder. Andere Erzählungen, Gedichte und Beschreibungen.

**Band 4.** 114 Illustrationen. 11 Bunt- und Einfarbtabilder. Spannende Erzählungen, Beschreibungen, Gedichte u.s.w.

**Band 5.** 72 Illustrationen. 9 Bunt- drucke. Erzählungen: Ein Schauspiel der Welt (Christenverfolgung); Martin Luthers

art; Margarete v. Kunheim, Luthers Tochter. Artikel, Beschreibungen, Gedichte u.s.w.

**Band 6.** 170 Illustrationen, 9 Bunt- drucke u.s.w. Erzählungen, Gedichte, die Gräber unserer Präsidenten, Haager Konferenz, Weltumschau.

**Band 7.** 180 Illustrationen, 8 Bunt- drucke. Erzählungen, Gedichte. „Nazarena.“ Die Denkmäler der Bundeshauptstadt. Weltumschau.

**Band 8.** 185 Illustrationen, 9 Bunt- drucke. Erzählungen: Aus Luthers Tagen, Aus dem Westen, aus dem Kriegesleben und von der Farm. Prinz Heinrichs Besuch. McKinlehs Ermordung. Die Vulkan- Heimfuchungen.

**Band 9.** 190 Illustrationen, 12 Bunt- drucke. Erzählungen: Ein hartes Herz; Der Nachlaß des Pastors; Königin Wilhelmine; Nordlandsgefahren. Fenstergarten. Jugendfreuden. Weltumschau.

**Band 10.** 195 Illustrationen, 9 Bunt-drucke. Erzählungen: Der Leuchtturm und seine Wächter; Mein Freund Karl. Der Iroquois-Brand; Der Brand von Baltimore. Jugendfreuden; Für die Kleinen; Weltumschau.

**Band 11.** 190 Illustrationen, 7 Bunt-drucke. Erzählungen: Wie einer ein Künstler wurde; Schuld und Rettung; Löbchen der Harfenspieler. Artikel: Die Bienen-zucht; Die Klapperschlange; Der Balfisch-jang; u. s. w. Für die Kleinen; Jugend-freuden.

**Band 12.** 208 Illustrationen, 4 Bunt-drucke. Erzählungen: In Angst und Not! Simon Dachs einäugige Liebe; Better Michel. Der Ausbruch des Vesuv; Das Erdbeben und der Brand von San Francisco. Für unsere Kleinen; Jugendfreuden. Weltum-schau.

**Band 13.** 190 Illustrationen, 12 Bunt-drucke. Erzählungen: Die Lumpen-Viez; Erinnerungen an ein altes Pfarrhaus; Hüttenbarn. Artikel: Schicksal eines Fichten-haumes; Die Rose; Das Blutbad am Little Pig Horn; Automatische Warenverkäufer; Im Konzertsaal der Welt.

**Band 14.** 150 Illustrationen, 8 Bunt-drucke. Erzählungen: Unter dem Schwarzen Prinzen; Saat und Ernte; Papa tapeziert; Friedrich Berthels. Der kleine Not-helfer; Der Barbier im Altertum. Gedich-te; Jugendfreuden; Für unsere Kleinen; Sprüche für Haus und Beruf.

**Band 15.** 175 Illustrationen, 7 Bunt-drucke. Erzählungen: General Sherman's Vär; Ein Abenteuer auf der Themse; Eine aufregende Nacht. Das Erdbeben in Süd-italien; Abraham Lincoln. Gedichte; Sprüche; Biblische Rätsel; Jugendfreuden; Für unsere Kleinen.

**Band 16.** 150 Illustrationen, 1 Farben-bild, Vaterunser in Bildern (16) als Sepa-rat-Einlage. Erzählungen: Die Schwestern; Mutter Andrea; Eine wädere Lat; Flügel. Die Stubenliege. Gedichte, Sprüche, Rät-sel, Jugendfreuden, Für die Kleinen.

**Band 17.** 170 Illustrationen, 9 Farben-bilder. Erzählungen: Der Hofnarr; O diese Professoren; Ehre Vater und Mutter; Aus Schreckenstag; Waren es Engel? Stammt der Mensch vom Affen ab? Graf Pinzen-dorf, Die Welt des Mars, David Zeis-berger. Gedichte, Sprüche, Rätsel.

**Band 18.** 180 Illustrationen, 2 Farben-bilder. Erzählungen: Als das Alte stürzte (Reformationszeit); Die ganze Kompanie; Unangenehme Ueberraschung; Jummel-manns Testament; Wie Wpungu einen Vater fand; Der alte Herr Professor;

Sigrid Hansen. Artikel, viele geschichtliche Abhandlungen, Beschreibungen, Gedichte, Sprüche, Rätsel, Jugendfreuden.

**Band 19.** 111 Illustrationen, 3 Ein-schaltbilder. Erzählungen: Das Luther-gebet. Die Krögers. Die Anfänge der Batalemmission, Die Seeschlacht bei Tschu-schima, Erinnerungen aus dem Kriegsjahr 1870 (von D. G. Stöckhardt †). Humor, Sprüche für Hochzeiten und Feste. „Die Wunder der Natur“, eine stark illustrierte Serie der interessantesten und lehrreichsten Dinge aus dem Tier-, Pflanzen- und Mi-neralreich.

**Band 20.** Born ein Kunstwerk: „Die Sonne, die mit lacht“, 12 überaus feine Zeichnungen von Rudolf Schäfer zu 12 Ver-tern von Paul Gerhardt, nebst erläutern-dem Text. Viele Illustrationen, 6 Ein-schaltbilder. Erzählungen, Artikel, Gedichte und Skizzen in bunter Fülle, reich illu-striert.

**Band 21.** Geschichte des Krieges; mit vielen Bildern, 8 Einschaltbilder. Erzäh-lungen: Perlen im Schnee, Herrn Schül-ners Idee, Die Germanen zur Zeit Christi, Kandidat Linzenbarth, Als die Deutschen einmarschierten. Artikel, Beschreibungen und Abhandlungen, stark illustriert, Ju-gendfreuden.

**Band 22.** 195 Illustrationen. Erzäh-lung: Laß dir an meiner Gnade genügen; Allerlei fürs Haus; Der glückliche Schiff-bruch; Vögel als Handwerker; Glück im Unglück, Träume, Durch Gottes Schule, Jugendfreuden. Der Weltkrieg. Weltum-schau.

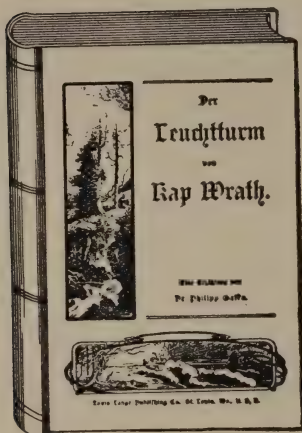
**Band 24.** Jules Breton, eine überaus lehrreiche, zeitgemäße Erzählung aus der Kolonialzeit. Prächtige Gedichte, Abhand-lungen, Skizzen, Erzählungen, Jugend-freuden, Für die Kleinen. Unser Heim. Der kleine Gratulant mit allerhand Glück-wünschen.

**Band 25.** Silberjubiläums-Band. Jedem etwas bietend, unterhaltend, belehrend, mit abwechslungsreichem Lesestoff, bringt er gebaltvolle Erzählungen, vorzügliche Ge-dichte, gediegene Abhandlungen, reichsten Bilder Schmuck. Das Buch wird allen -jung und alt - angenehme Stunden be-reiten.

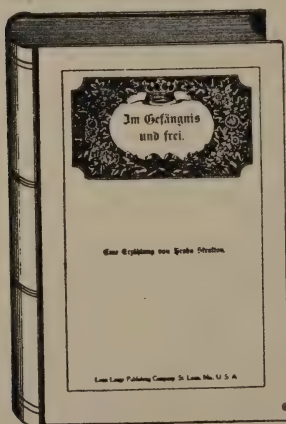
**Band 26.** Erzählungen: Durch Stille-sein und Hoffen; Zur rechten Zeit; Die Schneisenjagd; Die Ueberraschung; Die letzte Fahrt; Tante Minna und Schwester Marie; Das fünfte Rad am Wagen; Die vermeintliche Schuld; Lorchen in der Reise-lutsche; Glück. Reich illustrierte Artikel, Humor, Gedichte und eine Anzahl separa-ter Bilderbeilagen.

**LOUIS LANGE PUBLISHING CO., ST. LOUIS, MO., U. S. A.**

## Anderere Bücher unseres Verlags.



**Der Leuchtturm von Kap Wrath.** Von Dr. Ph. Goffe. Verschlungen wie die Wendeltreppe, die zum Laternenraum des alten Leuchtturms emporführt, dunkel wie die unheimliche Höhle in der Nähe desselben, sind die Pfade, welche sich in der Erzählung entwirren und in denen der Wärtter eine so traurige Rolle gespielt. **Preis, \$1.00.**



**AETHELBURGA.**  
A story of Anglo-Saxon times by Prof. W. Schmidt. The book contains 300 pages with 18 illustrations. The scenes of the story are mostly laid in England at the time of King Alfred the Great, when Christianity had spread almost throughout that country, often suffering from the heathen Vikings and Northmen, who still adhered to the worship of the old Germanic idols and in their raids and robbing expeditions would capture Christians and subject them to slavery. A pleasing and interesting story, written in a Christian spirit. **Price, \$1.50.**



**A Welcome Gift for the Boys!**  
**COL. LINDBERGH (The Lone Eagle)**  
**His Life and Achievements**  
By G. Buchanan Fife.

Contains Col. Charles A. Lindbergh's First Authentic Statement of the Atlantic Flight. With a valuable Chapter on the Navigation of the "Spirit of St. Louis", by Captain Robert Schofield Wood.

A handsome book, bound in maroon textile leather, embossed design, semi-flexible and gold stamping, illustrated with 37 full-page halftone pictures.

**Price, \$1.00.**



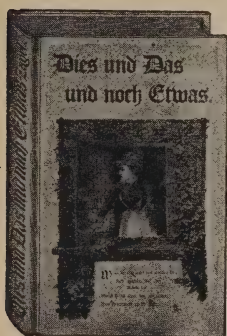
**Im Gefängnis und frei.**

Erzählung aus dem Englischen von Sebba Stratton. Der Stil, in welchem die ganze Erzählung geschrieben ist, ist so einfach, so schlicht, so herzensprechend, daß es ein Genuß ist, sie zu lesen.

**Preis, \$1.00.**

**LOUIS LANGE PUBLISHING CO., ST. LOUIS, MO., U. S. A.**





**Dies und Das und noch Etwas.** Von H. S. Bagel. Schon der Titel verrät genug Abwechslung und reichen Inhalt. Ernstes und Heiteres, Lehrreiches und Unterhaltendes bringt das Buch in buntem Gemisch und doch hübsch untereinander, bis „Mine blattdünne Red“ einen unergleichlich schönen Schluss bildet. Wir haben eine neue Auflage dieses höchst interessanten Buches hergestellt.

Preis, \$1.25.



**Der Irre von St. James.** Aus dem Tagebuche eines Arztes. Von Philipp Galen. Ein reicher englischer Lord wird von Verwandten seines Vermögens wegen angefeindet, und es gelingt ihren Umtrieben, ihn ins Irrenasyl von St. James zu bringen, wo ihn ein hervorragender Arzt findet und sich seiner annimmt. Eine höchst spannende Erzählung, die von vielen wiederholt gelesen wurde.

Preis, \$1.00.



**Aus Frühlingstagen.** Von H. S. Bagel, Verfasser von *Jack Roostand*.

Wer „Roostand“ gelesen hat, weiß auch, was an humorvollen Blandereien in diesem neuen Buche Bagels zu erwarten ist. Es wird in seiner schönen Ausstattung, mit Illustrationen von A. Russell, jedem Leser manche bettere Stunde bereiten und Grüßen vertreten helfen.

Preis, \$1.60.



**Heimwärts.** Gedichtsammlung von F. B. Lehigh.

Die Gedichte sind nicht nur musterghiltig, sondern auch von echt christlichem Geiste durchweht.

Das schön ausgestattete Buch enthlt zwölf prächtige Federzeichnungen, die der Verfasser selbst geliefert hat.

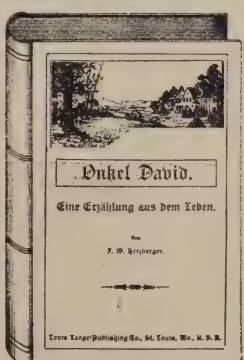
Das Buch eignet sich sonderlich zu Geschenkzwecken.

Preis, \$1.00.



**Reisebilder aus den Vereinigten Staaten.** Unter den deutsch-amerikanischen Schriftstellern hat sich Herm. S. Bagel mit seinen Schilderungen des amerikanischen Landes und Stadtlebens, besonders aber durch seine vorzüglichen Reisebeschreibungen eine hervorragende Stelle errungen. Wir bieten in dem vorliegenden Bande das Vortrefflichste, das aus seiner Feder geflossen ist. — Eine seine Festtagsgabe!

Preis, \$1.25.



**Onkel David.** Eine Erzählung aus dem Leben.

Diese äußerst spannende, packende und lehrreiche Erzählung entstammt der Feder unseres alten Freundes F. B. Lehigh. Wer den lieben Onkel David durch Freude und Leid hindurch an Hand dieses Buches begleitet, der muß ihm bald auch ein Plätzchen im Herzen einräumen.

Preis, \$1.00.

## Andere Bücher unseres Verlags.

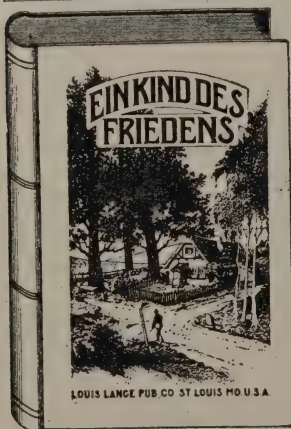


**Johannes Knades Selbsterkenntnis.** Eine Erzählung aus der Zeit der Reformation, von C. Quandt. Eine spannende Geschichte, wie durch alles Wüten und Toben der Gegner die Wahrheit nicht unterdrückt wird und Gott die Seinen oft auf eine wunderbare Weise rettet und erhält. Das Buch ist 300 Seiten stark. Brosch.  
Preis, 50 Cents.



**Bilder aus dem Heiligen Lande.**

Dieses Buch ist mit vier wunderschönen Farbendruck und mit nicht weniger als 170 Illustrationen geziert. Es enthält 17 Kapitel. Auf der Bahn von Jaffa nach Jerusalem. Gethsemane und Golgatha. Der Tempelplatz und andere Sehenswürdigkeiten. Ein schönes Festgeschenk!  
Preis, \$1.25



**„Ein Kind des Friedens.“**

Von

Philipp Galen.

In dieser stimmungsvollen Erzählung macht uns der Verfasser mit einem edlen Major bekannt, der auf Schritt und Tritt Frieden verbreitet. Der friedliche Waldduft lagert sich über die ganze Erzählung, und es wird den Lesern in der Urkraft unserer Tage wohl tun, sich an dem schlichten, männlichen und edlen Charakter des Helden der Geschichte zu erfreuen. Wir hoffen, daß recht viele sich das Buch kommen lassen.

Preis, \$1.25.

**LOUIS LANGE PUBLISHING CO., ST. LOUIS, MO., U. S. A.**



### Treue Herzen.

Zwei Erzählungen für die Jugend von Marg. Lent. „Lotte.“ „Der Hirtenknabe.“ Illustriert von C. Ritscher. Beide Erzählungen haben einen geschichtlichen Hintergrund. Köstlich ist schon der Anfang der ersten, in der die Kindesstreu geschildert wird. Wiegt hier der Humor vor, so in der zweiten der gemüthvolle Ernst der Dienertreu des Hirtenknaben. Preis, 75 Cents.



### Mein Sorgenkind.

Von Marg. Lent. Die Erzählungen von Marg. Lent sind zu den besten zu rechnen, die geschrieben worden sind. „Mein Sorgenkind“ schildert ein eitles Mädchen, das durch Weltlust in Not gerät, aus der ihr aber durch Gottes Gnade wieder geholfen wird. Preis, 50 Cents.



### „Maranatha“.

d. h. „Der Herr kommt.“

Von Pastor C. Rathle.

Wir leben in einer ernsten, bewegten Zeit, die nach der Schrift voll Versuchungen und Anfechtungen sein wird. — Das Buch enthält 41 sehr zeitgemäße Betrachtungen über die Neuzeit und ist sehr schön ausgestattet. Preis, \$1.00.



### Der Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Nach allen zugänglichen Quellen bearbeitet von C. L. Janzow. Reich illustriert. Eifrig sollen wir bestrebt sein, uns mit der Geschichte des Landes, an der wir Deutsch-amerikaner hervorragenden Anteil haben, recht vertraut zu machen! Preis, \$1.75.

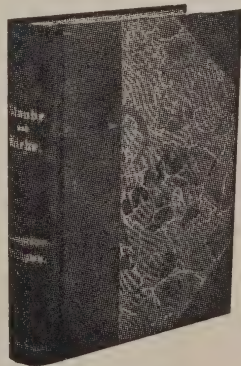
### Neue Auflage!

### Glaube und Liebe.

Eine Sammlung von Predigten über die Evangelien des Kirchenjahres, von D. C. C. Schmidt, †

Pastor der ev.-luth. Kirche zum Heiligen Kreuz zu St. Louis, Mo. — Pastor C. C. Schmidt war einer der begabtesten Prediger Amerikas. Dieser Jahrgang von 67 Predigten zeigt, wie vortrefflich er seinen Text auszu-legen verstand und die volle, reine Schriftlehre volkstümlich vorzutragen vermochte.

Preis, \$2.50.



LOUIS LANGE PUBLISHING CO., ST. LOUIS, MO., U. S. A.



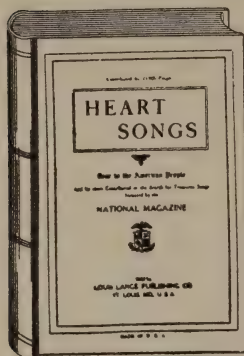
## Andere Bücher unseres Verlags.

### HEART SONGS

MELODIES OF DAYS GONE BY.

The Standard Song Book of the Home.

Contains 404 Songs!



"Heart Songs" is a collection of patriotic airs, songs of war, the sea lullabies, old plantation songs, ballads, hymns, college and school songs, children's melodies, sacred music, operas, popular concerts, chanteys, love songs, etc. Size of the book, 9x6½ inches. Bound in maroon cloth, stiff

board, extra quality clear white paper, rounded backs, opens flat, stamped in gold.

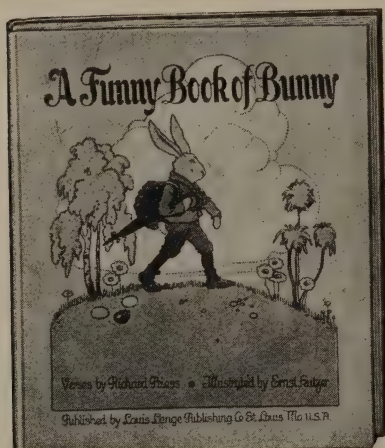
Price, \$1.25.



Die Liebe hört nimmer auf.

Von E. Marshall.

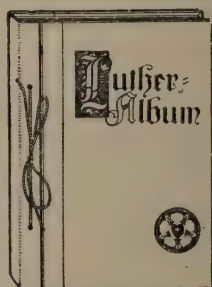
Die Erzählung führt uns in die stürmische, waffenklingende Zeit der Bürgerkriege Englands. Von Haß und Leidenschaften waren die Gemüter erregt, aber Liebe und Frieden wohnten allezeit in dem stillen Heim, das uns hier geschildert wird. Preis, \$1.25.



**A FAIRYTALE. By Professor R. Pries.**

This book consists of 48 highly colored pages, 7x8½, with catchy verses for children, illustrating and describing Bunny's travels around the world by boat and airship. Price, \$1.00.

LOUIS LANGE PUBLISHING CO., ST. LOUIS, MO., U. S. A.



**Luther-Album.**

Von August Lange.

Das ausgezeichnete Buch ist mit 24 Bildern der Luther-Galerie, gemalt von Wilhelm Weimar, und einem neuen Porträt, D. Martinus Luther, von A. Witsold, geschmückt. Preis, \$1.50.

## Andere Bücher unseres Verlags.

84 Weihnachtslieder mit  
Pianobegleitung.

Die besten deutschen Volks-  
lieder mit Pianobegleitung.



**Fröhliche Weihnacht.** Auf 108 Seiten bringt dieses Liederbuch alle die beliebtesten und gern gesungenen Christfestlieder in einem Bande, mit Pianobegleitung, in klarem, deutlichem Druck. Dies praktische Weihnachtsliederbuch enthält 84 der schönsten Lieder aus die Advents-, Weihnachts- und Neujahrszeit. Größe des Buches,  $8\frac{1}{2} \times 12$  Zoll. Preis, \$1.50.



**Liederschatz.** Band 1 und 2, dauerhaft gebunden. Diese beiden Bände enthalten eine vorzügliche Sammlung der besten deutschen Volkslieder mit Pianobegleitung, samt einem Anhang: Alpenlieder. — Die schönsten Liederperlen der deutschen Gefangenschaft sind von kundigen Händen für diese Sammlung mit großem Fleiße ausgewählt. Zwei ansehnliche Bände von  $8\frac{1}{2} \times 11\frac{1}{2}$  Zoll Größe und je 160 Seiten. Preis, \$1.50 per Band; beide Bände, \$2.75.



„Der Einsiedler vom Abendberg.“

Ein Seitenstück zum „Irren von St. James.“

Aus dem Tagebuch eines Arztes.“

Von Philipp Gallet.

Eine äußerst spannende Erzählung, die der Leser befriedigt aus der Hand legen wird. — Der Abendberg liegt am Abhang des Därtiger Grates am Thuner-See, oberhalb Interlaken in der Schweiz. — Der Erzähler befand sich hier zur Erholung und bekam so Gelegenheit, seinen Mitmenschen trost- und hilfreich zur Seite zu stehen.

Preis, \$1.25.

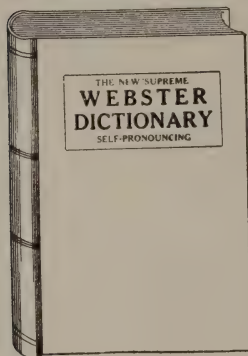
LOUIS LANGE PUBLISHING CO., ST. LOUIS, MO., U. S. A.

## Audere Bücher unseres Verlags.

### The New Supreme WEBSTER DICTIONARY

#### SELF-PRONOUNCING.

Revised and brought up to date. Contains many special features, not found elsewhere, and worth more than the



price of the book. They are: Standard English; Practical Syntax; Etymology; Punctuation; The Evolution of English Dictionaries. Contains 22 Supplementary Dictionaries on every-day subjects for ready reference. Radio Words and Terms. A Department of

Many, Facts Worth Knowing. Illustrated with full pages in colors. Handsomely and durably bound. Full size,  $7\frac{1}{2} \times 5\frac{1}{2}$  inches. Stamped in gold, square corners, red edges, 976 pages. In carton. Price, \$1.00.



#### Bismarck und seine Zeit.

Ein Werk, das nie veraltet. Von Dr. H. Dümmling.

Mit zahlreichen Illustrationen. Bismarck war gewiß einer der hervorragendsten Männer des vorigen Jahrhunderts, ein Charakter, dessen Eigenschaften aller Welt Achtung einflößten und von dem die Jetztzeit vieles lernen sollte. — 428 Seiten. Preis, \$1.50.

#### Was wir verloren haben.

Ein Prachtwerk mit 71 Illustrationen.

Von Wilh. Thiele.

Gelcitwort von Generalfeldmarschall v. Hindenburg. Eingangsgedicht: „Was wir verloren haben“ von Paul Warden. Textbeiträge von F. Vienhard, A. Brausewetter, H. E. Rosenger u. a. Es ist ein Werk von edelster Schönheit. In künstlerisch vollendeten Bildern zeigt es, was dem alten Vaterlande geraubt ward, die Edelsteine altdeutschen Besitzes. Bilder aus Posen, Ost- und Westpreußen, Oberschlesien, Elsaß-Lothringen, Schleswig-Holstein, Süd-Tirol und Unter-Steiermark; aus den Kolonien in Afrika, der Südsee, Deutsch-Samoarc. Preis, \$1.00.



LOUIS LANGE PUBLISHING CO., ST. LOUIS, MO., U. S. A.



# Die Abendsschule.

Deutsches, illustriertes Familienblatt.

Mit Beiblatt, Frauenfleiß.

Seht im 77. Jahrgang.

26 Hefte im Jahr, \$3.00. Nach dem Ausland, \$3.25.



Wir haben im letzten Jahr Hunderte von neuen Lesern bekommen durch die freundliche Mitwirkung unserer Leser. Wir sind sehr dankbar für solche Bemühungen und werden jederzeit das Verdienst der Leser anerkennen durch besondere Prämien, wie solche von Zeit zu Zeit in der **Abendsschule** angezeigt werden. Zugleich möchten wir noch weitere Kreise ermuntern, uns neue Abonnenten zuzuführen. Neue Leser können zu irgendeiner Zeit eintreten. Leser, welche ihre Subscription im voraus bezahlen, erhalten ein freies

Prämienbuch, und bei Nachzahlung von weiteren 50 Cents ein zweites Prämienbuch. Diesbezügliche Anzeigen sind ebenfalls in der **Abendsschule** zu finden. Neueintretende Leser sind ebenfalls zu einem freien Prämienbuch berechtigt. Man gebe an, welches Prämienbuch gewünscht wird. Der Subscriptionspreis der **Abendsschule** (\$3.00, für das Ausland, \$3.25) muß natürlich der Bestellung beiliegen. Probenummern der **Abendsschule** stehen jederzeit in beliebiger Anzahl frei zur Verfügung.

Die **Abendsschule** ist ein im christlichen Geist geschriebenes Familienblatt, das nicht nur alles Unchristliche aus seinen Spalten fernhält, sondern auch lehr- und trostreiche Leitartikel zur Erbauung der Christen bringt. Dazu interessante Erzählungen, Artikel aus der Natur- und Weltgeschichte zur Unterhaltung von jung und alt. Immer wieder bezeugen zahlreiche Leser der **Abendsschule** in ihren Briefen, wie gern sie die **Abendsschule** lesen, wieviel Nutzen sie daraus ziehen und wie begierig sie immer auf ihr Erscheinen warten.

LOUIS LANGE PUBLISHING CO., ST. LOUIS, MO., U. S. A.









